# Während des kriegs

Karl Braun


SIGILLVM · COLLEGII · COLVMBIAE · NOVI · EBORACI
IN LVMINE TVO VIDEBIMVS LVMEN

# Während des Kriegs

# Während des Kriegs.

Erzählungen, Skizzen und Studien

von

**Karl Braun,**
Mitglied des Reichstags.



Leipzig,
Verlag von Duncker & Humblot.
1871.

## Herrn Dr. H. B. Oppenheim.

Berlin im Mai 1871, Königgräzer Straße 55.

Lieber Freund! Wenn ich Ihnen dies Opus dedizire, so geschieht es zunächst in egoistischer Absicht. Sie haben bisher Alles, was ich geschrieben, mit scharfen und kritischen Augen gelesen und mir ihre tadelnden Bemerkungen nicht vorenthalten. Ich hoffe, Sie thun dies auch in Zukunft. Ich verdanke Ihnen manche Belehrung, deren ich recht sehr bedarf. Denn ich bin leider nichts weniger, als ein „Classiker“. Auf der andern Seite haben Sie aber auch gerechter Weise meinen schriftstellerischen Versuchen wenigstens den Milderungsgrund zu Gute kommen lassen, daß ich erst in reiferen Jahren, wo man nicht mehr im Stande ist, es in neuen Dingen zu technischer Vollkommenheit zu bringen, zur Feder gegriffen. Andere wollen auch diesen Entschuldigungsgrund nicht gelten lassen und fragen: „Warum greifst Du überhaupt zur Feder?“ So z. B. der berühmte Stuttgarter „Beobachter“, welcher diese liebenswürdige Interpellation in bekannter Urbanität mit der feinen Motivirung begleitete: „Den sprechert nicht bloß, es schreibert ihn auch“. So wenig ich nun auch über die Gründe im Zweifel bin, warum es der „süddeutschen Volkspartei“ erwünschter wäre, ich schwiege, so bin ich doch weit entfernt die Berechtigung der Anfrage in Zweifel zu ziehen, benutze vielmehr mit Vergnügen die sich hier bietende Gelegenheit, dieselbe zu beantworten.

Ich glaube, daß überhaupt Jedermann, der nicht aus irgend einem Grunde gezwungen ist, zu schreiben, dies zunächst zu seinem

eigenen Vergnügen thut; wenn auch die Meisten nicht aufrichtig genug sind, es zu sagen. Bei mir wenigstens ist es so. Ich schreibe, um mir einen Gedanken klar, oder um mir eine Erinnerung gegenständlich, oder um mir eine Figur plastisch anschaulich zu machen; oder auch um von dem Banne irgend eines großartigen Einflusses etwas frei zu werden. Das letztere war der Fall „während des Kriegs". Der Ernst der Zeit war so überwältigend groß, daß ich das Bedürfniß fühlte, mich wenigstens zeitweise seinem Druck zu entziehen, dadurch, daß ich lustige Bilder zu malen versuchte. Ich konnte dabei jedoch nicht hindern, daß sie alle einen gemeinschaftlichen Zug tragen, der an die Zeit ihrer Entstehung, nach welcher ich auch den Titel wählte, erinnert. So sind diese Skizzen entstanden.

Nun höre ich freilich den „Beobachter" mit catonischer Strenge erwidern: „Wenn's ihn auch schreibert, warum muß es ihn denn auch druckern?" Ich kann auch diese Frage, schon um ihrer urgemüthlichen Liebenswürdigkeit willen, nicht unbeantwortet lassen. Wenn ich das Geschriebene veröffentliche, so geschieht es in der vielleicht unbescheidenen Hoffnung, dadurch der nationalen Sache zu nützen und deren Widersachern etwas zu schaden. Und wenn mir in Folge dessen der Zorn und Haß der letzteren und der Beifall der Freunde der ersteren zu Theil wird, so ist das ein Lohn, wie ich ihn besser nicht wünsche.

Damit Gott befohlen!

In alter Freundschaft

Ihr

**Braun.**

# Ueber Krieg und Frieden.[1])

Briefe vom Januar 1870 mit Anmerkungen vom Januar 1871.

---

## Erster Brief.

Berlin, den 20. Januar 1870.

Nach der Revolution von 1848 und den Kämpfen, welche ihr folgten, versammelte sich in den verwaisten Räumen der Paulskirche zu Frankfurt am Main — das Parlament hatte aufgehört zu existiren und dem Gottesdienste war die Kirche noch nicht wieder zurückgegeben — der Friedenscongreß. Ein alter Darmstädter Advocat, Namens Jaup, der auch zeitweise Rettender-Thaten-Minister des Großherzogs von Hessen-Darmstadt gewesen, führte den Vorsitz. Alle europäischen Nationen waren vertreten. Daneben auch Amerika, und zwar

---

[1]) Diese Briefe sind im Anfange 1870 in einem nordwestdeutschen Blatte erschienen und hatten sich damals, soweit sie überhaupt Beachtung fanden, des entschiedensten und allgemeinsten Mißfallens aller „volksparteilichen" Organe im Süden und Norden zu erfreuen. Ich habe dieselben nicht verändert, sondern nur etwas abgekürzt. Vielleicht ist heute eher ein Urtheil möglich, wer Recht hatte, ich oder die Volkspartei. „Stultorum magister eventus." Ich wenigstens bin immer noch der Meinung, es wäre besser, man schriebe in die Zeitungen Sachen, die auch nach Jahr und Tag noch richtig sind, als solche, welche, wie gefälschter Wein, zwar für den Augenblick die Zunge kitzeln, aber einen verdorbenen Magen hinterlassen. Fiat applicatio.

u. A. durch eine Rothhaut, Namens (wenn ich nicht irre) Jeh—hu—ba—ka—ka—bouh, welche eine Rede hielt in einer Sprache, die Niemand verstand, und am Ende derselben (der Rede nämlich) dem würdigen Präsidenten Jaup ihre Friedenspfeife überreichte. Nach diesem erhebenden Acte zweifelte damals in Frankfurt am Main und viermeiligem Umkreis kein Mensch mehr daran, daß nunmehr der ewige Friede der Saturnia regna definitiv wieder hergestellt sei; und in dem benachbarten Darmstadt stieg der Enthusiasmus so, daß man den dorthin zurückkehrenden „Jaup mit der Friedenspfeife" mit Ovationen empfing und mit einem Gedicht, worin sein Name J—a—u—p umgesetzt war in P—u—a—i oder gar Puh—ah—ih, damit er seinem edeln Schenker Jeh—hu—ba—ka—ka—bouh möglichst ähnlich sehe.

Ich kann mich diesen politischen Jugenderinnerungen nicht ohne eine gewisse aufrichtige Rührung überlassen.

Hessen-Darmstadt, das darin ungleich den kleineren Nachbarreichen Hessen-Homburg, Frankfurt und Nassau, nicht nur Infanterie und Artillerie, sondern sogar Cavallerie hatte, die auf dem Papier Chevaux-legers, von dem biedern Landvolke aber, welchem das französische Wort widerstrebte, beharrlich „Schwalangk-Scherr" genannt wurde, war also definitiv dem Frieden gewonnen. Sein Minister war der Erste, welcher Napoleon III. zu dem Gelingen des Staatsstreiches gratulirte. Er hatte auch sonst allerlei große europäische Politik getrieben, und es war ja damals noch jene naive Zeit, wo man daran glaubte, ein Kleinstaat könne Großstaatspolitik treiben, denn Staat sei Staat und kein deutscher „Stamm" könne und dürfe sich dem andern unterordnen. Man hatte damals noch nicht begriffen, daß die Territorien und die Stämme in Deutschland durchaus nicht identisch sind, sondern einander stören, kreuzen und durchschneiden. Man dachte nicht daran, daß es sich mit

einem Staat verhält, wie mit einem Schiff, daß wohl ein mächtiger Dampfer mit eiserner Maschine den Ozean zu durchkreuzen vermag, daß aber ein hölzerner Kahn ob diesem Wagniß zu Grunde geht, und wenn er mit den schönsten Farben bemalt und mit der prachtvollsten Flagge geschmückt wäre. Dieselben Politiker, welche behaupteten, „Staat ist Staat", würden Jedermann ausgelacht haben, wenn er ihnen gesagt hätte: „Schiff ist Schiff". Sie würden ihm gesagt haben: Laß deinen Kahn auf dem Süßwasser, will er aber hinaus auf die Salzfluth, so mag er sich von dem Dampfer in das Schlepptau nehmen lassen, sonst geht er sicher zu Grunde, und wenn auch sein Steuermann den Titel „Excellenz" führte und noch so schöne „Aufsätze" schreiben könnte und solche „Noten" zu nennen beliebte.

So war es damals. Man freute sich also im südwestlichen Deutschland ganz außerordentlich, daß durch die nunmehr definitiv festgestellte friedliche Gesinnung von Hessen-Darmstadt, Kurhessen, Hessen-Homburg, Frankfurt a. Main u. s. w. jedem Kriege vorgebeugt sei. Namentlich freuten sich die verschiedenen liberalen Mitglieder in den verschiedenen gesetzgebenden Körpern, Ständeversammlungen, Herrenhäusern, Deputirtenversammlungen, Ersten und Zweiten Kammern, welche damals in großer Anzahl in den besagten Reichen zu bestehen und, da es der Minister nun einmal auch that, gleichsam aus Nothwehr oder zur Revanche, ebenfalls Alle große Politik zu treiben pflegten. Sie hofften nunmehr die Ausgaben für das Militär loszuwerden, und das war, so lange die verschiedenen Kontingente nicht zu einem einheitlichen Heer unter einem gemeinsamen Commando zusammengefaßt waren, eigentlich gar nicht so unvernünftig, denn ohne diese Einheit war, wie das Jahr 1866 gezeigt hat, der Werth dieser kleinen bewaffneten Körper etwas zweifelhaft für einen Jeden, welcher nicht etwa an den Satz glaubte, daß der Soldat keinen andern Beruf habe, als Schildwache zu stehen und auf

den großen Hasenjagden dem Landesherrn als Treiber zu dienen, und der Hauptberuf des Offiziers darin bestehe, auf den kleinfürstlichen Hofbällen zu tanzen.

Unter den Mitgliedern des Friedenscongresses, welcher damals in Frankfurt am Main abgehalten wurde, befand sich auch, neben anderen namhaften Parisern, Herr Emil Girardin. Als die amerikanische Rothhaut Je—hu—ba—ka—ka—bouh dem darmstädtischen Minister Pu—ha—hi, vulgo Jaup, die mehrerwähnte Friedenspfeife überreichte, vergoß Herr Girardin Thränen der Rührung und klatschte „frenetischen" Beifall. Dies und eine wahrhaft von Friedens-Oel glänzende und triefende Rede hinderte ihn jedoch durchaus nicht, dem kurz darauf ausbrechenden Krimkriege einen noch weit „frenetischeren" Beifall zu spenden.[1])

Wie ich zu diesen Reminiscenzen komme? Ich will es Ihnen sagen. Es hat nämlich Herr Henry Richard, M. P., in London im Namen der Peace-Society (Office 19 New Broad Street, E. C.) viele sich augenblicklich in Berlin aufhaltende Mitglieder des Norddeutschen Reichstags und des preußischen Landtags mit einer Zusendung erfreut, nämlich mit dem von der genannten Gesellschaft preisgekrönten und so eben in dritter Auflage erschienenen Buche von Patrice Larroque „La guerre et les armées permanentes". Herr Richard, M. P., sagt in seinem Begleitschreiben, er sei von der Friedensgesellschaft beauftragt, den Adressaten um Annahme des Werkes zu bitten; das Comité der genannten Gesellschaft sei zwar nicht in der Lage,

[1]) Auch hat es ihn später nicht gehindert, einer der Haupturheber des Kriegs von 1870 zu werden. Als im Pariser Theater Publicus das Rheinlied von Alfred de Musset verlangte, das Opernpersonal aber sich entschuldigte, es habe dieses Lied, „le Rhin" noch nicht einstudirt, schrie er, daß es durch die weiten Räume schallte: „Was? Ihr braucht mehr Zeit, den Rhein einzustudiren, als wir, ihn zu nehmen." In Folge gut applizirter deutscher Hiebe hat er ihn jedoch nicht genommen, sondern wahrscheinlich es vorgezogen, zur Friedenspfeife zurückzukehren.

alle in dem Buche ausgesprochenen Meinungen zu theilen, glaube aber doch, es enthalte Ausführungen, welche die Aufmerksamkeit von Europa verdienen.

Diese Verwahrung kann sich auf zwei Punkte beziehen, entweder auf die Absender oder auf die Empfänger.

Was die Absender anlangt, so werden wohl zunächst manche der getreuen Unterthanen von Her most gracious Majesty, welche Mitglieder der Friedens-Sozietät sind, nicht geneigt gewesen sein, ein so ultrarepublikanisches Buch ohne irgend eine Verwahrung in die Welt zu schicken. Sodann aber herrscht dermalen in der Friedensgesellschaft eine Art von Zwiespalt zwischen den Friedens-Freunden stricter und denjenigen laxer Observanz. Jene verdammen überhaupt jeden Krieg: diese nur den Angriffs-, aber nicht den Vertheidigungskrieg. Letztere sagen: „So schädlich der Offensiv-Krieg ist, so erlaubt ist der Defensiv-Krieg; wohlan, das menschliche Leben ist heilig; der Mensch soll nicht vom Menschen getödtet werden; aber grade aus der Unverletzlichkeit des Menschenlebens ergiebt sich auch zugleich für den Einzelnen die Verpflichtung, dasselbe zu conserviren und zu vertheidigen; wenn daher Jemand mir mein Leben nehmen will, so darf ich dasselbe retten durch Handlungen, welche möglicher Weise auch dazu führen, ihn des seinigen zu berauben; was aber von dem Einzelnen gilt, das gilt auch von den Nationen." So Patrice Larroque.

Der Wortführer der stricten Observanz, Thomas Upham in Newyork, in seinem „Manual of peace" entgegnet jedoch darauf: „Wer nur eine Sorte von Krieg verdammt und die andere vertheidigt, der meint es nicht ehrlich mit dem Werke des Friedens; er wirft den Krieg zur Hausthüre hinaus, um ihn heimlich zum Hinterthore wieder hereinzulassen; die sichere Grenze zwischen Angriffs- und Vertheidigungskrieg soll erst noch ermittelt werden; in der Regel behauptet jeder der streitenden Theile,

er sei der Angegriffene; so Friedrich der Große, als er in Sachsen einfiel, und Oesterreich, als es 1859 in die Lombardei einrückte; und auch abgesehen von diesen beiden Fällen kann man in der That nicht behaupten, daß der, welcher zufällig formell den ersten Schlag thut, deßhalb auch wirklich immer sachlich der Angreifer sei:[1]) die Vertheidiger des Defensiv-Krieges haben daher, um dieselben Worte zu gebrauchen, wie der communistische Arbeiter-Philosoph Hasenclever von dem socialistischen System des Dr. Johann Jacoby von Königsberg, „wohl einen Theil unserer Wahrheit in sich aufgenommen, aber sie sind auf halbem Wege stehen geblieben.“ So ungefähr Thomas Upham.

Vielleicht also hat das Comité der Peace-Society auch an diesen Zwiespalt im eigenen Lager gedacht, als es dem auf halbem Wege stehenbleibenden Werke des Friedensapostels Larroque eine Verwahrung beifügte.

Vielleicht aber dachte es auch an uns. Denn so friedliebend Herr Larroque in der Theorie ist, so scharf ist er in seinem Urtheile über praktische Dinge. Er leitet z. B. die Beurtheilung der Ereignisse von 1866 mit folgenden Worten ein: „Hier ist nun der Ort gekommen, von jenem Kriegs-Donnerwetter zu reden, das kürzlich in Deutschland zum Ausbruch kam, — von einem Krieg, der ein Muster nicht nur von Hinterlist und Uebermuth, sondern auch von Rohheit der Soldateska war“. Diese Beschuldigungen der Hinterlist, des Uebermuthes und der Rohheit der „verthierten Soldateska“ hat, — darüber kann nach dem Inhalte des Buches nicht der geringste Zweifel

---

[1]) Diesen Satz zitirte im Juli 1870 auch der Vice-Kaiser Rouher. Der Kaiser Napoleon wiederholte ihn und behauptete, er stehe im Montesquieu. Letzteres ist ein literarischer Irrthum. Derselbe ist jedoch verzeihlich. Man behauptet in Frankreich von vielen Sätzen, sie stünden im Montesquieu, während es durchaus nicht der Fall ist. Es ist nämlich so bequem. Denn was „im Montesquieu“ steht, bedarf bei den autoritätsgläubigen Franzosen keines Beweises.

obwalten — der liebenswürdige Friedensapostel Sanct Patrick Larroque die Güte an unsere Adresse zu richten, nämlich an die Preußens und des norddeutschen Bundes.

Es würde Herrn Richard zur Ehre gereichen, wenn seine Verwahrung mit ausdrücklichen Worten gegen solche verletzende Sätze gerichtet wäre, wie wir sie auch noch an anderen Stellen des Buches vorfinden. Herr Richard hat kürzlich Deutschland bereist und weiß gewiß, wie wenig wir solche Kritiken verdienen, und wie das Deutschland von 1870, im Bewußtsein seines Rechts und seiner Macht, auf dergleichen mit einem Gefühl, gemischt aus Mitleid und Verachtung, herabsieht. Gewiß aber würde Herr Richard besser gethan haben, wenn er statt einer Verwahrung, deren Gegenstand immerhin etwas unklar bleibt, mit ausdrücklichen Worten solche Excesse getadelt, oder — was vielleicht das Allerbeste gewesen wäre — nicht ein Buch zum internationalen Interpreten gemacht hätte, welches so sehr geeignet ist, unsere heiligsten Gefühle zu verletzen.

Allerdings — und das könnten zur Noth der Protector Richard und der Apostel Patrick zu ihrer Entschuldigung anführen — giebt es leider Deutsche, welche die kosmopolitische Allerwelts-Maulschwätzerei und den niederträchtigen Servilismus gegen das Ausland so weit treiben, daß sie solchen Ausfällen ihren Applaus schenken. Ich habe sogar in dem preußischen Abgeordnetenhause einen großen Philosophen und Republikaner öffentlich seine Zustimmung äußern hören. Zur Bekehrung solcher Thoren einen unglücklichen Krieg wünschen, wäre thöricht und frevelhaft, aber schaden könnte es ihnen wahrlich nichts, wenn sie einmal von einigen Turcos in humanitäre Spezialbehandlung genommen würden.

Jene französische Renommisterei ist nicht nach unserm Geschmacke. Wenn z. B. Larroque in der Vorrede ganz Europa die Republik octroyiren will, weil Frankreich mit seiner dermali-

gen Monarchie unzufrieden sei, so mischt er sich in Dinge, die ihn nichts angehen, und schadet der Sache des Friedens; auch abgesehen davon, daß ja in Frankreich die Republik nicht allzu friedfertig gewesen ist, sondern noch vor siebzig und einigen Jahren Deutschland gegenüber die ausschweifendste Ländergier und Eroberungslust kundgethan hat.

Wenn ferner der Friedensapostel Patrick Larroque in der Vorrede seines internationalen Werkes uns Glück dazu wünscht, daß auch französische Schriftsteller die Sache des Friedens plaidiren; wenn er wörtlich sagt: „Es ist ein günstiges Zeichen, daß die Schriftsteller der streitbarsten Nation eilen, sich an die Spitze des Kampfes der Civilisation des Friedens gegen die Barbarei des Kriegs zu stellen; für Frankreich wenigstens ist dies ein großes Glück und eine würdige Sühne des schlechten Beispiels, das es schon so lange durch seinen kriegerischen Geist gegeben hat", — so können wir dazu nichts anderes sagen, als: In Sachen des nationalen Geschmacks ist nicht zu streiten; aber uns in Deutschland würde eine solche Selbst-Glorification ein wenig komisch vorkommen. Jedenfalls aber ist es eine neue Erfindung, daß man den Säbel über und über in Oelzweige einhüllt und dann doch damit rasselt. Doch auch Das ist schon dagewesen; sang man ja schon zur classischen Zeit in Athen beim Symposion ein Lied, welches begann:

„Das Schwert will ich tragen im Myrthengezweig,
Harmodios und Aristogeiton gleich" u. s. w.

Für Männer, welche das Studium der vergleichenden Völkerpsychologie lieben, hat diese Argumentation des französischen Elihu Burrit viel Lehrreiches. Derselbe sagt also: „Frankreich hat am meisten kriegerischen Geist. Eigentlich ist das, wenn ich als Franzose sprechen soll, sehr schön von ihm und ein Vorzug vor allen andern Nationen. Allein ich spreche als Friedens-

apostel, und als solcher muß ich sagen, es ist doch wieder nicht schön von Frankreich, daß es allein ewig den Frieden der Welt bedroht oder stört. Indessen läßt sich dieser Widerspruch lösen. Frankreich soll streitbar bleiben und friedfertig reden. Es soll sagen: Ich will den Frieden und weil ich stärker bin, so befehle ich ihn Euch Allen, bei Meidung des Kriegs. Nur keine Hinterlist, kein Uebermuth, keine Rohheit, keine Soldateska, — sonst schlage ich Euch nieder. Denn grade weil ich die streitbarste Nation bin, stelle ich mich an die Spitze des Kampfes der Civilisation des Friedens gegen die Barbarei des Kriegs."

Das wäre also der Friede nicht von Gottes, sondern von Frankreichs Gnaden. Für Frankreich das Privileg der Bedrohung und des Kriegs, für uns das Monopol des Schweigens und des Gehorsams. Frankreich der Präzeptor, wir die Schuljungen. Frankreich der Herr, die andern Nationen die Knechte. Frankreich Gott, wir — arme Geschöpfe!

Man sieht, in diesem Lande spricht der Friedensapostel gerade so, wie die Andern, welche den Krieg und den Kreuzzug wider uns predigen. Der Eine, wie der Andere verlangt für ein Land das „prestige", die „préponderance légitime". Ein Jeder sagt: „Wir sind friedfertig, aber natürlich nur wenn Ihr uns in Allem den Willen thut, und wenn ihr uns „revanche" gebt für 1866, wo Ihr so übermüthig, hinterlistig, roh u. s. w. waret, den Grundstein Eurer nationalen Einheit zu legen, ohne uns zu fragen. Wir haben zwar dasselbe schon unter Ludwig IX. und Heinrich IV., oder doch spätestens unter Richelieu und Mazarin gethan, ohne Euch zu fragen. Aber das war natürlich ganz etwas Andres. Denn dafür sind wir die streitbarste Nation". So spricht Graf Kératry und Baron David, so Rouher und Ollivier, so Gambetta und Napoleon, so Larroque und Palikao.

Es ist überall dieselbe Schablone und dasselbe Vorurtheil.

Derselbe Mangel an Logik und derselbe Ueberfluß an Selbstüberschätzung; dieselbe Unkenntniß des Auslandes und dieselbe Unfähigkeit, sich selbst zu erkennen.

Fürwahr, ich war niemals ein „Franzosenfresser". Wir verdanken unserer Nachbarnation fast mehr, als sie uns; und wer möchte nicht wünschen, daß wir Freundschaft mit einander hielten und nur in den Werken des Friedens mit einander wetteiferten. Aber wer vermag sich der schlimmsten Befürchtungen zu entschlagen, wenn in Frankreich selbst der exaltirteste Friedensfreund eine solche Sprache führt? Es ist etwas krank an der Volksseele Frankreichs; und diese Krankheit ist es, welche die internationalen Beziehungen stört und erschwert. Die Krankheit ist bis jetzt schleichend. Aber sie kann auch acut werden. Wenigstens müssen wir darauf gefaßt sein und uns mit der Hoffnung trösten, daß im Falle eines Zusammenstoßes, den wir zu vermeiden wünschen, der Gesunde stärker sei, als der Kranke. Der Gesunde ist Deutschland, der Kranke ist Frankreich. Der Erfolg wird es lehren.

Deutschland aber fragt sich billig, wie kommt England dazu, uns solches französisches Zeug zu schicken?

Aber gerecht, wie wir sind, suchen wir auch hier nach einer Entschuldigung für den Mißgriff; und wir finden sie in der mangelhaften Sprachkenntniß der Engländer. In Deutschland versteht jeder Gebildete Französisch. In England durchaus nicht. Die angesehensten englischen Staatsmänner, z. B. John Russel, sprechen ein Französisch, dessen sich bei uns Carlchen Mießnick schämen würde. Glauben wir also auch hier nur das Gute; und das Gute liegt hier wirklich so nahe. Glauben wir, „old England" hat das französische Buch gar nicht gelesen.

Um aber noch einmal auf den Unterschied zwischen den Friedensaposteln strikter und laxer Observanz zurückzukommen, so muß ich gestehen, ich würde, wenn ich genöthigt wäre, unter

die Friedensfanatiker zu gehen, lieber zur Fahne des consequenteren Thomas Upham schwören, als zu der des Herrn Patrice Larroque mit seinen Klauseln und Mentalreservationen.

Denn Letzterer kann ja Jedem eben so gut wie uns die Beschuldigung der Hinterlist, des Uebermuths, der soldatesken Rohheit, der Friedensstörung und der Unruhstiftung an den Kopf werfen und daraufhin einen Krieg zur Abwehr sothaner Untugenden wider ihn beginnen. So lehrt er es selbst in dem Capitel „Distinction nécessaire entre la guerre offensive et la guerre défensive.“[1])

Auf Grund einer so vagen und wandelbaren Theorie seine ganze Bekleidung und Ausrüstung zu reduziren auf das Feigenblatt der Unschuld und die Friedenspfeife der Rothhaut — das

---

[1]) Die Nutzanwendung dieser „nothwendigen Unterscheidung zwischen Angriffs- und Vertheidigungskrieg“ hat denn auch nicht auf sich warten lassen und zwar war es ein französischer Kirchenfürst, der diese Rabulisterei aufgeführt hat. Gewiß zweifelt Niemand daran, daß der Krieg, welchen Frankreich sechs Monate später, als ich Obiges geschrieben und publicirt hatte, uns erklärte, ein so frivol vom Zaune gebrochener Angriffskrieg ist, wie nur je einer existirt hat. Gleichwohl sagt Monseigneur Darboy, Erzbischof von Paris, in seinem von salbungsvollen geistlichen Phrasen und unverhülltem weltlichen Blutdurste zugleich überfließenden Hirtenbriefe vom 21. Juli 1870: „Frankreich, das man herausfordert, tritt zu seiner Vertheidigung in die Schranken und seine Adler erheben sich wieder zu triumphirendem Fluge. Es will das, durch Uebermuth und Hinterlist“ (man bemerke die rührende Uebereinstimmung schöner Seelen! der Herr Erzbischof und Mr. Larroque haben nicht nur dieselbe seltsame Logik, sondern sie bedienen sich sogar genau der nämlichen Worte!) „gestörte Gleichgewicht wiederherstellen, seine (1866) verletzte Ehre rächen („revanche pour Sadowa“) und bei der Rückkehr des Friedens eine Entwaffnung ermöglichen, (abermals der reine Larroque!), deren Nothwendigkeit Jedermann empfindet“. Der Friede und die Entwaffnung soll also auch hier erst beginnen, nachdem zuvor durch Krieg und Waffen Frankreich Herr der Erde geworden. Glücklicher Weise war die göttliche Vorsehung anderer Meinung, als Seine erzbischöfliche Gnaden, — der Wille des Bischofs ist also nicht „der Wille Gottes“. Den interessanten Hirtenbrief findet man abgedruckt bei Ernest Ströhlin, les conditions de la paix et les droits de l'Allemagne, Genève, Pfeffer & Pucky 1870. Solche Documente dürfen nicht verloren gehen. (Im März 1871 hat Monsignore wieder einen höchst antibonapartistischen Hirtenbrief erlassen.)

ist immerhin ein etwas gewagtes Unternehmen. Der französische Radicalismus hat sich nun einmal darauf caprizirt, die Welt müsse unter allen Umständen anders sein als sie ist; und er glaubt, das Werk sei gethan, wenn er deduzirt habe, wie sie denn nun eigentlich sein sollte. Wir in Deutschland haben schon öfters schwer darunter gelitten, daß wir dergleichen Deductionen für ernsthaft nahmen. Wir wollen daher in Zukunft etwas vorsichtiger sein.

Das ist vielleicht im Augenblicke nicht populär, und die Abgeordneten, welche diesen Standpunkt einnehmen, müssen darauf gefaßt sein, daß verschiedene „Volkszeitungen" ihnen Wochen lang die Jacke vollschimpfen. Allein, wer das nicht vertragen kann, der muß nicht Abgeordneter werden.

---

## Zweiter Brief.

Berlin, den 25. Januar 1870.

Da das Buch des Herrn Patrice Larroque eine officielle Kundgebung der englischen Peace-Society ist und von englischen Parlaments-Mitgliedern an deutsche geschickt wird, um eine internationale Cooperation zu vermitteln, so lohnt es wohl der Mühe ihm noch ein Paar Zeilen zu widmen. Die erste Hälfte des Buches besteht aus einer historischen Einleitung über das Entstehen und Wachsen der stehenden Heere in Europa von dem Ende des 15ten Jahrhunderts bis heute. Sie schließt mit der Conclusion und Recapitulation: „Aus dem Vorstehenden wird sich der geneigte Leser vollständig überzeugt haben, daß beinahe alle Kriege, in welche man die Völker geschleppt und deren Kosten man sie hat bezahlen lassen, ungerechtfertigte Angriffs-Kriege gewesen, daß sie aus rein subjectiven Beweggründen, aus Ehrgeiz, dynastischem Interesse, religiöser und politischer Unterdrückungs- und Verfolgungssucht und dergleichen hervor-

gegangen sind und daß sie hätten vermieden werden können und sollen."

Das beste Mittel, sie in Zukunft zu vermeiden, ist nach Larroque sehr einfach: Alle europäischen Staaten, welche noch Monarchien sind, haben diese Staatsform abzuschaffen und die Republik einzuführen; sämmliche Republiken Europa's haben alsdann aber einen Bund mit einander zu schließen, durch welchen die „Association der Völker" und die Abschaffung der Kriegsfurie decretirt wird: Ob die asiatischen Besitzungen von Rußland und der Türkei und die (außereuropäischen) Colonien von England, Frankreich, Spanien 2c. auch mit dabei sein und in die association des peuples eintreten sollen, wird nicht gesagt.

Die Voraussetzung des Herrn Larroque, daß er alle seine Leser überzeugt habe, ist jedenfalls eine irrige. Auf mich trifft sie durchaus nicht zu. Ich gestehe vielmehr, daß es mir scheint, als habe er allerlei verschiedene Dinge willkürlich durcheinander geworfen. Die Monarchie ist eben so wenig identisch mit dem Krieg, wie die Republik oder die Demokratie mit dem Frieden. Der peloponnesische Krieg im Alterthum wurde zwischen Republikanern geführt. Der schweizer Sonderbundskrieg und der amerikanische Sezessionskrieg in der Gegenwart desgleichen.

Ja, ein königlich sächsischer Minister hat noch kürzlich in der ersten Kammer in Dresden erklärt, gerade die Umtriebe der Republikaner, insbesondere der Sozial-Demokraten, machten die stehenden Heere nothwendig, womit er jedoch, meiner unmaßgeblichen Meinung, den Sozialisten zu viel und der deutschen Armee zu wenig Ehre angethan hat.

Auch in Betreff der Wehrverfassung macht Herr Larroque keinen Unterschied. Die Landsknechte des 16ten, die Söldner des 17ten, die fürstlichen Leib- und Garde-Grenadiere des 18ten, die französischen Conscribirten des 19ten Jahrhunderts und die allgemeine Wehrpflicht in Preußen und im norddeutschen Bunde, —

Alles wirft er in einen Topf. Alles das nennt er „les armées permanentes“. Nun ist es aber doch bekannt, daß die Landsknechtsheerhaufen nichts weniger waren, als permanent. Diese fahrenden Kriegsleute liefen zusammen und auseinander, wie's grade kam. Sie gehörten keiner Nation, keinem Lande und keinem Fürsten, sondern huldigten dem Grundsatz: Ubi bene, ibi patria. Auch thaten sie einander, wenn sie sich als „Feinde“ gegenüber standen, nicht leicht allzu wehe, sondern zogen es vor, die Bauern zu schinden.

Hätte Herr Larroque den dreißigjährigen Krieg, den er auf drei Seiten abfertigt in einer Art, welche wir in einem Lehrbuch der Weltgeschichte für die unteren Klassen höherer Töchterschulen trefflich finden würden, wirklich studirt, so würde er sich überzeugt haben, daß wenn 1618 einander stehende Heere gegenüber gestanden hätten, ähnlich wie 1866, der Krieg spätestens 1620 zu Ende gewesen und nicht wieder aufgeflackert wäre, daß er aber grade deshalb so lange gedauert und so verheerende Wirkungen gehabt hat, weil entscheidende Schläge in Ermangelung des Aufeinandertreffens größerer Massen unmöglich waren und es den Söldnern nicht, wie den Soldaten des 19ten Jahrhunderts, um den Sieg zu thun war, sondern um einen möglichst langen und ungefährlichen Krieg, als ein Mittel zum Bummeln, Vagabundiren, Saufen, Raufen, Rauben und zu Schlechtigkeiten aller Art. Auch der in dem letzten Jahrzehnt in der amerikanischen Union geführte Bürgerkrieg würde sich weit schneller entschieden haben, wenn von vornherein zwei geschulte Armeen sich mit einander in großen Schlachten gemessen hätten. Daß der Krieg von 1866 nur 7 Tage gedauert, ist Folge der armées permanentes, womit ich indeß durchaus nicht die gegenwärtige Größe derselben, oder die Höhe des Kriegsbudgets, oder die Länge der Dienstzeit, wie sie jetzt existiren, auf ewige Zeiten vertheidigt haben will.

Vielmehr ist gar nicht zu bestreiten, daß gegenwärtig die

Militärlast und das Militärbudget in Preußen die Kräfte der Bevölkerung ganz über alle Maßen stark anspannt und eine solche Bürde, wie selbst General v. Moltke im Reichstag unumwunden anerkannte, auf die Dauer kaum getragen werden kann. Man hat Abhülfe gesucht auf dem Wege der Freiheit, man ist durch Fehler, welche auf beiden Seiten gemacht wurden — denn auf der einen Seite glaubte man, das stehende Heer sei Alles, und auf der andern, es sei gar nichts — vorgeschritten bis zu einem Konflikt, welcher die tiefsten Grundvesten des Staats zu erschüttern drohte. Man hat nichts erzielt. Die Zauber der innern Freiheit vermögen nicht, unsere auswärtigen Feinde zu bannen. Nichts vermag es, als die Einheit und die auf der Einheit beruhende Macht Deutschlands, die Gleichheit der Rechte und Lasten für Alle.

Bis jetzt hat Alt-Preußen allein die Kosten der Vertheidigung Deutschlands getragen. Seit 1867 nehmen auch die neuen Provinzen und die übrigen norddeutschen Territorien daran Theil. Allein deren Leistungen sind weit geringer, weil sie vor 1867 noch keine allgemeine Wehrpflicht hatten und sonach die früheren Jahrgänge fehlen. Letzteres ist noch in weit höherem Grade der Fall bei den deutschen Südstaaten, trotz der Schutz- und Trutzbündnisse, welchen man wohl in Baden, nicht aber in Baiern und noch weit weniger in Würtemberg gerecht geworden ist. Bricht ein Krieg aus, dann wird es sich zeigen. Erst die vollständige Einheit von ganz Deutschland kann Preußen erleichtern. Nur eine gleichmäßige und gerechte Vertheilung der Lasten auf Alle diesseits und jenseits des Mains vermag Preußen auf die Dauer zu entlasten. Nur die vollendete Thatsache dieser Einheit schreckt unsere Feinde zurück. Wer daher nur von Freiheit schwadronirt und gegen die von jener unzertrennliche Einheit streitet, der giebt uns Steine statt Brot, oder bloße Redensarten statt der Entlastung.

Diese Ueberzeugung wird und muß auch in Preußen durchdringen, wo begreiflicher Weise jetzt noch die Schwingungen des großen Konfliktes auf beiden Seiten stark nachklingen.

Doch ich kehre von dieser Abschweifung zurück zu meiner Polemik wider die Phantastereien des Herrn Larroque mit seinen Republiken und seinen Milizen.

Herr Larroque hat sehr Unrecht, wenn er die jetzige Heerverfassung als die Ursache der dynastischen und religiösen Kriege, der Kriege, welche hervorgehen aus Ehrgeiz und sonstigen verwerflichen Motiven rein willkürlicher und persönlicher Natur, bezeichnet. Solcher Kriege hat es leider schon vor unserer heutigen Wehrverfassung gegeben. Schon so lange, als die Welt steht. Und zwar waren sie früher weit häufiger und verhältnißmäßig weit grausamer und blutiger.

Nach dem heutigen Völkerrechte führt nicht mehr ein Volk gegen das andere Krieg, sondern eine Armee gegen die andere. Während früher das Bestreben darauf gerichtet war, Alle zu mißhandeln und zu tödten, auch Kinder, Frauen, Greise und sonstige Wehrlose, und so viel Privateigenthum wie möglich zu beschädigen und zu zerstören, beschränkt man sich jetzt darauf, die Heere einander gegenüber zu stellen und durch sie baldigst eine Entscheidung herbeizuführen über die Frage, wer der Stärkere sei auf dem streitigen Felde. Jede Beschädigung von Person und Eigenthum, welche nicht erforderlich ist, um diese Frage zu beantworten, namentlich auch Verletzungen von Privateigenthum und Privatpersonen, gelten für barbarisch. Auch der kampfunfähige Soldat, der früher getödtet oder zum Sklaven gemacht wurde, genießt den Schutz des Völkerrechts und der Civilisation.

Je mehr die Cultur, der Wohlstand, die Intelligenz und die Moral wachsen und sich in immer weitere und tiefere Schichten verbreiten, desto seltener sollten Religions- und Dynasten-Kriege werden. Denn alsdann ist die Religion nicht mehr

blutdürstig und der Dynast nicht mehr allmächtig. Das Ideal der gänzlichen Abschaffung der Kriege werden wir auf dem von Herrn Larroque vorgeschlagenen Wege, der ja an sich schon Blut und Gewaltthat als nothwendig voraussetzt, ganz gewiß nicht erreichen. Wahrscheinlich werden wir es gar nicht erreichen, eben weil es ein Ideal ist. Aber wir werden uns ihm nähern. Wir werden uns ihm namentlich dann nähern, wenn nur einmal erst die Nation, welche für sich ein Uebergewicht über alle anderen in Anspruch nimmt, und welche, wie wir bei Herrn Larroque selbst sehen, selbst dann sehr vernehmlich mit dem Säbel rasselt, wenn sie den Frieden predigt, zur Raison gebracht ist. Inzwischen mag denn ein friedfertiger Berliner Gymnasiallehrer, dessen Hände wohl die Kinderruthe, aber noch nie ein Schwert geschwungen haben und daher rein sind von Blut, in einem Schulprogramm eine feurige Glorification des Krieges niederlegen, oder Herr Larroque, der hin und wieder, wie ich in meinem ersten Briefe gezeigt habe, in seinen Gesinnungen gegen uns nicht allzu freundlich ist, die Friedensschalmei blasen, — dadurch wird sich die Natur der Dinge nicht ändern.

Kriege und Revolutionen sind Krankheiten. Die Gesundheit ist das Ideal für die Völker, wie für die Menschen. Aber es ist bis jetzt noch nicht gelungen, einen Menschen von absoluter Gesundheit zu construiren; jeder muß der Schwäche seinen Tribut zollen. Man soll die Krankheiten verhüten, verhindern, heilen. Aber dies wird nicht dadurch erreicht, daß man nur mit dem Munde das Lob der Gesundheit singt, oder daß man in einer Volksversammlung beschließt: „Hinfüro soll kein Mensch mehr krank werden."

Grade so verhält sich's auch mit dem Kriege! Wie oft ein acutes Uebel besser ist, wie ein chronisches, wie oft eine richtig

verlaufende Krisis der Weg zu neuer Gesundheit, so ist ein unvermeidlich gewordener Krieg auch wohl der Weg zu demnächstigem bleibenden Frieden.

---

## Dritter Brief.

Berlin, den 31. Januar 1870.

Wie Herr Larroque uns zur Abschaffung des Heeres räth, indem er uns gleichzeitig der Hinterlist, der soldatesken Rohheit und des übermüthigen Angriffs beschuldigt und den Krieg zur Abwehr gegen sothane Laster, d. h. Das, was er „la guerre défensive“ nennt, im Gegensatz zu seinen Glaubensgenossen, nicht nur für erlaubt, sondern sogar für außerordentlich rühmlich erklärt, habe ich Ihnen bereits in meinem ersten Briefe erzählt. Lassen Sie mich heute, in meinem letzten Briefe über diesen Gegenstand, noch einmal darauf zurückkommen. Solche Widersprüche mahnen zur Vorsicht, um so mehr, da sie nicht vereinzelt stehen.

Der Stuttgarter „Beobachter“, welcher schon seit Jahren jeden seiner Leitartikel, jedenfalls dem Sinne nach mit den Worten schließt: „Im Uebrigen bin ich der Meinung, daß man Preußen ausrotten muß“ (Ceterum censeo. Borussiam esse delendam[1])) — von welcher Ausrottung er höchstens in einem Anflug guter Laune, der aber immer seltener wird, zwei „Gerechte“ ausnimmt, nämlich Johann Jacoby und Guido Weiß, — der Stuttgarter „Beobachter“, der uns mit Stumpf und Stil ausrotten will, vergießt gleichwohl alltäglich Thränen des Mitleids über die furchtbaren Militärdienste, mit welchen wir

---

[1]) Die unter dieser lateinischen Ueberschrift im „Beobachter“ veröffentlichten Artikel sind auch als Buch erschienen, als dessen Verfasser sich Herr Ludwig Pfau, der Gesinnungsgenosse des Herrn Karl Mayer, auf dem Titelblatte nennt.

armen halbwilden und halbverhungerten slavischen Völkerschaften in Preußen gestraft sind. Eigentlich sollte er sich doch freuen, daß das von ihm so heiß ersehnte Ziel der Vernichtung durch das so höchst zweckmäßige Mittel unerträglicher Lasten gefördert wird; denn an Schlauheit und rücksichtslos egoistischem Verfolgen seiner Ziele und Zwecke fehlt's doch dem „Beobachter“ sonst nicht. Warum also in aller Welt freut er sich nicht, hämisch und schadenfroh frohlockend, unserer Militärlasten? Doch wahrscheinlich deshalb nicht, weil er sich innerlich gestehen muß, daß der fromme Wunsch der Vernichtung Preußens und des norddeutschen Bundes an der Thatsache unserer Wehrkraft scheitert?

Auch Herr Liebknecht aus Leipzig, großdeutscher Sozial-Demokrat, Gegner des persönlichen Eigenthums, Freund Oesterreichs und des „Collectiv-Eigenthums“ und des Herrn von Orges (leider ist Oesterreich selbst durch die Experimente, welche gewisse Leute mit ihm machen, in Gefahr, zu „Collectiv-Eigenthum“ zu werden und so viel Herren zu bekommen, daß man nicht mehr weiß, wem es gehört), Herr Liebknecht also hat im Reichstag des norddeutschen Bundes, in welchen er von einem Königlich Sächsischen Wahlbezirk abgeordnet ist, mehrere schwungvolle Reden gehalten und sie nachher auch unter dem geschmackvollen Titel: „Was ich im Reichstag sprach“, als Büchlein in die Welt gesandt. Auch er beobachtet in diesen Reden die seltsame Taktik, daß er den norddeutschen Bund auffordert, mit allen seinen Nachbarn zu gleicher Zeit Krieg anzufangen, — mit Frankreich sowohl wegen Elsaß und Lothringen, als auch wegen Luxemburg (welches letztere er emphatisch „das nördliche Straßburg“ nennt), mit Dänemark wegen Nordschleswig, mit Italien wegen Venedig, mit Rußland wegen der Deutschen an der Ostsee, und am Ende auch gar mit Holland wegen des Lachsfanges und der Rheinfischerei, oder mit England wegen Helgoland —,

daß er uns daneben aus allen möglichen anderen Gründen das sofortige Bevorstehen von Krieg aller Art ankündigt und uns den Untergang wünscht, gleichzeitig aber uns räth, „abzurüsten", unsere Soldaten der süßen Ruhe ihrer heimathlichen Hütte zurückzugeben und die Schwerter und Flintenläufe in Pflugschaaren zu verwandeln.

Wenn man nicht wüßte, daß Herr Liebknecht, seiner Heimath nach, dem „Mittelreiche" Hessen-Darmstadt angehört, dann möchte man fast glauben, er sei eben so gut ein Klein-Schwabe, wie Karl Mayer in Stuttgart. Denn ich erinnere mich eines schönen Liedes im schwäbischen Dialecte, worin es heißt: — „Opfer Di heut, ma weiß so nett, wi lang's no daure wird", (schlachte Dich lieber selbst gleich als Opfer, denn man weiß ja doch nicht, wie lange es noch mit Dir dauert). — „Se, do heschscht's Messer; hau Dir d' Gurgel selber ab, su koschscht's Di kee Trinkgeld". (Da, hier hast Du das Messer, schneide Dir selbst den Hals ab, dann sparst Du das Trinkgeld.)

Daß die hochgeborenen, hochwohlgeborenen, edeln, hochwürdigen, lieben, festen und getreuen Herren in der antediluvianischen ersten Kammer des Königreichs Sachsen, welche kürzlich „Abrüstung" beschlossen haben, verkappte „Fortschrittsleute" à la Virchow seien, oder daß sie für eine kräftige und freiheitliche Fortentwickelung Preußens und des norddeutschen Bundes schwärmen, — das wird wohl auch schwerlich Jemand behaupten wollen, der seiner fünf Sinne mächtig ist.

So ist es denn sehr wohl begreiflich, daß die Majorität des preußischen Abgeordnetenhauses den Antrag des Abg. Virchow auf Einleitung der diplomatischen Verhandlungen zum Zwecke der Abrüstung verworfen hat, von welchem Antrage wir vermuthen, daß er direct oder indirect veranlaßt war durch die von Herrn Richard, M. P. mit verschiedenen Abgeordneten im Herbste v. J. gepflogenen Verhandlungen. Wirkliche diploma-

tische Abrüstungs-Verhandlungen würden etwa zu einem Congresse führen. Ein Congreß bringt aber die brennenden Fragen, deren es leider in Europa nur all' zu viele giebt, nicht immer zur Lösung, sondern zuweilen auch zur Explosion, d. h. zum Krieg. Außerdem gehören europäische Fragen nicht mehr zum Ressort der preußischen Landesminister, sondern zu dem des Bundes-Oberhauptes und der Bundesbehörde. Und endlich ist Stärke und Budget der deutschen Kriegsmacht bis zu 1871 vereinbart.

Der Antrag Virchow's, so, wie er gestellt war, konnte unter solchen Umständen absolut keinen praktischen Erfolg haben, sondern nur den Charakter einer Demonstration in's Blaue hinein, welche den falschen Schein erzeugt haben würde, als sympathisire das Abgeordnetenhaus mit den Mayer und Liebknecht, mit den Welfen und den Ultra-Saxonen. Auch als fortschrittliches Wahlagitationsmittel betrachtet, hat der Antrag keinen Werth; denn er setzt doch ein zu geringes Maaß von Intelligenz bei der Mehrzahl der Wähler voraus; und bei denjenigen Wählern, welche derselben wirklich in so hohem Grade entbehren, schlägt natürlich, wie dies in der Berliner Versammlung vom 9. November 1869 (Vorläufer in der nicht minder denkwürdigen Schweitzer-Jacoby-Versammlung vom 20. Januar 1870) sich ja auch faktisch bewährt hat, das radicale Argument durch: „Was? — Diplomatie, Abrüsten? — Zopf! — Schaffen wir den ganzen Schwindel lieber auf einmal ab! Kehren wir zum Natur- und Urzustande zurück. Haben wir überhaupt keine Armee, dann sparen wir das Auf- und Abrüsten, sowie auch das Diplomaten- und Kammer-Geschwätz!"

Es ist ein Beweis, wie kinderleicht es ist, im Nihilismus, im thatenarmen und wortreichen Radikalismus weit, weiter und weitest zu gehen (natürlich immer nur mit dem Munde), wenn darin ein jeder beliebige Quidam, heiße er Schweitzer, Tölcke,

Hasenclever, Mende, Bebel, Liebknecht, Bonhorst oder sonstwie, einen Mann von dem Geiste und den Kenntnissen Virchow's überflügeln kann.

Wäre die Sache mit Worten zu machen, dänn wäre längst Alles in Ordnung.

---

### Post-Scriptum.

Berlin, den 18. Januar 1871.

Heute, an dem Tage, an welchem das preußische Abgeordnetenhaus den König Wilhelm als „Deutschen Kaiser“ begrüßt hat, nehme ich obige drei Briefe wieder zur Hand.

Zwischenzeitig hat es sich gezeigt, daß wir mit Recht mißtrauisch waren gegen die Friedensschalmei des Franzosen Larroque, aus deren lieblichen Tönen der böse Text: „Fistula dulce canit, volucrem dum decipit auceps“ doch gar zu deutlich hervorklang. Zwischenzeitig haben sich denn auch die Tendenzen der Herren Bebel und Liebknecht mit hinreichender Deutlichkeit offenbart. Ich will über den letzteren Punkt nicht reden, da er Gegenstand einer gerichtlichen Prozedur ist, in welcher, namentlich da die Angeklagten verhaftet sind, es unrecht wäre, ein verfrühtes Urtheil über Schuld oder Unschuld abzugeben. Es ist auch nicht zu diesem Zwecke, daß ich mir diese Nachschrift erlaube. Vielmehr will ich mich darauf beschränken, aus den Erfahrungen des Kriegs, welcher zwischen dem letzten Briefe und dieser Nachschrift liegt, einige Schlüsse zu ziehen.

Der Friedensapostel Larroque sagte: „Wir Franzosen sind die streitbarste und wehrkräftigste Nation“. Der Krieg hat den Beweis geliefert, daß er Unrecht hatte, und daß die Wehrkraft Deutschlands weit größer ist. Herr Larroque hätte sagen sollen: „Wir Franzosen sind die streitsüchtigste und kriegslustigste Nation“.

Aber das durfte er ja nicht sagen; denn sonst konnte er ja seine Absicht, uns in ähnlicher Weise, wie Reinecke Fuchs den Gänsen, mit Erfolg das Evangelium des ewigen Friedens zu predigen, und uns zur freiwilligen Schwächung unserer Wehrkraft zu bewegen, unmöglich erreichen.

Der Unterschied zwischen Frankreich und uns ist einfach der: Bei uns ist die Armee das Supplement der Schule. Wie die Volksschule die Nation mit den nöthigen Kenntnissen ausrüstet, so die Armee mit der nöthigen Wehrfähigkeit. Lern- und Wehrpflicht sind allgemein. Die Armee bedeutet nicht das Volk, sie ist das Volk, das Volk in Waffen. Der Kriegsminister ist der oberste Kriegsschulmeister. Herr von Roon hat mehr Bücher geschrieben, als deren Monsieur Leboeuf oder Graf Palikao gelesen. Die deutsche Armee vereinigt in sich ganz dieselben Cultur-Elemente, wie das deutsche Volk. Unsere allgemeine Wehrpflicht ist die Einreihung und Einordnung der Wehrkraft in das System der Kultur. Durch sie wird der Zwiespalt zwischen Krieg und Civilisation, soweit dies überhaupt möglich ist, ausgeglichen. Die Träger der Waffen sind zugleich auch die Träger der Kultur, der Bildung und der Gesittung; und darin liegt die größte Bürgschaft des Friedens.

In Frankreich dagegen besteht nicht die allgemeine Wehrpflicht, sondern das Stellvertretungssystem, welches jeden Zahlungsfähigen befähigt, sich dem Unterricht und den Waffen zu entziehen. Es besteht eben so wenig die allgemeine Schulpflicht; der Unbemittelte, welcher mit der Noth des Daseins ringt, entzieht sich und die Seinigen dem Unterricht in der Schule. Die höheren Stände haben etwas gelernt, allein sie verstehen nichts von den Waffen; die niederen verstehen etwas von den Waffen, aber sie haben sonst nichts gelernt. Daneben stehen die Berufssoldaten, ausgeschieden von der bürgerlichen Gesellschaft, mit Interessen, welche denjenigen der Kultur feindselig oder wenigstens fremd sind. In

Frankreich also ist die Armee nicht eine Schule, sondern ein geladenes Gewehr, ein gezücktes Schwert, ein jeder Zeit bereites Vernichtungsinstrument, ein aggressives Kriegswerkzeug. Das Volk identifizirt sich nicht mit dem Heere, sondern zwischen Beiden finden wir eine große Kluft. Der eine Theil wird zu den Waffen gerufen, der andere bei den Geschäften des Friedens gelassen. Jener Klasse wird ein unersättlicher Ehrgeiz eingeimpft, welcher nur in kriegerischen Abenteuern seine Genugthuung, nur in militärischen Erfolgen seine Befriedigung zu finden vermag. Die andere Klasse kennt nicht die Schrecknisse des Krieges und betrachtet daher dieselben mit Leichtsinn. Für den Krieg hält sie sich ihre Kriegsknechte. Sie glaubt ihre Schuldigkeit gethan zu haben, wenn sie dafür das nöthige Geld giebt. Ihr Leichtsinn und ihre Eitelkeit läßt sie nicht daran zweifeln, daß die Kriegsmaschine stets ihren unfehlbaren Erfolg hat. Kostet sie ja doch genug, hat sie sich ja doch in den inneren Kämpfen und Staatsstreichen gegen Wehrlose bewährt; hat ja doch der „heilige Chassepot“ in Italien gegen eine Handvoll Freischärler „Wunder gethan“. Die Kriegerkaste wird also von der Friedenskaste in den Krieg gehetzt, weil die letztere gewiß ist, ihre Haut nicht zu Markte tragen zu müssen. Die Kriegerkaste steigt in die Arena herunter. Die Friedenskaste steigt die Treppe des Amphitheaters hinauf. Vom sichern Sitze aus, sieht sie, wie sich die Gladiatoren zerfleischen. So betrachtet denn der Franzose den Krieg als ein Schauspiel, in welchem die besitzende Klasse keine andere Rolle zu übernehmen hat, als die des Zuschauers; und da seit beinahe einem halben Jahrhundert Frankreich fortwährend Kriege geführt und dennoch nie eines Feindes Fuß den „geheiligten Boden“ betreten hat, so hat sich in dem Collectivgehirn der französischen Nation, von welchem Gehirn dort der Einzelne in einem so hohen Grade beherrscht wird, daß er in vielen Dingen auf das eigene Denken verzichtet, die Vorstellung fest-

gesetzt, Frankreich sei unüberwindlich, jeder Krieg ende mit einem Sieg und jeder Feldzug sei nur eine militärische Promenade nach der Hauptstadt des Feindes. Es ist nicht mehr ein Schauspiel, nicht mehr ein Gladiatorenkampf, um welchen es sich handelt. Denn weder bei dem Schauspiel, noch bei dem Gladiatorenkampfe weiß der Zuschauer im Voraus das Ende. Es ist vielmehr nur noch ein Stiergefecht, bei welchem der Stier stets unterliegt. Der französische Soldat ist der Toreadôr, der Feind ist der Stier, die „große Nation" ist das Publikum; und das Publikum läuft keine Gefahren.

Daß in diesem Bilde ein gewisser Grad von kulturfeindlicher Nichtswürdigkeit liegt, davon hat der normale Durchschnittsfranzose keinen Begriff; denn sonst würde er diese Auffassung nicht pflegen. Emil Girardin, der Urtypus der französischen Journalisten, rief: „Wir werden die fliehenden Preußen mit Kolbenstößen über den Rhein treiben". Als nun aber die Dinge umgekehrt verliefen, stellte es sich heraus, daß er in dem „Wir" keineswegs sein eigenes „Ich" mitinbegriffen hatte. Als man ihn fragte, ob nun, da das Vaterland in der äußersten Gefahr sei, nicht auch er zu den Waffen greifen wolle, um es zu retten, da antwortete er: „Welch eine Zumuthung; Ich bin zu alt, zu dick, zu kurzsichtig. Auch kann ich Besseres leisten. Ich werde mich rückwärts nach Tours, nach Bordeaux, und wenn Ihr wollt, auch noch weiter, konzentriren und da ein neues Blatt gründen." Daß in dem Verhältniß beider Aeußerungen zu einander, namentlich da nur 6—7 Wochen dazwischen liegen, etwas Lächerliches enthalten ist, begreift Herr Girardin nicht; und doch kann ihm Niemand bestreiten, daß er ein Mann von Geist ist.

Von dieser Auffassung wurde Frankreich beherrscht bis zu dem Tage von Sedan. Mit letzterem trat eine Wendung ein. Mit ihm war der größere Theil der Berufsarmee gefangen oder

sonstwie beseitigt. Gleichwohl wollte Frankreich damals noch nicht auf die Fortsetzung des Krieges verzichten. Statt sich besiegt zu bekennen, versuchte es, neue Armeen zu bilden. Allerdings gelang es ihm, unter Zugrundelegung eines Verfahrens, welches mit der allgemeinen Wehrpflicht einige entfernte Aehnlichkeit hat, sehr große Massen Bewaffneter aufzubringen, welche sich auch nicht ohne Tapferkeit schlugen. Allein ein wirkliches Heer war das nicht. Dazu fehlten die Cadres; dazu fehlte die Schule, und namentlich die langjährige Schule. Die letztere, aus welcher in Preußen die ganze jetzt lebende Generation hervorgegangen, war es, welche die acht älteren Provinzen Preußens befähigte, immer neue Mannschaften nachzuschicken, während die Kräfte der süddeutschen Staaten schnell erschöpft waren. Die Franzosen schwärmten in Erinnerungen an das Jahr 1793 und an die „Levée en masse". Sie vergaßen, daß letztere das Produkt einer riesigen Bewegung war, welche das ganze Volk erfaßt hatte, — eine Bewegung, an welcher es jetzt offenbar ganz fehlt; ferner daß es damals gleichwohl eines Zeitraums von 21 Monaten bedurfte, um den Ausgehobenen die nöthigen Fertigkeiten beizubringen und disciplinirte taktische Körper aus ihnen zu bilden. Sie vergaßen endlich, daß sie 1870 einen ganz anderen Gegner hatten, als 1794. Was 1870 dem französischen Volksheer, welches seit Sedan an die Stelle des napoleonischen Berufsheeres trat, fehlte, war vor Allem die Mannszucht und Ausdauer und das auf beiden beruhende Vertrauen. Man witterte überall Verrath. An die Stelle des „en avant" trat alsbald das „sauve qui peut!"; an die Stelle des befähigten und berufenen Führers der renommirende und verlogene Maulheld.

In einem Lager bei Tours fragte Glais-Bizoin einen jungen Soldaten: Nun, mein Sohn, was habt Ihr denn gemacht während der letzten vier Wochen?

— „Nicht viel, und es ist grade nicht leicht zu sagen“, lautete die Antwort.

— Bitte, nur heraus damit!

— „Nun denn, wir haben dreimal die Hemden und viermal die Commandanten gewechselt.“ —

So erlitten also die republikanischen Truppen dasselbe Schicksal, wie die kaiserlichen. Die Niederlagen und Kapitulationen von Paris und Pontarlier stehen hinter denjenigen von Sedan und von Metz nicht zurück. In dem Augenblicke, wo Frankreich den Frieden schließt, hat es keine Armee mehr, weder ein Volks-Heer noch ein Berufs-Heer, sondern nur noch bewaffnete Proletarier à 1½ Francs par jour. Der Friedensschluß jedoch wird ihm die Gefangenen zurückgeben. Was wird die Republik Frankreich mit der Armee des Kaisers anfangen? Wird die kaiserliche Armee Herr über die republikanische Regierung werden, oder umgekehrt? Oder wird es zu fortgesetzten Kämpfen kommen, aus welchen endlich der proletarische Terrorismus oder das cäsarische Säbelregiment hervorgeht, oder eine Mischung von Beiden?

Man wird vielleicht sagen, was geht das uns an? Und diese Frage ist berechtigt insofern, als jede active Einmischung Deutschlands in diese inneren Angelegenheiten Frankreichs ebenso unklug, als unberechtigt sein würde. Im Uebrigen aber sind die Geschicke Frankreichs nie gleichgültig für Europa. Frankreich hat in Folge seiner chauvinistischen Verirrung und Selbstüberhebung einen tiefen Fall erlitten, von welchem es sich sobald nicht wieder erholen wird. Denn es sind seine eigenen Sünden und Fehler, welchen es sein Schicksal verdankt. Letzteres ist nur die nothwendige Consequenz der letzten 25 Jahre. Eine Wiedergeburt ist nur dann möglich, wenn man die Ursachen des Verfalls beseitigt.

Unter den letzteren ist aber in erster Linie die bisherige

französische Wehrverfassung zu nennen, welche mit Sorgfalt alle Kultur-Elemente aus der Armee entfernte und sie zu einem mächtigen Instrument des persönlichen Regiments gegen das eigene Land machte, — eine Verfassung, welche zugleich die Wehrkraft der Nation schwächte, aber seine Kriegslust stimulirte.

Rekonstruirt Frankreich seine Armee auf derselben Grundlage, wie früher, so werden ihm ähnliche Erfahrungen nicht erspart bleiben. Es werden sich Prätorianerhorden bilden, welche Cäsaren ein- und absetzen, und ebenso geneigt sein werden, Kriege zu führen, als unfähig, das Land gegen Feinde zu schützen.

Die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht in Frankreich dagegen würde im Innern die Freiheit und die Ordnung zurückführen und eben so sehr die Friedensliebe, als die Wehrkraft vermehren. Europa würde dadurch eine Garantie der Ruhe und Frankreich selbst eine Bürgschaft seiner politischen Wiedergeburt erhalten. Und da wir Frankreich die Auferstehung wünschen, so wünschen wir ihm die allgemeine Wehrpflicht.

---

# Bismarck und Benedetti.

## Unpolitische Briefe an eine Dame.

Sie wollen hören, was ich von Bismarck und Benedetti weiß. Das ist viel verlangt. Was Allewelt weiß, zu schreiben, ist überflüssig. Was nur Wenige wissen, zu sagen, ist indiscret. Indessen ist das harmlose Plaudern doch selbst während des Krieges erlaubt. Deshalb will ich Ihnen zunächst einen Traum erzählen; hören Sie:

Graf Bismarck hatte seinen Empfangsabend. Ich war früher als sonst fortgegangen. Ich dachte einen langen Schlaf zu thun, denn dieser letzten Tage Qual war groß. Allein der Mensch denkt und Gott lenkt. Auf dem Heimwege verwickelte ich mich in ein interessantes Gespräch mit zwei anderen Abgeordneten, einer Excellenz und einem Oberbürgermeister aus Hannover, beide in der Politik diametrale Gegensätze, aber beide Männer von Geist, Kenntnissen und liebenswürdigster Umgangsform. Wir konnten unsere Meinungsverschiedenheiten unter freiem Himmel nicht ausfechten und gingen daher in einen ungarischen Weinschank, wo wir zwar einer respectablen Zahl alter Flaschen herben Tokayer's die Hälse brachen, allein — unbeugsam in den Principien, wie es deutsche Abgeordnete sind, — unsere Differenzen doch nicht auszugleichen vermochten. Da aber zwischenzeitig die wenigen Hähne, welche es in Berlin giebt, sehr laut und vernehmlich zu krähen

begannen, so gingen wir endlich, stramm und fest, wie es ehrbaren und klugen Zechern aus dem Lande der Niedersachsen und dem der rheinischen Franken zukommt, „im Dämmerlicht dem kommenden Morgen entgegen", d. h. nach Hause.

Wenn ich Rheinwein getrunken habe, erfreue ich mich des festesten und intensivsten Schlafes. Diesmal aber, nach dem Ungar, träumte ich lebhaft; und ich sah folgendes Traumgesicht:

Ich war wieder im Salon des Grafen Bismarck und stand in dessen Nähe. Der Graf trug seine berühmte Interimsuniform, den blauen Landwehr-Cuirassierrock mit dem schwefelgelben Kragen, worüber noch kürzlich ein oppositioneller Abgeordneter tiefsinnige kleiderkünstlerische Betrachtungen im hohen Hause angestellt hatte. Die Uniform war geöffnet, wahrscheinlich der großen Hitze wegen; die schwarze Weste und das blüthenweiße Hemd schauten darunter hervor. Vor dem Grafen, der wieder einmal so ein recht verteufelt humoristisches Gesicht machte, stand ein im Verhältniß zu seiner imposanten Figur kleines und schmales Männchen, das ich bis auf die geringsten Details observirte. Kahles Haupt, schneeweißen Backenbart, schmales und mageres Gesichtchen, Teint fahl und abgelebt, Augen tief liegend, unruhig und listig, Kleidung à quatre épingles, Hut untadelhaft, Lackstiefel und Handschuhe desgleichen, Manieren leidenschaftlich-wild und glatt-geschmeidig zugleich, eine seltsame Mischung aus beidem. Das Männlein redete immer lebhafter auf den Grafen hinein, und der Humor in dem Gesicht des Letztern schien mir immer mehr in Sarcasmus überzugehen, je ernsthafter, schärfer und eindringlicher der Kleine sprach. Ich sah endlich, wie der Letztere in seine Rocktasche fuhr und dort, wie es schien, etwas loszunesteln versuchte. Nun kam mir doch die Sache verdächtig vor. Ich benutzte eine kleine Pause des Gesprächs, um mich von dem Grafen Bismarck zu verabschieden und ihm dabei zuzuflüstern: „Excellenz, nehmen Sie Sich vor dem Kerl in Acht." Mit leiser klangloser

Stimme, aber scharfer Betonung erwiederte er mir darauf: „Seien Sie unbesorgt, ich kenne ihn: ich hasse ihn sogar; denn ich hasse Jeden, der mich durch seine unverschämte Zudringlichkeit, oder sonstwie, förmlich zwingt, ihn zu belügen.“ Ich trat zurück. Das Gespräch zwischen dem großen Grafen und dem kleinen Grauen wurde wieder aufgenommen. Ich konnte es nicht über mich gewinnen, zu gehen, sondern verweilte noch einige Zeit am Ausgang, weit genug entfernt, um nichts zu hören, nahe genug dabei, um Alles zu sehen. Der Kleine kam mir immer verdächtiger vor. Er hatte wirklich etwas aus der Tasche gezogen, das er unter seiner Hand und seiner Manschette verbarg. Er fuhr damit nach der Brust des Grafen. Ich wollte dazwischen springen. Ich wollte rufen. Aber sowohl meine Gliedmaßen als meine Zunge waren gelähmt. Ich befand mich in jenem paralysirten Zustande, der uns zuweilen im Traume beunruhigt. Ohne einschreiten zu können, mußte ich mit ansehen, wie der Kleine den Grafen Bismarck beinahe stach, wenn ich richtig sah, mit einem Dolch. Aber seltsam; der Graf lachte dabei, als wenn er gekitzelt würde; sein Gesichtsausdruck, der schon vom Humor zum Sarcasmus übergegangen war, steigerte sich zum offensten Hohne. Sollte der eiserne Graf wirklich hieb- und stichfest sein, sollte er wirklich einen Panzer tragen? Doch nein, ich wußte ja aus bester Quelle, daß Alles, was darüber „sich Berlin erzählte“, Märchen waren. Und nun sah ich's ja doch deutlich: Der Kleine stach plötzlich kräftig zu, er holte förmlich dazu aus; und ich sah durch das Hemd des Grafen einen schweren, vollen, rothen Blutstropfen quellen. Die Qual, die ich, des besten Willens, aber gänzlich außer Stande, zu helfen, bei Alledem litt, war grenzenlos. Aber sie sollte nicht lange dauern. In demselben Augenblick, wo ich den Blutstropfen hervorquellen sah, ergriff der Graf den kleinen Missethäter mit mächtiger Hand, öffnete mit der andern das Fenster und warf ihn hinaus mit den Worten: „fort mit diesem Reptil!“

„Bravo!“ schallte es plötzlich. Ich erwachte und es schien mir, als habe ich selbst so gerufen. Denn ich hatte den Ruf deutlich gehört und es war Niemand außer mir im Zimmer, als mein kleiner Junge, und der schlief den Schlaf des Gerechten und kümmerte sich durchaus nicht um den Traum seines Vaters. — Etwas aus dem Nichts erschaffen kann der Mensch bekanntlich nicht. Er arbeitet mit gegebenen Voraussetzungen und Stoffen. So sind auch die Träume nicht rein willkürliche Phantasiegebilde, sondern neue Zusammensetzungen und Combinationen derjenigen Dinge, welche wir im wachenden und bewußten Zustande in uns aufgenommen haben. Der menschliche Geist arbeitet eben auch im unbewußten Zustande, in dem des Schlafes, und er wirft dann die bunten Steine des Kaleidoskops, die er wachend gesammelt, gar toll durcheinander. Das hindert jedoch nicht, daß sich daraus zuweilen ein Gesammtbild formt, welches der Wirklichkeit, der Vergangenheit oder der Zukunft in irgend einer Weise entspricht. Denn die Bestandtheile, die Kaleidoscopsteine, sind ja doch der Wirklichkeit entnommen; und der Traum beschränkt sich darauf, sie auseinander zu werfen oder zu concentriren. Hier hatte er vielleicht Letzteres gethan.

Mein Traum erinnerte mich an ein Gespräch Bismarck's mit dem Grafen Benedetti und zugleich an die berühmte Antwort, die er am 18. Mai 1868 im Zollparlament jenem würtembergischen Abgeordneten gab, welcher mit der Einmischung Bonaparte's in die Frage der Competenz des Zollparlaments drohte, an die stolze Antwort: „Dem Herrn Vorredner aber und Allen, die dasselbe Thema mit ihm behandeln, gebe ich zu bedenken, daß ein Appell an die Furcht in deutschen Herzen niemals ein Echo findet!“ Diese Prophezeiung, die damals noch hin und wieder auf Zweifel stieß, ist jetzt volle Wahrheit geworden, auch in der Heimat des Herrn Probst, der sie provocirte.

* * *

Ich habe den Grafen Bismarck öfters in Unterhaltung mit anderen Diplomaten gesehen und beobachtet und immer dabei den Eindruck gehabt, als ob ein erwachsener Mann mit vollständig entwickelten Geistes- und Körperkräften mit einem frühreifen und altklugen Kinde spielte. Ich habe durch Nachdenken darüber in's Reine zu kommen gesucht, und will Ihnen das Ergebniß mittheilen. Ich suchte mir nämlich jenen Eindruck so zu erläutern:

Man sagt, die Zünfte seien abgeschafft, und für die Handwerker ist dies ja auch ganz richtig. Aber es giebt auch außerhalb des Handwerks Zünfte, und diese gelehrten Zünfte bestehen bekanntlich noch. Eine derselben ist die Diplomatenzunft, und zwar ist sie zünftiger, als je das zünftigste Handwerk war. Sie hat ihre festgeregelte Carrière vom Lehrjungen und Gesellen zum Meister. Sie hat ihre überkommenen Bräuche, ihre solennen Griffe, Worte und Zeichen. Gewisse conventionelle Weltanschauungen werden jedem jungen Kopfe, dessen Inhaber sich der diplomatischen Laufbahn widmen will, frühzeitig eingeprägt, und nehmen mit zunehmenden Alter ein immer schärferes Gepräge an. Der nationale und der individuelle Typus tritt immer mehr zurück hinter dem Genus „Diplomat". Unsere Diplomaten, einerlei welchem Staate sie angehören, sind Alle über einen Leisten geschlagen. Sie sind wie die Häuser in England, welche, alle nach einem und demselben Plane gebaut, alle die nämlichen inneren Räume haben, alle auf dieselbe Art bewohnt und benutzt werden und alle in derselben Weise eingerichtet sind, so daß ich, wenn ich in einem Hause gesehen habe, wo das Salzfaß steht, es auch in allen übrigen Häusern im Dunkeln greifen kann.

Oder wenn man diesen Vergleich zwischen Häusern und Menschen nicht will gelten lassen, so sage ich: die Diplomaten sind wie jene alten Studenten, welche man mit dem technischen Ausdruck „Corpssimpel" zu bezeichnen pflegt, weil sie, je höher

die Zahl der Semester steigt, desto mehr geistig zurückgehen, d. h. zu „versimpeln“ pflegen. Ein solcher Corpssimpel hält die Hochschule, die er frequentirt, für den Mittelpunkt der Welt, seine „Couleur“, d. h. diejenige Verbindung, welcher er selbst angehört, für das Centrum der Hochschule, sich selbst aber für den Centralpunkt der „Couleur“ und folglich auch der Hochschule und schließlich auch der Welt, soweit er von letzterer überhaupt Notiz nimmt. Denn für ihn besteht eigentlich nur die Studentenwelt, oder noch richtiger: ausschließlich nur die Corpsstudentenwelt. Alles was dazu nicht gehört, das sind Kameele, Wilde, Bonzen, Kümmeltürken und dergleichen; kurz: sie zählen nicht mit. Ebensowenig gelten für ihn die Gesetze des Staats, der Sitte, der Gesellschaft. Er erfreut sich des Rechtes der Exterritorialität und kennt nur zwei Codices, wovon der Eine der „Biercomment“ heißt und der andere der „Paukcomment“. Jener regelt die Geschäfte des Saufens und dieser die Geschäfte des Raufens. Auf diese Geschäfte, auf die Kritik und Hermeneutik jener Gesetzbücher, auf die Auslegung und Anwendung ihrer Paragraphen und Artikel, verwendet er die äußerste Sorgfalt. Darin ist er ein scharfsinniger Gelehrter, ein unermüdlicher Intriguant, ein geriebener Sachwalter. Wenn aber Dinge passiren, wovon im „Comment“ nichts geschrieben steht, dann ist er mit seiner Weisheit zu Ende. Er ist wie vom Himmel gefallen und ruft: Ich zähle jetzt schon so und so viele Semester, aber so was ist mir noch nicht vorgekommen. Aehnlich geht es unseren rein handwerksmäßigen Diplomaten, wenn Dinge sich ereignen, welche außerhalb des Bereiches ihrer traditionellen und conventionellen Routine liegen; und wollte man ihnen gar sprechen von den ewigen Gesetzen der Weltgeschichte, welche auch der Nationen, Staaten und Regierungen Geschicke regeln, sie würden uns auslachen. Denn davon steht in ihrem „Comment“ nichts geschrieben.

Man darf von der Diplomatie überhaupt, ohne dem Vorwurfe pessimistischer Weltanschauung ausgesetzt zu sein, wohl sagen, daß sie während der Krisis, welche dem jetzigem Kriege vorausging, ein Uebermaß von Befähigung nicht verrathen hat; namentlich haben die französischen Diplomaten, welche früher für die ersten galten, ihre „legitime Präponderanz" um so weniger bewährt, je fester sie von ihr überzeugt waren. Ich will nicht versuchen dies im Einzelnen nachzuweisen. Denn ich schreibe keine politische Abhandlung, sondern nur eine kleine und bescheidene Culturstudie, ein psychologisches „Essay", oder wie Sie es sonst nennen wollen.

„Sind die französischen Diplomaten über Nacht dumm geworden?" Ich glaube es nicht. Sie haben sich so gezeigt, wie sie schon lange waren. Nicht sie sind dümmer, sondern Andere sind klüger geworden. Es war von jeher eine „berechtigte Eigenthümlichkeit" der französischen Diplomaten, daß sie keine andere Sprache verstanden, als Französisch. Höchstens lernte der, welcher nach London oder nach Washington ging, Englisch. Aber es ist nie Einem eingefallen, wenn er nach St. Petersburg ging, Russisch, — wenn er nach Rom oder Florenz ging, Italienisch, — wenn er nach Berlin oder einer der zahlreichen kleinen Residenzen in Deutschland ging, Deutsch zu lernen. (Von unseren deutschen Stiefbrüdern, den französischen Herren Stoffel, Rothan und Genossen, werde ich noch besonders reden.) Herr Benedetti war seit 1864, also sechs Jahre in Berlin, aber es ist ihm selbst im Traum nicht der Gedanke gekommen, jemals den entferntesten Versuch zu machen, die deutsche Sprache zu erlernen, geschweige denn sie so erlernen, wie es für jeden Diplomaten als eine Pflicht und eine Nothwendigkeit erscheint gegenüber dem Lande, bei dessen Manarchen er accreditirt ist; ich meine so, daß er sie ohne alle Schwierigkeit verstehn, lesen, sprechen und schreiben kann. In der That stehen die Franzosen hier auf dem Standpunkt der amerika-

nischen Knownothings und Natives. Freilich ist das nicht erst seit gestern so, sondern von Alters her. Aber es ist nun eine Eigenthümlichkeit der fortschreitenden Culturentwickelung, daß inmitten derselben jedes Stehenbleiben ein Zurückgehen ist, und daß zuweilen Das, was ehedem ein Vorzug war, heute sich als Nachtheil herausstellt. Vor hundert Jahren sprachen in Berlin der König, die Prinzen, die Damen bei Hofe, die Beamten, kurz Allewelt, womit der Gesandte in Berührung kam, französisch; sogar auch dann, wenn sie unter sich waren. Der französische Ambassadeur hörte also Alles, was er hören sollte und wollte, auch ohne ein Wörtchen Deutsch zu verstehen. Ja, er hatte den Vorzug, daß in der ausschließlich französisch redenden, lesenden und schreibenden Gesellschaft stets *sein* Französisch das beste war; denn er war ja der Einzige, der seine *Muttersprache* redete.

Seitdem aber hat die deutsche Sprache einen hohen Aufschwung genommen, und es schämt sich bei uns nur noch Derjenige seiner Muttersprache, der sie nicht richtig zu sprechen versteht, der seinen Dialect nicht verrathen oder sich nicht durch Sprach- oder Schreibfehler blamiren will, wie dies z. B. in gewissen Strichen der deutschen Schweiz, bei einzelnen Mitgliedern der hohen Finanz und des süddeutsch-österreichischen Adels der Fall ist. Sonst aber spricht Allewelt Deutsch heute zu Tage, auch die vornehme bis hinauf zu dem König der Deutschen.

Man denke sich nun den Grafen Benedetti, der keine Silbe Deutsch versteht, mitten in diese nichts als Deutsch sprechende Gesellschaft versetzt. Spielt er darin nicht die Rolle eines Blinden, der nur noch einen Lichtschimmer hat, eines Tauben, der nichts hört, als was speciell für ihn bestimmt ist, d. h. was ihm zu diesem Zwecke in sein Gehörrohr hineingeschrieen wird? Aber ein Vertreter der „großen Nation" darf sich nicht dazu herablassen, die Sprache des Volkes zu lernen, mit welchem er verkehren soll; lieber beraubt er sich des einzigen Mittels, welches ihn in den

Stand setzen würde, zu erfahren, was vorgeht. Es handelt sich dabei eben nicht nur um die Sprache, sondern auch um die Geschichte, um die Geographie und die „Naturgeschichte“ (wenn ich so sagen darf) der Deutschen. In allen diesen Dingen leiden die Franzosen an einer wahrhaft staunenswerthen Unwissenheit; und hierin machen die Diplomaten durchaus keine Ausnahme von den übrigen Franzosen, und der Graf Benedetti keine Ausnahme on den übrigen Diplomaten. Es ist noch nicht lange her, da erschien in dem officiellen Journal in Paris eine von der französischen Gesandtschaft in Berlin inspirirte Auseinandersetzung über die deutsche Politik, in welcher, neben anderen nicht minder komischen Mißverständnissen und Irrthümern, fortwährend das von Herrn von Dalwigk verwaltete Großherzogthum Hessen-Darmstadt verwechselt wird mit dem ehemaligen Kurfürstenthum Hessen-Cassel, in welchem Friedrich Wilhelm Elector und Hans Daniel Hassenpflug längst aufgehört haben zu regieren, und welches dermalen den Hauptbestandtheil der treuen und tapfern preußischen Provinz Hessen-Nassau bildet. Wären die Franzosen, mit inbegriffen die Diplomaten, nicht so unwissend, so hätten sie längst begriffen, daß Deutschland nicht von verschiedenen durch Sprache und Sitte getrennten „peuples“ bewohnt wird (ein in französischen Schulen eingeführtes Geographiebuch erzählt sogar sehr ernsthaft, ein großer Theil des Königreichs Hannover, die Lüneburger Haide, werde bewohnt „par un peuple sauvage nommé Heidsnuccos“), sondern von einer einheitlichen Nation; daß es von Alters her und viel früher als Frankreich ein selbständiges und einheitliches Reich war; daß es nur vorübergehend durch die Schuld streitsüchtiger Priester und Dynasten aus seiner Bahn gedrängt worden ist, aber nun schon lange, zuerst geistig, mittelst des Aufschwungs seiner Literatur, dann wirthschaftlich, mittelst des Zollvereins, und endlich auch politisch, mittelst Preußens und des Norddeutschen Bundes, eifrig und mit wunderbarem Erfolge, daran ist,

die „Rückkehr zum Zeichen" — Herr Benedetti kennt das vielleicht aus Macchiavelli — zu bewerkstelligen, auf die es zu keiner Stunde seines Daseins verzichtet hatte; und daß es also uns ebenso spaßhaft vorkommen muß, wenn Frankreich in einer Frage von Mainz, Darmstadt oder Würtemberg mitreden will, als wenn wir Deutsche uns in Angelegenheiten von Marseille, Bordeaux oder in solche der Normandie und Bretagne einmischen wollten.

Graf Benedetti würde es sehr lächerlich gefunden haben, wenn man ihm zugemuthet hätte, die Geschiche der deutschen Nation zu studiren. Dazu hielt er sich seine Stoffel's, und Rothan's, welche ja „von deutschen Vorfahren abstammen". Herr Benedetti freilich theilt mit ihnen die Eigenschaft, daß auch er kein Franzose ist. Er ist aus einer Kreuzung griechischen und italienischen Bluts entsprossen und auf Corsica geboren. Auch seine Frau ist Griechin. Ich bemerke dies nur deshalb, weil einige Blätter behaupten wollen, sie sei eine dem ägyptischen Harem entsprungene Negerin, Abessinierin oder wer weiß was sonst der Art. Alle diese Geschichten sind Fabeln, mit inbegriffen Das, was Frau Theodor Mundt (Louise Mühlbach) in ihren neuesten ägyptischen Spaziergängen und Weltfahrten ihr auf den Leib schreibt. Der Teint der Gräfin Benedetti kann mit dem einer jeden Deutschen oder Engländerin an Helle und Feinheit wetteifern. Sie ist noch eine schöne Frau. Allerdings stammt sie aus Aegypten, wo sie von dem damaligen dänischen Generalconsul als Kind angenommen wurde und wo sie Herr Benedetti in dessen Hause kennen lernte. In der That, glaube ich, wir sollten unsern Patriotismus auf der rechten Bahn halten und nicht am Ende gar auch gegen wehrlose Frauen auf dem Papier Krieg führen, weil deren Männer unsere politischen Feinde sind.

Herr Benedetti allerdings ist unser Feind. Er hat für Deutschland niemals auch nur den geringsten Zug von Verständniß oder gutem Willen gezeigt und hat es mit corsischer Leidenschaft und

griechischer Verschlagenheit, kurz mit allen Mitteln, die ihm zu Gebote standen, versucht, uns zu Leibe zu gehen und ein paar Fetzen von unserm Felle herunterzureißen. „Ich bin vor diesem wüthenden Corsicaner fast meines Lebens nicht sicher", sagte eines Tages Graf Bismarck zu uns, jedoch lächelte er dabei; und wir lachten, wenn wir uns vorstellten, wie eine nordische Eiche seines Kalibers von einem kleinen italienischen Cactus bedroht wird. „Graf Benedetti", sagte ein englischer Diplomat, „ist ein außerordentlich feiner Kopf; ja ich denke, er ist wohl zu fein; denn er spinnt an seinen Netzen stets so lange, bis daß die Stränge so dünn und zierlich werden, wie Spinnweben; darin kann man wohl Fliegen fangen, aber Graf Bismarck ist keine Fliege."

Um nicht ungerecht zu sein, muß ich jedoch hinzufügen: Die Dinge sind noch nicht zur Genüge aufgeklärt; und wir können erst von der Zukunft Aufschluß darüber erwarten, wie viel auf die persönliche Rechnung des Grafen Benedetti zu setzen, und wie viel auf die der ihm gewordenen Aufträge. Manche behaupten, er sei mit diesen Aufträgen nicht immer einverstanden gewesen, jedenfalls aber habe er den Herzog von Grammont nicht für ein Genie gehalten.

Benedetti, jetzt etwa fünfundfünfzig Jahre alt, ist zünftiger Diplomat, und nichts als Diplomat und war von Jugend auf in dieser Carrière. Ich habe deshalb oben vorsorglich auseinandergesetzt, was Das sagen will. Er war zuerst Consul in Aegypten und in Palermo, dann erster Gesandtschaftsrath in Constantinopel und hierauf Sectionschef oder wie man dort sagt „Directeur" im auswärtigen Amte in Paris. Als solcher eilte er im Winter 1859 auf 1860 dem angeblich etwas lahmen französischen Gesandten in Turin zu Hülfe und brachte dort die ersehnte Annexion von Nizza und Savoyen zu Stande unter dem Rechtstitel der „Revindication", welcher freilich auf Alles

passen würde, was der erste Napoleon jemals angebissen hat, von Moskau und Warschau bis Madrid und Lissabon. Uneingedenk des Satzes: „Ne bis in idem“ glaubte Benedetti, was in Turin geholfen, helfe auch in Berlin. Der Triumph, den er dort gefeiert, machte ihn hier allzu verwegen; er war sein Verhängniß. Im Jahre 1864 nämlich, während des dänischen Kriegs, schickte Napoleon III. seinen italienischen Annexionskünstler nach Berlin. Schwerlich in sehr wohlmeinender Absicht, wie der Erfolg gezeigt hat. In Berlin aber hat Benedetti während der letzten sechs Jahre eine Rolle gespielt, welche mich immer, si parva licet componere magnis, an einen heruntergekommenen Gentleman in Wiesbaden erinnert, der jetzt das Geschäft eines Maklers betreibt. Sobald dieser Biedermann hört, es sei dort ein Haus verkauft, oder sonst ein Geschäft abgeschlossen worden, oder ein Grundbesitzwechsel vor sich gegangen, präsentirt er sich bei beiden Theilen und verlangt eine Provision. „Aber, Sie haben ja bei dem Handel gar nicht mitgewirkt“, sagt man ihm. „O doch“, antwortete er, „ich wußte ja doch, was vorging, und bin den Verhandlungen mit wohlwollender Aufmerksamkeit gefolgt, jedenfalls hätte ich im Interesse eines Dritten, der mich dafür bezahlt hätte, das Geschäft hintertreiben können; aber ich war edelmüthig, ich verschmähte diesen illoyalen Gewinn, und deshalb müssen jetzt Sie mich dafür bezahlen, sonst hänge ich Ihnen einen schweren Proceß an den Hals.“ Mancher ist schwach und dumm genug, sich mit einem kleinen Opfer abzufinden. Oefters auch wird der Edelmüthige die Treppe hinunter geworfen. Einmal hat er auch einen Proceß riskirt, aber er hat ihn verloren und seitdem schimpft er auf die Gerichte. Auch Benedetti forderte jedesmal seine Provision, bald Landau und bald Mainz, bald Luxemburg und bald Saarlouis, bald Rheinhessen und bald Rheinbaiern, bald das Alles mit einander und dann noch das ganze Königreich Belgien dazu; und wenn ihm nicht Das, was er

wünschte, auf dem Präsentirteller entgegengetragen wurde, dann drohte er mit Proceß, d. h, mit Krieg, und sein allergnädigster Herr ließ uns gleichzeitig mit Anträgen auf Abrüstung und Abschaffung der allgemeinen Wehrpflicht bestürmen. Einem Mann, wie Bismarck, gegenüber doch gar zu naiv!

Für uns Deutsche war Benedetti wirklich

„— ein Theil von jener Kraft,
Die stets das Böse will und stets das Gute schafft."

Durch seine Ansprüche auf Rheinbayern und Rheinhessen, vom 6. August 1866, brachte er die Allianzverträge mit Süddeutschland, durch seine Drohungen vom Juli 1870 die deutsche Einheit zu Stande. Was aber ihn selbst anlangt, so hat er zwar von einem schwachen Italiener, welchem er in der That auch bei dem Geschäfte geholfen, einmal eine Provision eingestrichen, allein bei den kräftigen Deutschen, welchen er nie nützlich, vielmehr stets hinderlich war, ereilte ihn das Schicksal des wiesbadener Maklers. Er wurde die Treppe hinuntergeworfen, und auch der Proceß, welcher augenblicklich nach canonischen Rechten geführt wird, bot ihm keine günstigen Chancen.

* * *

Allerdings zählt die französische Diplomatie auch Mitglieder, welche nicht nur Deutsch verstehen, sondern es sogar als ihre Muttersprache sprechen. Zu Spionage und sonstigen nicht ganz gentlemanliken Polizeidiensten verwendet man in England Irländer, in Rußland entartete Polen, in Oesterreich vorzugsweise Czechen und in Frankreich Corsen und — es thut einem Deutschen aufrichtig leid, es sagen zu müssen — eine gewisse Art Elsasser. Diese sind in Paris die geheime politische Polizei und in Deutschland die Diplomaten zweiten und dritten Ranges, mit welchen Frankreich uns überschwemmt. Die Schuld dieser Ueberschwemmung mit Diplomaten minorum gentium tragen

bei uns die kleinfürstlichen und freistädtischen Regierungen, welche nicht begreifen wollen, daß es für sie selbst besser und billiger und für Deutschland ersprießlicher wäre, wenn sie auf Entsendung und Empfang von Gesandtschaften verzichteten, die doch eigentlich nur unter die „üblen Angewöhnungen" zu rechnen sind.

Auch für Frankreich ist fürwahr diese generatio aequivoca von diplomatischen Infusionsthierchen kein Nutzen. Oft macht es sich geradezu lächerlich durch sie, wie z. B. unmittelbar vor Ausbruch des Kriegs in Hessen-Darmstadt. Dieses Großherzogthum, das kleiner ist, als die kleinste preußische Provinz, gehörte damals schon halb zum norddeutschen Bunde. Man dachte daher, es hätte wohl an der Diplomatie des Bundes genug. Allein sein Minister Herr von Dalwigk, welcher dort das weltliche Schwert führt (das geistliche schwingt sein Freund Herr von Ketteler, Bischof in Mainz), war anderer Meinung. Als die Stände die Ausgaben für den darmstädtischen Gesandten in Paris streichen wollten, erklärte ihnen Herr von Dalwigk rundweg, Hessen bedürfe eines Gesandten in Paris „wegen gewisser Möglichkeiten und Eventualitäten auf dem linken Rheinufer." In der That eine denkwürdige Aeußerung! Die Ereignisse am linken Rheinufer, auf welche Dalwigk hindeutete, konnten nichts Anderes sein, als ein Krieg zwischen Deutschland und Frankreich. Denn im Frieden blieb ja doch Alles beim Alten. Aber auch der Krieg drohte im Falle, daß wir siegten, dem Großherzog von Hessen nicht die geringste Gefahr, seine linksrheinischen Besitzungen zu verlieren. Gefahr war nur, wenn Frankreich über Deutschland siegte. War das also die Eventualität, welche Dalwigk damals meinte? Wollte er im Falle, daß Frankreich uns besiegte, das Loos Darmstadt's von dem unserigen trennen und durch die darmstädtische Gesandtschaft in Paris auf Kosten Deutschlands für Darmstadt „retten, was zu retten war?" Aber dann mußte er ja die hessische

Gesandtschaft in Paris und die französische in Darmstadt lassen auch während des Kriegs? Hatte er sich klar gemacht, was das bedeute? Ohne Zweifel. Denn Herr von Dalwigk ist ein geriebener Diplomat; er hat ja sogar den Kaiser von Rußland in Sachen Livlands ganz unaufgefordert mit seinem Rathe beglückt.

Kurzum, die Gesandtschaft blieb, und im Juli 1870 befand sich ein Graf So und So, alter französischer Adel, aber ohne Mittel, als Gesandter Seiner Majestät des Kaisers der Franzosen in Darmstadt. Am 16. Juli flanirt der bewußte französische Graf, welcher natürlich nicht an einem Uebermaß von Geschäften leidet, auf den Straßen der Residenz Darmstadt und erblickt ein großes Plakat mit der Ueberschrift „Krieg mit Frankreich". So viel deutsch versteht er; den Rest, für den seine Sprachkenntnisse nicht ausreichen, läßt er sich verdolmetschen. Er erfährt, daß auf den 17. Juli (Sonntag) die Darmstädter Bürgerschaft auf den Marktplatz zu einer Volksversammlung einberufen wird, um sich dort für das Zusammenstehen mit Deutschland in dem bevorstehenden Kriege gegen Frankreich auszusprechen. Das ist ihm zu arg. Er eilt auf das Ministerium und fragt nach Dalwigk. Dalwigk ist leider auf seinen „Gütern", welche bekanntlich einen minimalen Bestandtheil des einige Quadratmeilen großen Fürstenthums Waldeck bilden. Als Stellvertreter fungirt der Geheime Ministerialrath von Bechtold. Also der Gesandte geht zu Bechtold. Er macht ihm die lebhaftesten Vorstellungen, wie man so was dulden könne, welche „impression fatale" das in Paris machen werde, welche schreckliche Folgen es schon in den ersten Tagen haben müsse; denn Frankreich stehe im Begriff zu marschiren, ja es stehe vielleicht schon in Baden, es werde das südliche und westliche Deutschland überschwemmen.

Kaum hat der Franzose das Ministerialgebäude verlassen, so ergeht ein Befehl an den Polizeidirector der Residenz, welcher die Volks-

versammlung erlaubt hatte, „Angesichts dieses auf einem hohen Ministerio zu erscheinen". „Quid sum miser nunc dicturus?, was soll ich Unglücklicher sagen?", denkt er unterwegs, „aber hat denn nicht die officielle Darmstädter Zeitung patriotische Fanfaren losgelassen? soll man sich denn nicht mehr auf solche Blätter verlassen dürfen?; nun ja freilich, wer kann die Politik des Herrn von Dalwigk durchschauen; ich will mir's zur Warnung gereichen lassen und in Zukunft in solchen Fällen lieber immer erst höheren Orts anfragen".

Das Ministerium giebt dem Polizeidirector den Befehl, die Versammlung zu verbieten. Er thuts. Da erscheinen die Unternehmer der Versammlung und fragen, warum? „Ja, sehn Sie meine Herrn, es sind schwierige Zeiten; — wenn ich gestern gewußt hätte, was ich heute weiß —; die Franzosen stehen schon im Badischen, sie sind schon in Freiburg im Breisgau eingerückt; — sie überschwemmen ganz West- und Süddeutschland; — sie sind ohnedies schon schlimm, reizen wir sie aber durch solche Demonstrationen, dann weiß man nicht, was sie mit uns anfangen." Die Leute trauen ihren Ohren kaum. Sie bitten sich das Verbot schriftlich aus. Und richtig, der Polizeidirector von Darmstadt giebt ihnen in Folge der Instructionen, die er vom Ministerium erhalten hat, am 16. Juli 1870 schriftlich, „die beabsichtigte und bereits erlaubte Versammlung müsse nunmehro unterbleiben wegen der eröffneten Kriegsoperationen". Was für Kriegsoperationen denn? fragen die Veranstalter der Versammlung.

— „Nun, natürlich die Kriegsoperationen der Franzosen", ist die Antwort. Die Versammlung mußte unterbleiben. Das war zwei Tage vor der Kriegserklärung und dem Zusammentritte des Reichstags.

Am 17. Juli, an dem Sonntag, an welchem die patriotische Versammlung hatte stattfinden sollen, am Vorabend der offi-

ciellen Kriegserklärung Frankreichs, an welcher übrigens schon seit dem 15. Juli, dem Freitag, kein Mensch in Deutschland mehr zweifelte, am 17. Juli 1870 hielt das darmstädtische Ministerium noch einmal feierliche Sitzung in Betreff jener Versammlung. Es schienen Zweifel aufgetaucht zu sein, ob man denn doch nicht etwa durch das Verbot gar zu arg in Berlin verletzen und der öffentlichen Meinung in Deutschland vor den Kopf stoßen werde. Herr von Dalwigk war am Samstag Abend von seinen „Gütern" zurückgekehrt und präsidirte der Sitzung vom 17. Juli. Man entschied sich für Aufrechterhaltung des Verbots.

Hatte man ja doch in der Fortexistenz eines Ministeriums Dalwigk den handgreiflichsten Beweis für die Langmuth der preußischen Regierung und für die Machtlosigkeit der öffentlichen Meinung in Deutschland!

Herr von Dalwigk hat durch seine Journalisten behaupten lassen, das Verbot der Versammlung sei durch einen untergeordneten Polizisten und in seiner Abwesenheit erfolgt. Thatsache ist, erstens, daß das Verbot erfolgt ist in Folge der Reclamation des Franzosen und in Folge des Befehls des Ministeriums; zweitens, daß Herr Dalwigk selbst das Verbot gebilligt hat; drittens, daß ein „Polizeidirector der Königlichen Haupt- und Residenzstadt" nach dortigen Begriffen keineswegs ein „untergeordneter" Polizist ist, viertens und letztens aber, daß besagter Polizist die Versammlung gar nicht verboten, sondern vielmehr erlaubt hatte und sie nur in Folge Ministerialbefehls ex post verbot, weil er sie verbieten mußte.

In Preußen wo, wie die Darmstädter Hofdemagogen versichern, das wahrhaft entsetzliche „System Eulenburg" grassirt, läßt wenigstens der Minister die Leute nicht im Stiche, welche seine Befehle vollzogen haben.

Die komische Seite der Sache ist aber die:

Während sich am Samstag und Sonntag die hessendarmstädtischen Staatsweisen noch die Köpfe zerbrachen in Folge der Reclamationen, welche der französische Gesandte erhoben hatte, war in der Nacht vom Freitag auf den Samstag schon der Befehl des Commandanten des elften Armeecorps aus Cassel eingetroffen, die hessen-darmstädtische Division mobil zu machen; und man hatte diesem Befehl gehorcht, denn man mußte ihm gehorchen. Das darmstädtische Kriegsministerium, wo man schon am Samstag früh diesen Befehl vollzog, und das darmstädtische Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten, wo Herr von Dalwigk seine Diplomatie treibt, liegen in einer und der nämlichen Straße, dicht neben einander. Dort hatte man bereits das tapfere Schwert Hessen-Darmstadt aus der Scheide gezogen; hier machte man noch Diplomatie mit Frankreich. Wie reimt sich das zusammen?

Wollte man Frankreich betrügen? Oh, gewiß nicht, dazu ist Herr von Dalwigk zu bieder! Man scheint einfach auf dem Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten nicht gewußt zu haben, was auf dem Kriegsministerium vorging. Denn das letztere erhält seine Impulse von Berlin, und das erstere von Dalwigk. Herr von Dalwigk aber und die Bundesregierung in Berlin sind zwei Uhren, die nicht aufeinander gehen. Diese Thatsache ist nicht zu leugnen. Wenn aber irgend ein „böswilliger Nationalliberaler“ daraus den Schluß ziehen sollte, solche Zustände seien nicht zu dulden, so wird ihm irgend Einer von den darmstädter Hofdemokraten oder von den Bebel'schen „Internationalen“ darthun, daß das eigentlich erst die wahre Freiheit sei, wie sich dies denn doch unzweifelhaft daraus ergebe, daß Herr von Dalwigk noch in Darmstadt, und nicht in Lötzen sitze.

Uebrigens blieb der französische Gesandte noch mehrere Tage nach erklärtem Kriege ganz ruhig in Darmstadt: und als eine nicht-darmstädtische Zeitung meldete, derselbe habe eine drohende

Note überreicht, dementirte dieß die „Darmstädtische Zeitung“ auf das Feierlichste: eine Note habe er zwar überreicht, aber drohend sei sie gar nicht. Dies erinnert an den academischen Stiefelwichser, welcher einem Studenten eine unangenehme Botschaft auszurichten hatte, und, von seinem Auftraggeber befragt, ob der Student grob gewesen sei, erwiederte: „Nein, grob war er gar nicht, er hat mich nur die Treppe hinunter geworfen“.

In einem Punkte aber hatte der Polizeidirector der Großherzoglichen Haupt- und Residenzstadt an den Ufern der Darm ganz Recht. Darmstadt wurde allerdings von Franzosen vollständig überschwemmt. Es war aber nicht im Juli, sondern im September. Auch kamen sie nicht als Sieger, sondern als Besiegte, — und nicht, um zu morden und zu plündern, sondern um bei der Kartoffelernte zu helfen. Kartoffeln und Tannenzapfen sind nämlich die Haupt-Landesprodukte. Letztere nennt man dort „Hackeln“.

Auch in der freien Stadt Hamburg hatte der Kaiser der Franzosen einen diplomatischen Vertreter. Was soll aber um Gotteswillen dort ein „Ministre plénipotentiaire de Sa Majesté l'Empereur des Français“ thun? Bleibt ihm, wenn er nicht vor tödtlicher Langeweile vergehen will, irgend etwas Anderes übrig, als Unfug zu treiben? Und sind die armen Elsasser, welche zu solchen Knechtsdiensten verwandt werden und — dadurch unterscheiden sie sich von den Corsen — nie zu was Besserm aufrücken, nicht aufrichtig zu bedauern? Deutsche von Herkunft, Franzosen von Staatswegen, sollen sie den Franzosen wider die Deutschen als Schweißhunde dienen. Der wirkliche Franzose verleugnet nie seine Rasse; gerade deshalb ist er aber mißtrauisch gegen Den, der es thut. Um dieses Mißtrauen zu entwaffnen, muß der Elsasser mehr thun, als ein wirklicher Franzose. Er darf sich nicht darauf beschränken, die Wahrheit zu sagen. Er muß darüber hinaus. Er muß lügen, um den

Verdacht zu entwaffnen und sich Liebkind zu machen. Je mehr er lügt, desto besser wird er bezahlt. Wie kann man sich also wundern, wenn diese elsasser Unterdiplomaten seit Jahren den Verrath Süddeutschlands, Polenrevolution in der Provinz Posen, Welfenrebellion in der Provinz Hannover, augustenburgerliche Bewegung in Schleswig-Holstein, Zopfemeuten in Frankfurt a. M., Hessen und Nassau, und dergleichen mehr prophezeiten und behaupteten, der Norddeutsche Bund und sein Heer seien im Verfall? Es war ein bitterer Scherz des Schicksals, daß es gerade auch Männer aus Posen, Hessen-Nassau und Süddeutschland waren, welche in der ersten Schlacht (bei Weißenburg) die angelogenen Franzosen schlugen. Da sich alle guten Deutschen von jenen elsasser Quasidiplomaten zurückzogen, so waren sie auf die minder guten angewiesen, namentlich auf diejenigen, die in welfischem Solde logen. So kam es denn, daß die welfischen Agenten die französischen Agenten täuschten und umgekehrt. Zuletzt wußte Keiner mehr, was er und was der andere gelogen, wo der welfische Spion anfing und der französische aufhörte, was wahr und was nicht wahr sei. Es ging ihnen ähnlich, wie es einem berühmten Berliner Polizeirath am Rhein ging. Dort zeigten sich einst falsche Fünfthalerscheine. Der Polizeirath begab sich dorthin. Er mengte sich unter verdächtiges Volk und that, als sei er selbst ein Falschmünzer; er gab ihnen auch Geld, Rath und Instrumente. Als er glaubte, sicher auf der Spur zu sein, griff er zu; er griff nun zwar eine Falschmünzerbande, aber nur seine eigene, die sich mit seinem Geld, seinem Rath und seinen Instrumenten gebildet hatte. Eine andere hatte dort nie existirt. Die Polizei hatte sich selbst gefangen.

So hat auch hier ein Spion den andern gefangen und Beide haben für schweres Geld ihre wechselseitigen hohen Auftraggeber schwer belogen. Nur schade, daß mancher braven Mutter wackerer Sohn sein jung frisch Leben darüber hat lassen müssen.

In der Hansastadt Hamburg residirte bis zum Ausbruch des Krieges als „bevollmächtigter Minister" Frankreichs ein Herr Rothan, Elsässer von Geburt und bekannt durch die zweideutige, oder vielmehr nur zu unzweideutige Rolle, welche er zur Zeit des Krimkrieges und des berüchtigten Potsdamer Depeschendiebstahls gespielt hat, eine Rolle, die in jedem andern Lande, außer bei uns, bisher allzu gut- und langmüthigen Deutschen, ihm die diplomatische Laufbahn versperrt haben würde. Statt sich im Bewußtsein des Makels, der an ihm haftete, ganz ruhig zu verhalten, wurde Herr Rothan nicht müde, in Hamburg und Schleswig-Holstein in preußenfeindlichem Sinne zu agitiren. „Jedes Mittel war ihm recht, selbst die Schürze nicht zu schlecht", auch scheute er bei Alledem kaum noch das volle Licht der Oeffentlichkeit. Er stieß jedoch überall auf einen so entschiedenen Widerstand, daß er ganz außer Zweifel darüber sein mußte: die edlen Söhne Hammonia's und Holsatia's, mochten sie sonst denken, was sie wollten, ließen sich durchaus nicht gegen den norddeutschen Bund und Preußen aufhetzen, noch viel weniger aber für Frankreich echauffiren. Gleichwohl berichtete Herr Rothan ohne Aufhören an das auswärtige Amt in Paris, wie sehr man in dem nichtpreußischen und in dem neupreußischen Norddeutschland den Augenblick herbeisehne, das preußische Joch abzuschütteln, und sei es auch mit Hülfe Frankreichs. Als Belege dafür fügte er gewisse deutsche Zeitungen bei. Ich will sie nicht nennen. Möge der Schleier der Vergessenheit diese Dummheiten der Vergangenheit bedecken. Ich sage: Dummheiten, denn fürwahr, die Leute wußten nicht, was sie thaten, schrieben und schrieen; sonst hätten sie's nicht gethan; und ich hoffe, daß sie's bereuen. Sollten sie es aber auch nicht bereuen, sondern mit ihrem Metier fortfahren, so ist letzteres doch jetzt mehr albern als gefährlich. Je mehr Deutschland consolidirt ist, desto weniger wird das Unkraut Ritze und Spalten finden, um Wurzel zu schlagen.

Nachdem uns Frankreich bereits den Krieg erklärt hatte, schickte sich Herr Rothan in Hamburg ebenso wie Herr von Stoffel in Berlin[1]) — „Arcades ambo" sagt Virgilius — in aller Gemüthsruhe an, auch fernerhin im Schooße dieses Norddeutschland zu verweilen, über welches sie bisher so seltsame Berichte erstattet hatten. Man sagte aber Beiden, man werde ihnen den ferneren Aufenthalt nur in einer Form gestatten, nämlich hinter Schloß und Riegel. Da entschlossen sie sich zur Abreise. Dem Herrn Stoffel, der französischer Oberst ist, gab man einen preußischen Hauptmann zum Begleiter. In Cassel erklärte Baron Stoffel: „Ich bin krank, ich kann nicht weiter."

„Ganz wie Sie wollen", sagte der Hauptmann, „sorgen Sie für einen Arzt, und ich werde für die Wache sorgen; denn der Fall einer plötzlichen Erkrankung ist in meiner Instruction vorgesehen; er hat Ihre sofortige Verhaftung zur Folge." Diese runde und nette Erklärung machte jeden Arzt überflüssig. Der kranke Baron wurde plötzlich wieder so gesund, daß er nach vierundzwanzig Stunden über der Grenze war und einige Tage später schon als Adjutant Napoleon's bei der Saarbrücker „Feuertaufe" fungirte.

Herrn Rothan gab man in Hamburg keinen Begleiter bei. Er benutzte diesen Umstand, um noch einige Zeit lang in Westdeutschland die Gegend unsicher zu machen, bis endlich ein Steckbrief ihn über die Grenze scheuchte. Ueber seine Wahrnehmungen erstattete er einen Bericht an den Herzog von Grammont, den dieser im Officiellen Jöurnal veröffentlicht hat und zwar am 3. August 1870, am Tage nach dem „glorreichen Sieg" von

[1]) Was Herrn Stoffel anlangt, so sind wir ihm nachträglich die Anerkennung schuldig, daß seine zwischenzeitig an die Oeffentlichkeit gelangten Berichte über unser Militärsystem einen eben so hohen als seltenen Grad von Scharfsinn, Beobachtungsgabe, Unbefangenheit und Wahrheitsliebe beweisen. Leider scheint der Minister, an welchen diese Rapporte gerichtet waren, sie gar nicht gelesen zu haben.

Saarbrücken, wo 750 Mann Preußen von 30,000 Mann Franzosen gezwungen wurden, sich nach dreistündigem Kampfe zurückzuziehen.

Ich vermuthe, daß der Herzog von Grammont bei der Publication des Berichtes gerade die schönsten Stellen unterdrückt hat, weil sie durch die Ereignisse inzwischen in unangenehmster Weise überholt worden waren. Das Stehengebliebene ist aber auch noch schön; und aus Dem, was man sieht, kann man schließen auf das, was man nicht sieht.

Also Herr Rothan schreibt so (ich gebe es im Auszug):

„Herr Herzog!

„Vor acht Tagen verließ ich Hamburg. Deutschland war damals in einer ungeheuren politischen Aufregung. Aber heute schon überzeuge ich mich, namentlich durch aufmerksames Lesen deutscher Zeitungen, daß die öffentliche Meinung Deutschlands in sich geht, und daß die Begeisterung des ersten Augenblicks bereits einen sehr merkbaren Rückschlag erlitten hat. Die particularistischen Blätter, welche man zu unterdrücken nicht gewagt hat, sind nur leidlich kleinlaut. Die preußische Presse dagegen ist in wachsender Beunruhigung. Ueberall bemerkt man, wie sehr ernsthafte Sorgen um das schließliche Ergebniß dieses Kriegs sich der Geister bemächtigen. Die Proclamation des Königs, welche ankündigt, der Krieg werde lange dauern, belebt keineswegs den Muth der Bevölkerung. Denn die Landwehr, welche bei der kurzen Campagne von 1866 kaum auf eine ernsthafte Probe gestellt worden ist, fürchtet nichts mehr als einen langen Krieg.

„Gegen Herrn von Bismarck, den man bisher in seinen diplomatischen Schachzügen für unfehlbar hielt, macht sich schon ein entschiedener Rückschlag geltend; man sieht, daß seine Quertreibereien nur zu einer vollständigen Isolirung Preußens geführt haben und daß selbst Spanien, das uns den Vorwand zum Kriege (Rothan schreibt selbst einfach: „le prétexte de la

guerre“) lieferte, uns unaufgefordert seiner Zustimmung versichert. Deutschland also befindet sich jetzt schon, ehe noch der erste Kanonenschuß abgefeuert ist, unter dem Drucke einer schweren Enttäuschung; und wenn wir den Kampf mit einem Siege beginnen, dann wird sich überall der particularistische Widerstand gegen Preußen erheben, den es nur mit Mühe gebändigt hat.“

Diese kleine Probe, wie man lügt und sich belügen läßt, mag genügen. Daß der Herzog von Grammont diesen Brief noch am 3. August officiell publicirt, beweist, wie wenig er in Wien, wo er doch Gelegenheit dazu hatte, von deutschen Dingen gelernt hat.

* * *

Wenn H. B. Oppenheim's Definition: „Unsere Diplomaten sind vaterlandslose Müßiggänger, die, weil sie selbst keine große nationale Bewegung fühlen, auch außer Stande sind, eine große nationale Bewegung zu verstehen“, richtig ist, dann sind Graf Bismarck und Die, welche unter ihm im Weinberge des Herrn arbeiten, überhaupt keine Diplomaten. Werfen wir deshalb zum Schluß noch einen Blick auf Graf Bismarck und seine Gesellen, die nur deshalb nicht als „Diplomaten“ gelten, weil sie viel mehr sind, als blos Das.

Wie sich das von selbst versteht, sind über den Grafen Bismarck seit 1866 unzählige mehr oder weniger geistreiche Zeitungs- und Zeitschriftenartikel, Broschüren und Bücher geschrieben worden. Abgesehen von Anderen, haben uns die Deutschen Bamberger und Hesekiel, die Franzosen Cherbuliez und Vilbort ihre Schilderungen und Betrachtungen gegeben. Natürlich ist die Auffassung stets gefärbt von dem subjectiven Standpunkte des Verfassers; denn der Mensch kann nun einmal nicht darüber hinaus, sich seinen Freund und seinen Feind, seinen Gott und seinen Teufel, nach seinem eignen Bilde und Gegenbilde zu construiren. Ich kann keinem der genannten Autoren und Werke seine eigenthüm-

lichen Verdienste absprechen, gleichwohl behaupte ich, weder ein einzelnes derselben, noch alle mit einander erschöpfen ihren Stoff; natürlich kann ich auf letzteres noch viel weniger Anspruch erheben, da ich mich auf ein paar Striche und Umrisse beschränken will.

Was mich anlangt, so gehe ich zur Quelle. Ich studire am liebsten Bismarck's Briefe, Staatsschriften und Reden; von letzteren giebt es eine sehr sorgfältige und zuverlässige Ausgabe, die ich Jedem empfehle („Die Reden des Grafen v. Bismarck-Schönhausen. Erste Sammlung, Reden aus den Jahren 1862 bis 1867, 2. Auflage; Berlin, 1870; — Zweite Sammlung, Reden aus 1867, 1869, 1870; Berlin, 1869; — Dritte Sammlung, Reden aus 1869 und 1870, ebendaselbst 1871). Da Bismarck seine Reden stets improvisirt, wenigstens was die Form anlangt, so quillt in jedem Wort das volle individuelle Leben; und wer letzteres einmal erfaßt hat, der kann auch bei jeder preußischen Staatsschrift prima vista sagen, ob sie aus Bismarck's eigener Feder geflossen ist, oder nicht.

Bekanntlich herrscht unter den politischen Parteien Preußens lebhafter Streit darüber, ob Graf Bismarck liberal oder conservativ sei; und merkwürdiger Weise verstummt dieser Streit allemal gänzlich in großen welthistorischen Momenten, wie 1866 und 1870, wo alle Parteien, die bisher an ihm hin- und herzerrten, bereit sind, dem Grafen das unbedingteste Vertrauen zu schenken. Selbst der hyperkritische Berliner Weißbier-Politiker, diese personifizirte „saure Jurke“ pflegt dann zu sagen: „Nu, laßt nur den ollen Bismarck, der wird's schon machen.“

Es giebt, was die parlamentarischen Parteien anlangt, Liberale, wie z. B. Virchow, welche Bismarck für ultraconservativ, und Conservative, die ihn für ultraliberal, ja für revolutionär halten, wie z. B. der Graf zur Lippe und Consorten; dagegen hält ihn wieder der conservative Herr v. Blankenburg für con-

servativ, der freiconservative Professor Aegidi für freiconservativ, und mancher Nationalliberale für nationalliberal.

Wenn Graf Bismarck dem Abgeordneten Lasker, wie bei Gelegenheit des Antrags auf Aufnahme Badens, sagt: „Wenn Sie's besser verstehen als ich, dann werden Sie doch Bundeskanzler", dann jubeln die Conservativen: „Im Grunde des Herzens ist Bismarck doch immer noch der Unserige." Wenn er dagegen, wie bei Gelegenheit der Hannoverschen Provinzialfonds, der Rechten bemerkt: „Ihr seid ja Alle nur auf meine Autorität hin gewählt, und wenn Ihr fortfahrt, gegen mich zu frondiren, dann entziehe ich Euch den Credit, und dann ist es aus mit Euch"; oder wenn er bei Gelegenheit des Antrages des Grafen zur Lippe gegen das Bundes-Oberhandelsgericht von einem dummen und verwegenen Spiel spricht und dem Herrenhaus sagt: „Wenn sich hier unsere Wege trennen, so weiß ich nicht, ob wir uns je wiederfinden, und das schadet mir gar nichts, wohl aber Euch, die Ihr ohnehin auf schwachen Füßen steht", — dann frohlocken die Liberalen: „Jetzt endlich hat Bismarck definitiv mit den Conservativen gebrochen, jetzt gehört er zu uns."

Die Wahrheit ist, daß Bismarck sich weder von der einen noch von der andern Partei je in ihren Karren spannen läßt, und daß man ihn überhaupt nach den bisher üblichen Parteiunterschieden nicht classificiren kann. Denn diese Kategorien beziehen sich auf innere Details, während Bismarck stets nur die große Frage der Wiedergeburt der Nation im Auge hat. Daher auch die sonderbare Erscheinung, daß alle Parteien auf der Reihe herum ihm dienen und ihm grollen, ihn stützen und gegen ihn frondiren, sich von ihm gefördert und sich von ihm getäuscht fühlen. Ich nehme dabei natürlich diejenigen Parteien aus, welche auf active practische Politik überhaupt ganz verzichtet haben und, im Schmollwinkel sitzend, sich mit dem großen Ge-

danken trösten: „Uns gehört die Zukunft" — natürlich jene Zukunft, welche niemals zur Gegenwart wird.

Jahrhunderte lang hat uns in Deutschland das Unglück verfolgt: War der richtige Mann da, dann fehlte der richtige Moment. War der richtige Moment da, dann fehlte, wie 1848, der richtige Mann. Beides wollte nie zusammentreffen. Endlich hat es die Vorsehung gewollt, daß zu unserm Glück in dem Augenblick der Krisis auf dem Throne der Hohenzollern, welcher berufen ist in Deutschland den der Hohenstaufen zu ersetzen, ein geradsinniger, fester und tapferer König sitzt, den man mit mehr Recht als irgend Jemanden mit den Worten des Horazius bezeichnen kann als „justum ac tenacem propositi virum"; und daß dieser Fürst sich zu seinem Minister einen Mann auserwählte, der mit gleichem Festhalten des Ziels einen wahrhaft unerschöpflichen Reichthum an Mitteln und Wegen verbindet: — Beide providentielle Naturen.

Ich möchte sagen: Bismarck's Biographie bildet geradezu eine Parallele zu der Geschichte Preußens und der neuern Geschichte Deutschlands. Ich will dies mit wenigen Worten andeuten.

Es ist die Mark Brandenburg, welche, obgleich gerade keines der reichsten und fruchtbarsten Länder Deutschlands, die Kosten der Gründung Preußens und Neudeutschlands fast ausschließlich getragen hat. Ihre Bewohner haben mit äußerstem Fleiße dem magern Boden Früchte abzugewinnen gewußt; und während sie mit der Sterilität des Landes, mit der Ungunst der Witterung, mit Creditnoth und Schwierigkeiten aller Art kämpften, haben sie zugleich als gering oder gar nicht bezahlte Arbeiter, als Soldaten, Officiere, Beamte u. s. w. mit bewundernswerther Ausdauer die Fundamente des preußischen und des deutschen Staates gelegt. Der Franzose sagt: „ils ont travaillé pour le roi de Prusse", und verbindet damit eine spöttische Nebenbedeutung. Wir aber sagen, allerdings sie haben gearbeitet für



den König von Preußen, aber mit ihm für die Wiedergeburt der Nation, während Andere sich dem Phäakenleben ergaben.

Graf Bismarck ist ein Altmärker. Er ist dem Geschlechte der märkischen „Landjunker" entsprossen; er selbst sagte 1849: „Ich bin ein Junker und werde diesen Namen wieder zu Ehren bringen"; und er hat Wort gehalten. Er hat von Haus aus alle Tugenden und Fehler dieser willenskräftigen, tollen, waghalsigen, unbeugsamen, klugen, harten und opfermuthigen Junker, welche in Bewirthschaftung bescheidener Güter mit der Noth des Daseins ringen und doch jeden Augenblick, wenn der König ruft, dem Staate zur Verfügung bereit stehen. Er zeigt Anfangs auch ganz die engbegrenzte Weltanschauung von ehedem. Jene Anschauung Friedrich Wilhelm's I., welcher die Habsburger für die Lehnsherren, sich für den Vasallen hielt und jenen so lange in Ehren und Treue diente, bis er kurz vor seinem Tode erst merkte, wie sehr er getäuscht war, und dann auf seinen Sohn deutend starb mit den Worten: „Da steht Der, welcher mich dereinst rächen wird."

Graf Bismarck wurde von dieser seiner ursprünglichen, echt feudalen Auffassung gründlich curirt auf dem Bundestage zu Frankfurt — das einzige Verdienst, welches sich diese Versammlung jemals erworben. Hier durchdrang ihn zuerst die negative Wahrheit: die Habsburgische Fremdherrschaft taugt nichts für Deutschland. Das war der Uebergang von Friedrich Wilhelm I. zu Friedrich dem Großen. Dann betrat er die große Bühne der Welt und dort ging ihm die Idee der deutschen Mission Preußens vollständig auf, Anfangs in der einseitigen Auffassung des Jahres 1813, dann in ihrer ganzen Kraft und Vertiefung, in der Wiederanknüpfung an die glorreiche Zeit der fränkischen, sächsischen und schwäbischen Kaiser in Deutschland.

So ist, ganz analog den Entwickelungsphasen des Staates, dem er dient, dieser Staatsmann allmälig aus einem Märker

ein Preuße, und aus einem Preußen ein Deutscher geworden, nicht dadurch, daß er das frühere Stadium im Stiche ließ, sondern daß er, ohne jemals sich selbst untreu zu werden, es vertiefte, hob, veredelte und verklärte.

Zur Charakteristik mag noch ein Umstand dienen: Die Mehrzahl der Alt-Preußen ist sehr schlecht bewandert in der frühern deutschen Geschichte; für sie fängt die Weltgeschichte oder wenigstens die deutsche Geschichte erst mit dem großen Kurfürsten oder gar erst mit dem alten Fritz an. Bei dem Grafen Bismarck ist dies anders. Wenn er im Reichstage die Aufgaben unserer Nation erörtert, dann entnimmt er mit Vorliebe seine Argumentationen und Beispiele den Zeiten der großen Ottone, Heinriche und Hohenstaufen, der Zeit, die allen deutschen Landen und Stämmen gemeinsam ist.

In dieser kurzen Schilderung ist eigentlich schon der ganze Gegensatz enthalten zwischen Bismarck und den übrigen Diplomaten, deren Schliche, Kniffe, Pfiffe und Griffe er übrigens eben so gut, wie irgend Einer von der Zunft, und besser, kennt. Er hat das Leben von allen Seiten kennen gelernt, als Landjunker, der mit wirthschaftlichen Drangsalen kämpft, aber stolz ist auf die Traditionen seiner Familie, die Preußen schon manchen Staatsmann und Feldherrn gegeben, als Soldat und als Officier; als junger Jurist, der sich mit pedantisch-bureaukratischen Vorgesetzten in den Haaren liegt; als stellvertretender Landrath; als Deichhauptmann; als Gesandter in Frankfurt, in Paris und in St. Petersburg. Ueberall, wo er war, namentlich auch in Frankreich und in Rußland hat er Land und Leute, Staat und Gesellschaft auf das Gründlichste studirt. Auch Russisch zu lernen hat er nicht verschmäht; ja er kann sich sogar zur Noth auch auf Ungarisch und Finnisch verständlich machen. Gelehrte von Fach bewundern seine genaue Kenntniß der französischen, russischen und polnischen Geschichte. Wie er Landschaften und Cultur-

zustände zu beobachten und mit einer bewundernswerth correcten Zeichnung und brillanten Farbenpracht zu schildern versteht, das zeigen seine Briefe. Aus den letzteren will ich jedoch nur wenige, und zwar aus der frühesten Zeit, aus der des Landjunkers, mittheilen, erstens des Gegensatzes halber und zweitens um des „Ex ungue leonem" willen.

Von Berlin auf sein Gut Kniephof (auch Kneiphof genannt, weil dort öfters der ehrwürdigen, bereits von Tacitus gemeldeten Sitte unserer urgermanischen Ahnen, dem Kneipen, gehuldigt wurde) wieder zurückgekehrt, stößt er folgenden brieflichen Schmerzensschrei aus:

„Nur mit Mühe widerstehe ich der Neigung, einen ganzen Brief mit landwirthschaftlichen Klagen auszufüllen — über Nachtfröste, krankes Vieh, schlechten Raps und schlechte Wege, todte Lämmer, hungerige Schafe, Mangel an Stroh, Futter, Geld, Kartoffeln und Dünger. Dazu pfeift Johann draußen ebenso consequent wie falsch einen ganz infamen Schottischen, und ich habe nicht die Grausamkeit, es ihm zu untersagen, da er ohne Zweifel seinen heftigen Liebeskummer durch Musik zu beschwichtigen sucht. Das Ideal seiner Träume hat vor Kurzem auf Zureden der Eltern ihm abgesagt und einen Stellmacher geheirathet. Ganz mein Fall — bis auf den Stellmacher, der noch im Schooße der Zukunft raspelt."

Auch in anderen Briefen finden wir solche negative Variationen über das Beatus ille qui procul negotiis paterna rura bobus exercet suis. Ein ander Mal schreibt er seiner Schwester:

„Ich habe seit bald nach dem Wollmarkt unsern vagabondirenden Landrath vertreten." (Dieser „Vagabond" ist wahrscheinlich Niemand anders, als Bismarck's eigener Bruder, Bernhard v. Bismarck, auf Külz und Zarchelin, in Pommern, Landrath des Kreises Naugard, geboren am 24. Juli 1810; zwei andere Brüder des Grafen sind in früher Jugend gestorben;

dermalen hat er nur zwei Geschwister, nämlich den eben genannten Bruder und seine 1827 geborene Schwester Malwine, seit dem 30. Oktober 1844 verheirathet mit Oskar Freiherrn von Arnim auf Kröchelndorff, Mitglied des Norddeutschen Reichstags und des preußischen Herrenhauses, dieselbe, an welche die Briefe gerichtet sind, die ich hier wiedergebe.) „Viel Feuer, viele Termine und viele Reisen in sandigen Kienhaiden gehabt, so daß ich des Landrathspielens vollkommen überdrüssig bin. Nun bin ich kaum acht Tage in Ruhe und muß schon wieder dem Vaterlande als Soldat dienen (bei der Landwehrübung). Ich habe mir leider noch ein Pferd anschaffen müssen, da meine nicht zum Exerciren passen; indeß will ich es mit Grosvenor (ein Pferd, das er von seinem Schwager Oscar v. Armin gekauft hatte) als Reserve versuchen. Letzterer zieht übrigens im Wagen wie ein alter Carrossier; ich werde ihn daher auch nächstens bezahlen sobald die Rapsgelder eingehen — kannst Du Oskar sagen —, was ich mir fest vorgenommen hatte, nicht zu thun, wenn er nicht zöge." An dieser Stelle des Briefes finden sich mehrere Dintenklexe, und da, wo sie aufhören, fährt der Briefsteller fort: „Verzeihe vorstehendes Arabische, ich habe keine Minute Zeit, um diesen Zettel nochmals zu schreiben, denn ich soll in einer Stunde fahren und muß noch sehr packen."

In einem dritten Briefe erzählt er einige Unglücksfälle, ein Gutsbesitzer N. habe sich „wegen Futtermangel erschossen"; dann fügt er bei: „Eine ereignißvolle Zeit; es steht zu erwarten, daß noch einige unserer Bekannten von der Bühne abtreten werden, da dieses Jahr (1844/5) mit seiner schlechten Ernte, den niedrigen Preisen und dem langen Winter für den verschuldeten Besitzer schwer durchzuhalten ist."

Man sieht der Weg ist weit aus diesem kleinen Elend bis zu der glänzenden Stellung, die Graf Bismarck heute einnimmt. Er hat diese lange und schwierige Laufbahn glücklich überwunden,

in der er es stets hielt wie Rüdiger in Ariost's Orlando Furioso:

„Disse Ruggier: „Non riquardama questo;
Facciam' noi quel, che si puo far' per noi,
Abbia, chi reg' in ciel', cura di resto.““

* * *

Von einem Vorwurf ist Graf Bismarck allerdings nicht freizusprechen — freilich thut er das ohne Absicht — nämlich von dem, daß er seine Mitarbeiter etwas zu sehr in Schatten stellt; und es ist daher nur ein Act der Gerechtigkeit, wenn ich (zumal ich ja auch der Gesellen Benedetti's gedacht) zum Schlusse auch einige von diesen wackern Männern erwähne, von diesen Gefährten seiner Mühen und Sorgen und seiner wahrhaft riesigen Arbeit. Sie verdienen dies um so mehr, als ein so hochbegabter eifriger und energischer Mann, welcher dem erhabensten Ziele zustrebt, hierbei seine Leute eben so wenig zu schonen pflegt, wie sich selber. Es heißt: Niemand wandelt ungestraft unter Palmen. Mit gleichem Recht ließe sich sagen: Man kann nicht ungestraft ein großer Mann sein und mit großen Männern verkehren. —

Auch hier zeigt sich, daß Graf Bismarck seine Mitarbeiter ohne alle Rücksicht auf Zünftigkeit aus den verschiedensten Lagern zusammenzieht. Die regelmäßige Carrière der preußischen Beamten bis hinauf zu ihren gegenwärtigen hohen Posten haben der Staatssecretair und Wirkliche Geheimrath, Kammerherr Excellenz von Thile und der Director Wirkliche Geheime Legationsrath von Philipsborn durchgemacht. Der Letztere ist Chef der Bureaus und ein Bruder des bisherigen Generalpostdirectors, der jetzt an der Spitze der größten deutschen Grundcreditbank steht. Der Erstere ist aus einer bekannten altländischen Familie und vertritt den Bundeskanzler und Chef des auswärtigen Amts während seiner Abwesenheit. Seine Gegner sagen: „Er unterschreibt und empfängt für Bismarck, und er ist so glücklich, daß er sich nicht zu verstellen braucht, denn er weiß

wirklich nichts, weil ihm Bismarck in der Regel nichts sagt." Ich halte jedoch diese Auffassung für eine Ausgeburt bureaukratischen Aergers. Letzterer existirt bei gewissen preußischen Behörden und richtet sich vorzugsweise gegen das Bundeskanzleramt und das auswärtige Amt, die mißliebig sind, weil sie eine Stellung außerhalb oder gar oberhalb der preußischen Ministerien einnehmen, welche letztere bisher, jedes Einzelne mit einer sehr weit gehenden Autonomie, neben einander standen, so daß das Ganze beinahe den Charakter eines Föderativstaats mit Liberum Veto seiner Mitglieder an sich trug und dem Grafen Bismarck manchen Stoßseufzer auspreßte. Ich erinnere mich, daß er eines Tages ausrief: „Wenn ich eine Prise Taback nehmen will, muß ich erst sieben preußische Minister fragen." Seine Aeußerung im Reichstag von den sich hart aneinander reibenden Steinen ist bekannt.

Mit Herrn von Thile arbeitet Graf Bismarck nun schon seit Jahren zusammen und Ersterer hat während so langer Zeit als Stellvertreter des Letztern fungirt, daß schon hierdurch der Beweis geliefert wird, wie sehr er seinem Amte gewachsen ist. Er ist ein geistreicher Kopf und hat sehr gefällige Umgangsformen. Wo er sich aufknöpfen darf, ist er Meister der Conversation und excellirt durch trefflich erzählte Geschichten. Daß er Herrn Benedetti gegenüber sehr zugeknöpft war, gereicht ihm natürlich zum Lobe. Bekanntlich leugnet Thile und behauptet Benedetti, daß zu einer gewissen Zeit zwischen ihnen Beiden von der Candidatur des Prinzen Leopold die Rede gewesen sei. Die Sache erläutert sich dadurch, daß Benedetti, unkundig der Verhältnisse, fragte, ob „un prince de Prusse" für den spanischen Thron bestimmt sei, was natürlich Thile verneinte. Denn er konnte bei dieser Frage wohl etwa an den Prinzen Friedrich Karl denken, aber nicht an den Prinzen Leopold von Hohenzollern, welcher durchaus nicht „prince de Prusse" ist. Uebri-

gens kommt es auf alles Das nicht an, da ja selbst die Franzosen nachträglich zugestehen, die sogenannte spanische Throncandidatur sei auch für sie nur prétexte de la guerre gewesen.

Diejenigen Herren, welche sonst noch dem Bundeskanzler am nächsten stehen, sind mit ihm in den Krieg gezogen. Es sind das der Wirkliche Geheime Legationsrath Abeken, die Geheimen Legationsräthe von Keudell und Bucher und der Legationsrath Graf von Bismarck-Bohlen. Letzterer, ein ebenso liebenswürdiger als gewandter junger Jurist und Diplomat, ist ein naher Verwandter des Bundeskanzlers und nicht im auswärtigen, sondern im Bundeskanzleramt angestellt.

Herr Abeken ist von Haus aus Theolog, er hat, so viel ich weiß, seine Laufbahn als Gesandtschaftsprediger in Jerusalem begonnen. Sein geistliches Amt von Ehedem und sein weltliches von Jetzt haben ihn jedoch nicht gehindert, zu Pferd zu steigen und in's Feld zu rücken. Er erinnert an jene berühmten Bischöfe und Aebte, welche vor vielen Jahrhunderten nicht trotz, sondern wegen ihrer Gelehrsamkeit bei dem Hof und in dem Kriegslager des Deutschen Kaisers als Diplomaten eine glänzende Rolle spielten. Abeken arbeitet eben so rasch als leicht und dabei tragen seine Staatsschriften, in welcher Sprache sie auch abgefaßt sein mögen, den Stempel der vollendetsten Eleganz.

Herr von Keudell ist nicht nur Diplomat, sondern auch Soldat. Er nimmt sich mit seinem frischen und kräftigen Gesicht, den schon etwas ergrauten, scheinbar gepuderten Haaren und dem hochblonden Schnurrbart in der Uniform als Landwehr-Kürassierofficier sehr stattlich aus und erinnert an seine Ahnen, welche als deutsche Ritter auszogen, um „Cultur nach Osten zu tragen". Er ist der Freund und Vertraute Bismarck's und zieht diese Stellung der ungleich glänzendern einer auswärtigen Gesandtschaft vor. Wenn der Bundeskanzler der Riesenarbeit, der Schwierigkeit und der Verantwortlichkeit seiner Stellung, bei der

die Hauptdifficultäten keineswegs vorzugsweise auf der parlamentarischen Seite zu suchen sind, zu unterliegen droht, so ist es Herr von Keudell, der ihn durch sein musikalisches Talent und seine liebenswürdige Conversation neu zu beleben weiß. Herr von Keudell ist eine Künstlernatur. Alle Welt kennt ihn und alle Welt liebt ihn.

Wenn Herr von Thile der Geschäftsmann, Herr Abeken der Gelehrte, Herr von Keudell der Cavalier ist, so finden wir in Lothar Bucher den Stylisten oder wie man in Wien sagt, den „Concipienten". Er steht zu Bismarck wie Gentz zu Metternich, nur natürlich mit dem Unterschied, daß jene Zwei weit höher stehen. Herr Bucher war im Jahre 1848 preußischer Assessor und Abgeordneter. Als letzterer stimmte er für die Steuerverweigerung oder für das, was man als eine solche zu betrachten beliebte. Als ernsthafter und energischer Mann beschränkte er sich aber nicht auf sein parlamentarisches Votum, sondern er suchte auch im Lande die Steuerverweigerung zu organisiren und practisch zu realisiren. Die Anderen schlüpften bei den gegen sie angestrengten Processen durch. Herr Bucher und Herr Ziegler (der geistreiche Dichter des „Landwehrmanns Grille" und der unter dem Titel „Nondum" erschienenen prachtvollen Novellen) waren die Einzigen, welche verurtheilt wurden, Ersterer in Berlin, Letzterer in Brandenburg. Beide gingen ins Exil; Bucher nach London, Ziegler zum türkischen Kadi. Beide haben zwischenzeitig bewiesen, wie gute Patrioten sie sind. Ziegler durch seine Rede von Ostern 1866 in Breslau, welche wie ein frischer Sturmeshauch die damals in Preußen herrschende Stickluft vertrieb, Bucher durch seine Thätigkeit im auswärtigen Amte, wo er sich auch befreit hat von jener verbitterten Mißstimmung, welche gerade die Besten am Ersten in der Verbannung zu ergreifen droht. Auch die Correspondenzen (für die „National-Zeitung") und die Bücher, welche er in London schrieb, sind nicht ganz

frei von derselben, enthalten aber außerordentlich viel Neues, Selbstbeobachtetes und Durchdachtes über die politischen Zustände Englands, die uns früher nur mit einer einseitig schulgerechten Sauce servirt wurden. Als Schriftsteller ist er durchaus Original, und zwar weit mehr im guten, als im schlimmen Sinn des Wortes. Von dem großdeutschen Programm, welches Herr Bucher in Gemeinschaft mit dem geistreichen katholischen Kaplan Berg und Herrn von Rodbertus aufgestellt hat, ist er wohl zurückgekommen. Dasselbe enthielt übrigens in Betreff des französischen „Nationalitäten-Prinzips" und des „Bonapartismus zweiter verschlechterter Auflage" manches treffende prophetische Wort. Herr Bucher ist ein Mann von classischer Bildung, scharfer Kritik und gründlicher Kenntniß des Auslandes. Sein Profil und sein scharfes hellblaues Auge würden an den alten Fritz erinnern, wenn nicht die Nase etwas zu roth wäre und dadurch den Gesammteindruck störte.

Ich fürchte fast, ich werde zu breit. Ich schließe. Wir haben so viel tüchtige Männer in Deutschland, daß ich Ihnen nicht Alle auf Einmal vorstellen kann. Deshalb genug für heute.

---

# Der Tod des General Marceau.

Westerwälder Erinnerungen.

---

Von Frankfurt am Main führt eine Heerstraße in ziemlich gerader Richtung nach Köln. Sie überschreitet den Taunus und den Westerwald. Desgleichen die Lahn (bei Limburg) und die Sieg (bei Siegburg). Sie ist jetzt so öde und verlassen, daß schier Gras darauf wächst und man sich erzählt, zur Zeit, als noch das Herzogthum Nassau bestand, habe ein Westerwälder Schlächter der Regierung die Offerte gemacht, die Chaussee als Hammelweide zu pachten. Die Ursache ihrer Vereinsamung ist die: die Straße ist sehr alt, und obgleich sonst gut gebaut und trefflich unterhalten, hat sie doch so starke Steigungen, daß ihr der moderne Verkehr aus dem Wege geht und für Massengüter den Wasserweg auf Main und Rhein, für andere Waaren den Schienenweg der rechtsrheinischen, linksrheinischen oder Deutz-Gießen-Frankfurter Eisenbahn vorzieht.

Der Westerwald ist kein Gebirg und noch viel weniger ein Berg, sondern eine ausgedehnte, terrassenförmige Hochebene. In diesem Plateau befinden sich Einschnitte, durch welche die einzelnen Bäche der Lahn, der Sieg und dem Rhein zueilen. Das eigentliche Plateau ist meist kahl. Man findet dort zahlreiche unterirdische Lager von Braunkohlen, welche leicht zu gewinnen

sind und einen trefflichen Brennstoff gewähren. Dieser Umstand, welcher ein Segen hätte sein können, ist zum Fluche der Gegend geworden. Er hat dahin geführt, daß man die Wälder ausrottete; und es ist bis jetzt noch nicht wieder gelungen, sie auf dem Plateau der Hochebene von Neuem anzusiedeln. In den Einschnitten dagegen und an den Abhängen des Plateau's finden sich schöne Forsten und Hölzer. Es ist die verkehrte Welt: Oben auf dem sterilen Boden: kein Wald; unten auf dem fruchtbaren: Wald. Doch, lassen wir jede forst- und landwirthschaftliche Betrachtung. Treten wir lieber dem Schauplatze unserer Geschichte näher.

Von Limburg an der Lahn windet sich die Straße am Westerwald hinauf. Bei Freilingen kommt sie auf eine Terrasse, auf welcher sich große Seen und Weiher ausbreiten, wo im Wasser der Hecht und auf der Haide der Kibitz gedeiht. Dann folgt ein schöner Buchenwald. Dann ein Einschnitt, in welchem das Dorf Höchstenbach liegt. Jenseits dieses Einschnittes steigt die Straße auf das eigentliche Plateau.

Diesseits des Einschnitts, da, wo die Straße steil nach Höchstenbach abfällt, endet der Wald mit einem prachtvollen Kamp großer, alter Eichen. Man kann von da aus sowohl die Frankfurt-Kölner Straße übersehen, als auch die Leipziger, d. h. diejenige, welche rechts davon ab über Hachenburg und Altenkirchen, nicht nach dem westlichen, sondern mehr nach dem östlichen Thale der Sieg führt. Als ich vor mehr als zwanzig Jahren die dortige Gegend durchstreifte, stieß ich in diesem Eichenkamp auf ein bescheidenes und schmuckloses Denkmal mit einer französischen Inschrift. Dasselbe bestand aus einer schwarzen Schiefer- oder Marmorplatte, schief aufgesetzt auf einen halbverfallenen Sockel schlecht gemauerter Bruchsteine. Die Inschrift der Platte lautete auf Deutsch:

Am 19. September 1796
wurde hier tödtlich verwundet
der französische General
Marceau.
Er starb
geachtet und beweint
von den Soldaten, von den Bürgern
und sogar
von dem Feind.

Ehedem war der Denkstein durch ein Geländer geschützt. Dasselbe war im Laufe der Zeit theils verschwunden und theils vermorscht. Es gewährte keinen Schutz mehr. Holzhacker hatten die Marmorplatte beschädigt, indem sie die Axt an ihr wetzten. Auch der Regen drohte auf die Dauer den weichen Stein zu zerstören, wenn er unablässig über die schiefe Fläche herunterrieselte. Man konnte im Voraus mit Sicherheit den Zeitpunkt berechnen, wo das Denkmal dieser höheren Gewalt unterliegen und die Stelle mit Gestrüppe überwachsen sein würde, das nicht mehr erkennen läßt, wo eine der glänzendsten und ritterlichsten Figuren der revolutionären Armee Frankreichs von der tödtlichen Kugel erreicht ward.

Ich weiß nicht, auf welchem Wege Napoleon III. Kenntniß von diesem Stande der Dinge erhielt. Kurz, er ließ, mit Genehmigung der deutschen Behörden, welche mit Recht die internationale Achtung vor einem tapfern und menschenfreundlichen Heerführer nicht verweigern zu dürfen glaubten, das alte verfallende Denkmal 1863 durch ein neues, Dauer versprechendes ersetzen. Jetzt ruht hier auf einem mit mehreren Stufen versehenen, mächtigen Trachytsockel ein großer Würfel aus rothem Sandstein, und auf diesem ein zwanzig Fuß hoher Obelisk aus dem nämlichen Stoffe. In die der Heerstraße zugekehrte Seite des Würfels ist eine Nachahmung der alten Schieferplatte eingesetzt mit der nämlichen französischen Inschrift wie früher. Auf der entgegengesetzten Fläche steht eine Uebersetzung derselben, mit

folgendem (deutschen) Zusatze: „Deutsches Volk! Dieses einem edeln Todten gesetzte Denkmal wird Deinem Schutze empfohlen. Achte es, wie Deine Väter die alte Gedenktafel geachtet haben.“ Die dritte Seite des Würfels enthält eine lateinische Inschrift, auf Deutsch lautend wie folgt:

Hier fiel
durch einen tödtlichen Schuß verwundet
am 19. September 1796
auf dem Rückzuge von Mainz
unerschrocken den hintersten Heerhaufen führend
der edele und tapfere Held
Franz Severin Desgraviers Marceau
geboren in Cormut.
In Folge seiner Verwundung nach Altenkirchen getragen, starb er dort am dritten Tage danach, 27 Jahre und 7 Monate alt.
Seine eigenen Soldaten haben ihm sofort hier an der Stelle, wo er gefallen,
als Zeugniß dankbaren Herzens
einen einfachen Denkstein gesetzt,
den die edele deutsche Nation bisher mit Sorgfalt gehütet.
Begraben liegt er bei Coblenz.
Dort hat ihm der Feind, der in ihm sich selbst zu ehren verstand,
ein Denkmal errichtet.

Neben dem General Hoche ist Marceau unter den Generalen, welche aus der französischen Revolution hervorgingen, die glänzendste Erscheinung an Geist, Schönheit, Ehre, Tapferkeit und Edelmuth. Dazu kommt, daß ein günstiges Geschick ihn in der Blüthe des Lebens von seiner Heldenlaufbahn abberief und seine jungen und frischen Lorbeern durch einen frühen Tod vor Beschmutzung und vor Verwelken bewahrte.

Er war am 1. März 1769 geboren, als Sohn eines Procurators am Amte von Chartres. Er sollte die Laufbahn seines Vaters einschlagen; allein Perrücke und Robe gefielen ihm nicht. Er wurde lieber Unteroffizier im Regimente Savoyen-Carignan.

Als solcher befand er sich zufällig am 14. Juli 1789 in Paris, als man die Bastille erstürmte, und hat sich mit jugendlichem Eifer an diesem löblichen Werke betheiligt.

Im Jahre 1792 commandirte er in Verdun ein Bataillon Freiwilliger. Verdun mußte capituliren. Marceau, 23 Jahre alt, war der jüngste Offizier; deshalb traf ihn das Loos, die Capitulation in das preußische Hauptquartier zu tragen. Das war der schwerste Gang seines Lebens. Er faßte einen gründlichen Abscheu wider die damals noch zuchtlosen und leistungsunfähigen Freiwilligen, die Carmagnolen, von welchen man heute fälschlich den Mythus erzählt, sie seien sofort auch bevor sie etwas gelernt hätten, gute Truppen gewesen. In Folge dieses Widerwillens kehrte Marceau zu den regulären Truppen zurück. Er wurde Kürassierhauptmann bei der von Westermann gebildeten Légion germanique, welcher die Aufgabe zufiel, den Aufstand der Royalisten in der Vendée niederzuwerfen. Hier trat dann sofort die Differenz zu Tage zwischen Soldaten, welche ehrlich Krieg führen, und Sansculotten, welche plündern und schlachten wollten. Derselbe Unterschied, wie er sich 1870 und 1871 zwischen den Regulären und Franctireurs und sonstigen Banden der Art gezeigt hat. Der Sansculotte Rossignol machte als Commandant Dummheiten und erlitt Niederlagen. Die Armee wünschte seine Abberufung. Allein der Civilcommissär und Repräsentant Prieur, genannt „der Minnesänger der Revolution“, schrie: „Ich erkläre hierdurch feierlich in der Mtte von Euch Offizieren, daß dieser Rossignol, und wenn er noch zwanzig Bataillen mehr verliert, doch nicht aufhören wird, das Schoßkind der Revolution und der älteste Sohn des Wohlfahrtsausschusses zu sein. Deshalb wahrt Euch!“ Wenn es schief ging, schob der würdige „Minnesänger der Revolution“ von Rossignol Alles ab auf Kleber und Marceau, die Lieblinge der Armee. Beide waren ihm „verdächtig“, weil sie nicht grausam

waren, und weil sie nicht gegen Wehrlose wütheten, was der tapfere Soldat nie thut. Damals aber galt viehischer Kannibalismus als oberstes Symptom des Patriotismus.

Trotz aller „minnesängerischen Anschwärzungen" wurde jedoch Marceau zum Brigadegeneral vorgeschlagen. Er nahm die Beförderung nur an unter der Bedingung, daß Kleber das Obercommando erhalte und den Operationsplan festsetze. „Natürlich", sagte Marceau zu Kleber, „behalte ich trotzdem meine ganze Verantwortung; ich verlange keinen Vorzug, als das Commando der Avant-Garde im Augenblicke der Gefahr." „Mir soll's recht sein", erwiederte Kleber, „im schlimmsten Falle werden wir dann doch wenigstens miteinander guillotinirt." Damals wurden die Generale, welche nicht dem Unverstande und den Leidenschaften der Menge schmeichelten, welche bestrebt waren, Mannszucht und Menschlichkeit auch im Kriege aufrecht zu erhalten, geköpft. Seitdem hat die Kultur Fortschritte gemacht. Gambetta beschränkt sich darauf, sie abzusetzen.

Während nun Marceau und Kleber von Sieg zu Sieg eilten, berichtete der sansculottische Civilcommissär Prieur an den Wohlfahrtsausschuß: „Ich bin zwar nicht Militär, aber mein einfacher gesunder Menschenverstand (mon gros bon sens) setzt mich doch in den Stand, Alles das zu beurtheilen; und ich sage Euch, Bürger, diese Menschen sind verdächtig; sie schonen die gefangenen Royalisten; dadurch beunruhigen sie die Patrioten; ja sie sind frech genug, der Letztern Umgang zu meiden." Während Marceau siegte, schlachtete Prieur die Gefangenen auf der Guillotine. Einzelne Schlachtopfer konnte Marceau retten. Namentlich erzählt man dies von einem jungen Edelfräulein aus der Vendée; kaum sei jedoch Marceau abgezogen, so habe man sie wieder verhaftet und nach Paris spedirt; dort sei Marceau, der sich schon vorher mit ihr verlobt, mit seiner Verwendung bei Robespierre zu spät gekommen. Sie sei schon guillotinirt

gewesen. Französische und deutsche Dichter haben sich dieses Stoffes zu Novellen und Romanen bemächtigt. Marceau's Schwager, Herr Sergant, dagegen behauptet, die ganze Geschichte sei wirklich nichts als — ein Roman, wenigstens in Betreff der Verlobung.

Gewiß ist, daß Marceau wegen seiner Abneigung gegen die damals in Frankreich landesüblichen Grausamkeiten mißliebig und in Folge dessen zwar nicht guillotinirt, aber doch auf eine Zeit lang in die Ecke gestellt ward. Ich kann hier nicht seiner ganzen Laufbahn folgen, und will nur kurz sein menschenfreundliches Benehmen in Deutschland berühren. Es war im October 1794. General Melas lag mit den Reichstruppen in Coblenz und gab sich Miene, als wolle er die vertheidigungsunfähige Stadt, welche damals dem geistlichen Herrn von Trier gehörte, halten gegen Marceau, der davor lag. Nur durch die Menschlichkeit des Letztern wurde die Stadt vor Zerstörung bewahrt. Nachdem sie Melas übergeben, hielt Marceau die strengste Ordnung in derselben, obgleich dies Angesichts des Zustandes seiner Soldaten außerordentlich schwer war. Eine deutsche Aufzeichnung von damals beschreibt diese französische Armee wörtlich wie folgt:

„Die französischen Soldaten sehen erbärmlich aus. Keine Strümpfe, zerrissene Beinkleider, Röcke, die kaum noch zusammenhängen, keine Hemden, Mangel an Allem. Der Eine trägt einen blauen, der Andere einen grünen Rock. Der Eine Weste mit Aermeln, Jener einen Ueberrock; der Eine Schuhe, der Andere Stiefel; der Eine lange, der Andere kurze Beinkleider; der Eine einen Hut, der Andere eine Mütze. Ja sogar (schreibt der biedere erzbischöflich-kurfürstliche deutsche Reichsbürger aus Coblenz) wird nicht die geringste Rücksicht darauf genommen, ob der Soldat mit gepuderten oder ungepuderten Haaren, ob er mit gewichsten oder ungewichsten Stiefeln, ob er mit oder ohne Zopf zur Wachtparade kommt.“ Schrecklich!

Trotzdem hielt Marceau die strengste Mannszucht und strafte jedes Vergehen der Soldaten gegen Bürger auf das Unnachsichtigste. Kein Soldat durfte ein Weinhaus besuchen. Den Bürgern war bei Todesstrafe verboten, ihnen Wein zu verabreichen. Vormittags durfte kein Soldat, Nachmittags kein Bürger auf den Markt gehen. So wurde strenge Ordnung gehalten, so lange bis der sansculottische Repräsentant Bourbotte als Civilcommissär erschien. Er begann mit einer schwülstigen Proclamation, deren Eingang lautet: „Nur zu lange hat das Laster (nämlich die Emigranten und Legitimisten) in Eurem sündhaften Busen (d. h. in Coblenz) ein Asyl gefunden; jetzt hat es die Tugend (d. h. die der Sansculotten) verjagt; unterwerft Euch der Herrschaft der Tugend!" Diesem von „Freiheit, Brüderlichkeit und Gleichheit" strotzenden Aufruf folgten dann, nachdem Marceau abmarschirt war, die gewöhnlichen Gewaltthätigkeiten und Gelderpressungen; und während früher die Soldaten wenigstens in entwertheten Assignaten bezahlt hatten, bezahlte jetzt Niemand mehr und die „patriotischen" Citoyens vergaßen über den Contributionen für die Republik durchaus nicht, auch privatim die eigenen Taschen zu füllen.

Mitten in diesen Greueln und dieser Corruption ragt die reine Gestalt Marceau's hervor in wahrhaft classischer Größe. Doch, eilen wir zu den letzten Momenten seines thatenreichen Lebens. Bei Eröffnung des Feldzuges im Frühjahre 1796 erhielt Moreau vom Directorium den Oberbefehl über die 70,000 Mann starke Rhein- und Moselarmee, während man Jourdan das Obercommando über die 80,000 Mann zählende Maas- und Sambre-Armee verlieh.

Nachdem Moreau am 25. Juni mit Unterstützung Jourdan's den Rhein bei Kehl überschritten hatte, bewerkstelligte Letzterer am 2. Juli zwischen Düsseldorf und Neuwied seinen Uebergang, nahm am 16. Juli 1796 Frankfurt a. M. und drang

über Würzburg vor, wurde aber nach mehreren heftigen Gefechten vom Erzherzog Karl von Oesterreich zurückgeworfen. Moreau stürzte sich nach dem Rheinübergang bei Kehl sofort auf die zerstreuten feindlichen Corps, schlug den General Latour am 5. Juli 1796 bei Rastadt, den Erzherzog Karl am 9. Juli bei Ettlingen und drängte die Oesterreicher auf die Donau zurück.

Der Erzherzog ließ ihm hier Latour gegenüber und wendete sich mit dem andern Theile gegen Jourdan, der in Baiern operirte. Nun fürchtete Moreau vom Rhein abgeschnitten zu werden; er faßte deßhalb den Entschluß, mit seinem Heer unter allen Umständen den Fluß zu gewinnen. Er drang, von Feinden umringt und kämpfend, durch die Pässe des Schwarzwaldes und gelangte unter maßlosen Schwierigkeiten an den Rhein, den er in der Nacht vom 24. October 1796 bei Hünningen passirte.

General Marceau commandirte unter Moreau den 30,000 Mann starken linken Flügel der Armee. Er blockirte Mainz, mußte aber in Folge der Niederlage Jourdan's die Blockade aufheben und erhielt den Auftrag, dem Erzherzog Karl zuvorzukommen, der die Lahn und Sieg mit den Defiléen von Altenkirchen, vor der französischen Armee zu gewinnen und ihr den Rückzug abzuschneiden suchte.

Marceau vollzog diesen Befehl mit ebenso viel Tapferkeit als Geschick und rettete dadurch das in vollem Rückzuge befindliche französische Heer. Er erreichte mit seiner Armee Anfangs September 1796 die Lahn bei Runkel, Limburg und Diez und hielt solche mehrere Tage lang gegen den heftigen Andrang des Feindes. Am 16. September fand an der Lahn ein allgemeiner Angriff der Oesterreicher auf die Franzosen von Runkel bis Balduinstein Statt. Das österreichische Centrum, welches von Mensfelden aus nach Limburg und Diez vorrückte, wurde von Erzherzog Karl geführt.

Marceau leistete dem Feinde tapfern Widerstand, konnte aber

bei der Uebermacht desselben die Lahn nicht halten und zog sich in Ordnung fechtend auf das rechte Lahnufer, die Brücke bei Diez zerstörend, zurück, stellte sich auf den Höhen des rechten Lahnufers nochmals auf, wurde aber auch hier zurückgedrängt, und suchte nun auf der im Eingang geschilderten Straße von Frankfurt nach Köln den Uebergang über die Sieg und den Rhein vor den nachdrängenden Oesterreichern zu decken. In der Nacht vom 17. auf den 18. September 1796 campirte er auf der Terrasse nördlich von Freilingen, geschützt durch die zahlreichen Seen und Teiche. Er selbst schlief in einem Hofgute, genannt der „Hoheborn."

Am 18. September wurde er von der österreichischen Avantgarde angegriffen, der Angriff jedoch zurückgeschlagen, und der Feind in respectvoller Entfernung gehalten.

Durch diesen hartnäckigen Widerstand, einem an Zahl überlegenen Feinde gegenüber, wurde der auf dem Rückzuge befindlichen Armee Jourdan's, die über Gießen, Wetzlar, Dillenburg, Herborn, sowie Hachenburg, Altenkirchen die Sieg, und bei Köln den Rhein zu erreichen suchte, der Gegner vom Nacken gehalten und der Rückzug über den Rhein gesichert. In der Nacht vom 18. auf den 19. September 1796 hatten einzelne leichte österreichische Truppen unter General Hotze, namentlich ungarische Husaren und tyroler Jäger, darunter die Compagnie Borke, von den Chasseurs Leloup, Marceau zu umgehen gesucht, indem sie vor Freilingen die Heerstraße verließen und theils über Dreifelden und Steinebach, theils über Mündersbach den Ort Höchstenbach vor den Franzosen zu erreichen suchten, waren jedoch am 19. September Morgens früh des Feindes noch nicht ansichtig geworden, während der Rückzug der Franzosen, gedeckt durch eine bei dem Hofhause Hoheborn aufgeführte Batterie, in aller Ordnung gen Altenkirchen fortgesetzt wurde. Marceau war unterdessen am Morgen des 19. September nach dem südlich

von Höchstenbach gelegenen Plateau geritten, um von dort aus die Kölner und die Leipziger Heerstraße (letztere führt zunächst nach Hachenburg-Altenkirchen) überblicken zu können.

Er hielt dort, umgeben von seinem Generalstab, sorglos und den Feind nicht so nahe glaubend, fünfzig Schritte von der Heerstraße ab unter den oben beschriebenen Eichen. Da fällt aus kurzer Entfernung ein Schuß; und Marceau stürzt, von einer Büchsenkugel in der rechten Brust tödtlich verwundet, vom Pferde.

Zwei tyroler Jäger, nämlich der Oberjäger Friedrich Hodler und der Gemeine Rolof, von der Compagnie Borke des Chasseur-Regiments Leloup, beide gebürtig von Neuwied und die Gegend genau kennend, hatten am 18. September, nachdem die österreichische Vorhut bei Freilingen zurückgeworfen worden war, mit ihrer Compagnie, der sie als Führer dienten, die Heerstraße verlassen und waren während der Nacht, gedeckt durch Waldgestrüpp, bis an den Saum des Höchstenbacher Waldes gelangt. Sie waren hierbei von ihren Kameraden, die zum Theil über Dreifelden und Steinebach durch das Wiedbachthal, zum Theil unter dem Schenkelberger Kopf her in der Richtung nach Mündersbach vorgedrungen waren, gänzlich getrennt worden. Am Saume des Waldes auf der Höchstenbacher Höhe angelangt, sahen beide Schützen die Franzosen auf der Heerstraße, in der Richtung nach Altenkirchen retiriren, ohne daß sie es wagten, sich zu zeigen, oder gar den Feind zu belästigen. Beide versteckten sich nun im dichten Gebüsch, um das Herannahen ihrer Kameraden, die, wie sie wußten, von zwei Seiten den Franzosen in die Flanken kommen mußten, abzuwarten. Sie hatten hier mehrere Stunden auf der Lauer gelegen, ohne daß sie von den Oesterreichern etwas sahen, während sie aus der raschen Bewegung der Franzosen, sowie dem Anfangs nur mitunter hörbaren, dann immer näher kommenden Gewehrfeuer schließen mußten, daß diese gedrängt wurden.

Während diese Schützen hier im Versteck lagen, war Marceau mit seinem Stabe auf dem Plateau vor Höchstenbach aufgeritten und denselben auf sechzig Schritte nahe gekommen, ohne daß er und seine Umgebung ahnten, daß ein Feind gewissermaßen zwischen die französischen Posten gerathen und in solcher Nähe war. Hier also erreichte Marceau die tödtliche Kugel.

Durch den Sturz des Generals gerieth dessen Umgebung in Verwirrung. Einge ungarische Husaren, die inzwischen über Herschbach und Mündersbach herangekommen waren, wollten dies benutzen und den verwundeten General gefangen nehmen. Sie wurden aber von dessen Umgebung zusammengehauen. Dies war am 19. September, Vormittags zwischen 10 und 11 Uhr, zu derselben Stunde, wo Napoleon Wurmsern vor Mantua schlug. Die Kugel war Marceau auf der rechten Seite der Brust, schräg in der Richtung nach dem Herzen zu, eingedrungen und hatte dies mit verletzt. Es war kein Arzt zur Hand; der General selbst verstopfte die Wunde mit seinem Taschentuche, um den starken Blutverlust zu hemmen. Er wurde nach Altenkirchen gebracht und fand dort Unterkunft in dem Hause des Gouverneurs von Pöllnitz. Französische Infanteristen hatten eine Ernteleiter aus dem Dorfe Höchstenbach herbeigeschafft und ihren General darauf gebettet; sie trugen ihn so rasch, als es sein Zustand erlaubte, und so schonend als möglich; zu seiner Bedeckung hatte er französische braune Husaren. Bald nach dem Falle Marceau's bei Höchstenbach artete der Rückzug der Franzosen, denen die von Hachenburg nach Altenkirchen vorrückenden Oesterreicher den Paß abzuschneiden drohten, und die nicht allein von den auf der Heerstraße von Freilingen her avancirenden, sondern auch von den in ihren Flanken erscheinenden tyroler Jägern und ungarischen Husaren bedrängt wurden, förmlich in Flucht aus.

Bei Gielroth (einem eine Stunde südlich von Altenkirchen

gelegenen Dörfchen) entstand schon ein solches Gedränge, daß Marceau auf einem Seitenwege nach Altenkirchen gebracht werden mußte.

Bei seiner Ankunft daselbst war das Durcheinander fliehender Franzosen an dem Thore des damals noch mit Wall und Graben umgebenen alten Städtchens so stark, daß ein Durchkommen fast unmöglich war; allein selbst auf der wildesten Flucht erkannten die Franzosen ihren Führer und riefen: „Faites place pour notre brave général“ und machten wirklich Platz. In der Wohnung des Gouverneurs von Pöllnitz fanden sich sofort mehrere Militärärzte und der Kreischirurg Mayer von Altenkirchen ein, welche die sogleich als tödtlich erkannte Wunde des Generals untersuchten und die sorgsamste Pflege anwandten. Als am Morgen des 20. Septbr. sich die Oesterreicher auf der Höhe von Altenkirchen zeigten, zogen die Franzosen ab. Marceau konnte nicht weiter transportirt werden und wurde der Großmuth des Feindes überlassen. Nur eine französische Wache, aus vier Mann bestehend, wurde bei ihm zurückgelassen. Am Morgen des 20. September rückten die ersten Colonnen der Oesterreicher in Altenkirchen ein; auf Befehl des Erzherzogs Karl, den er noch kurz vorher von einem Attentat auf sein Leben benachrichtigt und mit Erfolg gewarnt hatte, wurde Marceau mit der größten Sorgfalt gepflegt; auch ward mit Rücksicht auf ihn ein dreitägiger Waffenstillstand abgeschlossen. Marceau starb am 21. September, Abends zwischen 5 und 6 Uhr.

Seine Leiche wurde mit allen, einem Obergeneral gebührenden Ehren durch französische Soldaten und unter österreichischer Ehrenescorte nach Andernach gebracht, wo sich Freund und Feind zu einer feierlichen Bestattung vereinigten. Später wurde er auf dem Petersberge bei Coblenz beigesetzt und seitdem dort eine neue Festung erbaut ist (die Feste Franz), ruht seine Asche in dem daranstoßenden Thale. Auf Befehl des Königs Friedrich

Wilhelm III. wurde hier ein neues Denkmal errichtet. Marceau's Schwester stattete ihm brieflich ihren Dank dafür ab. Der König erwiederte ihr in einem eigenhändigen Schreiben: „Dadurch, daß ich das Andenken Ihres Bruders ehre, erfülle ich nur die Pflicht der Achtung vor seinen Verdiensten." Das Vermögen, welches Marceau hinterließ, betrug, Waffen und Pferde mit eingerechnet, 19,000 Fres. Der Rath der Fünfhundert warf seiner dürftigen Mutter eine Rente aus.

Marceau ist einer der wenigen Generale Frankreichs, welche in Deutschland nicht verflucht, sondern geehrt werden. Die Stadt Coblenz bewahrt ihm noch bis zur Stunde ein dankbares Andenken; und wenn wir den Erzählungen des „Rheinischen Antiquarius" glauben wollen, so ist er bereits dort zum Gegenstand des Mythus oder der Volkssage geworden. (Rhein. Antiquarius, Mittelrhein, I, 1., S. 317 u. ff.)

Im Obigen habe ich mitgetheilt, was ich auf Grund historischer Forschung und der mit dieser übereinstimmenden Ueberlieferung an Ort und Stelle als unzweifelhaft feststehend betrachte. Damit ist aber mein Stoff noch nicht erschöpft. Was ich noch weiter erzählen werde, ist eben so interessant, als in seinem Endergebniß unbefriedigend. Ich verdanke es meinem Freunde dem Posthalter Heymann in Selters, einem großen Dorfe am südwestlichen Abhange des nassauischen Westerwaldes. Herrn Heymann führte sein Beruf häufig an der Stätte des Denkmals vorbei. Er begann, sich für dasselbe und für dessen Helden zu interessiren. Ich vermuthe sogar, daß er, obgleich seine Bescheidenheit ihm verbietet, sich dessen zu berühmen, die directe oder indirecte Veranlassung war, daß der alte Denkstein durch einen neuen ersetzt wurde. Jedenfalls bemühte er sich, durch Nachforschungen bei den ältesten Leuten der Gegend, die Art des Todes Marceau's und die ihn begleitenden Umstände genau festzustellen. Namentlich war es der (auch durch seine Reisen

berühmte) hochbejahrte Prinz Max von Wied, der Großoheim des jetzt regierenden Fürsten von Wied, welcher ihn darauf aufmerksam machte, es existire ein authentisches Tagebuch jenes Friedrich Hodler aus Neuwied, welchen der Volksmund übereinstimmend als den Schützen bezeichnete, der die tödtende Kugel entsandt hat. Hodler war, ausweislich des Kirchenbuchs, am 22. Januar 1772 in Neuwied geboren und schon im 20. Jahre in ein holländisches Dragonerregiment eingetreten, welches ein Prinz von Wied commandirte; zuletzt war er Jäger in Diensten des Fürsten von Wied. Er war zur Zeit der Nachforschungen Heymann's schon todt. Dagegen gelang es dem Letzteren, durch dessen Angehörige in den Besitz des von ihm hinterlassenen Tagebuchs zu gelangen. Dasselbe ist ein höchst merkwürdiges Actenstück. Der alte jägerlich-militärische Lederstrumpf erzählt darin seine Abenteuer und Weltfahrten mit merkwürdiger Genauigkeit und Trockenheit. Er verzeichnet die Zahl der erlegten feindlichen Officiere und Soldaten so gewissenhaft und so kaltblütig, als wenn es Rehböcke und Hasen wären; und daneben tritt doch von Zeit zu Zeit die ehrliche deutsche Haut so recht eclatant darin zu Tage. Das Büchlein soll, so versichern die Leute, ganz von Hodler's eigener Hand geschrieben sein. Offenbar ist es dann aber in seinem ersten Theile nur eine Zusammenstellung, welche er in ruhigeren Tagen gefertigt hat nach den Aufzeichnungen, welche er machte mitten im Sturm und Drang der Ereignisse, — also ein Memoire oder eine Zusammenstellung nach ursprünglichen Tagebuch-Notizen.

Dies vorausgeschickt, glaube ich am besten zu thun, wenn ich den Leser mitten in die Sache führe und ihm den Text des Hodler'schen Tagebuches wörtlich mittheile. Es hebt so an:

„Anno 1792 nahm ich Dienst bei Seiner Gnaden dem Prinzen Friedrich (von Wied-Runkel) in dessen Dragonerregiment, welches aus lauter Wallonen bestand. Ich war also in

holländischen Diensten und rückte am 17. Mai mit dem Regiment bei Charleroi in's Gefecht. Wir kamen zusammen mit dem Regiment Blankenstein-Husaren gegen die Franzosen, wo die Franzosen das Weite suchten. Am 18. Mai griffen die Franzosen uns an, wo ich gefangen wurde und nach Cambray gebracht. Von da wurde ich mit anderen Gefangenen nach Paris geschleppt, allwo ich viele Deutsche Prinzen und Herren antraf. Da war der durchlauchtige Prinz von Wied, der Prinz von Homburg, ein Prinz von Hohenlohe-Langenburg ꝛc.; dann in summa vier Grafen von Leiningen, ein Graf von Coloredo-Mansfeld, Herr Graf von Hatzfeld nebst Gemahlin, eine Prinzessin von Nassau-Saarbrücken; sowie auch Engländer und Spanier, Alle zusammen in Hotell Luxemburg. Daselbst lebte ich in großer Armuth, wurde aber unterstützt von den Deutschen Herrn. Sechs Monath durft' ich nicht aus dem Haus gehn. Hernach durft' ich frei in die Stadt gehn, aber Abends um 7 Uhr mußt' Alles wieder im Hauße sein; denn da sah der Portjeh nach; auch waren alle Tag 26 Mann Schandarmen auf der Wacht in dem Hauße.

Anno 1794 am 17. Juni Nachts um 11 Uhr bin ich endlich mit dem Herrn Grafen Coloredo und den baiden Gebrüdern und Grafen von Leiningen-Westerburg aus der Gefangenschaft entkommen. Das gelang erst nach vielen Versuchen, die ich mit diesen Herrn unternommen hatte, allwo sie mir bei brennender Kerze schwuren, mich niemals nicht zu verlassen, ich sollte nur standhaft bleiben, welches ich auch gethan; und so seind wir glücklich durch Frankreich durch nach Lyon, wo noch Alles in Aufstand war. Daselbsten blieben wir bis andern Tags, wo ich auf der Straße die Pariser Zeitungen ausrufen hörte, daß nämlich die Grafen von Leiningen und der Graf Coloredo, nebst Bedienten (das war ich) dessentirt wären. Wir waren auch signalisirt. Und so kaufte ich Solches für 4 Sols

und brachte es in das Hotell der 4 Hüte, wo wir wohnten, wo nun gleich Haarzopf und Schnurrbart abgemacht wurden; und dieweil der Herr Erbgraf ein wenig schief gewachsen waren, so kaufte ich etwas Baumwolle und machte selbst den Rock in Ordnung, daß nichts mehr zu sehn war. Und so hieß es dann, wir sollten uns trennen, ich solle mit dem Herrn Erbgrafen sehen, wie ich durchkäme; der andere Graf Leiningen aber solle mit dem Grafen Coloredo versuchen, durchzukommen. Ich aber sagte, ich wär kein Judas, ich wüßt', daß 3000 Francs pro Kopf auf sie gesetzt wären, wer sie habhaft machte, aber ich bliebe treu. Da sagte der Graf Coloredo: „Nein, wo der Hodler bleibt, da bleib' ich auch.“ So wurde gleich von allen Vier die Reise von Lyon gemeinschaftlich angetreten mit Extrapost nach Genneff (Genf), wo wir auch glücklich ankamen. Von da wurde die Reise fortgesetzt nach Italien, wo der Graf Coloredo nach Wien reiste, und ich in Mailand Dienst genommen bei dem österreichischen Jäger-Regiment Chasseurs de Leloup auf die Dauer des Kriegs, wo ich in denen italienischen Staaten hin und wieder marschirt bin, auf- und abwärts. Wir lagen auch eine Zeit lang in Mantua, einer sehr ungesunden Festung, von den Flüssen Minschoh (Mincio) und einer Art See umgeben. Von da wieder weggemarschirt bis Cremona, schöner Stadt am Po. Von da wieder weiter. Durch viele Städte und Dörfer durchgekommen bis Verona, Festung an der Etsch, ist etwas mit Bergen umgeben. Da haben wir viele Leute verloren beim Uebergang über die Etsch. Von da seind wir in Eilmärschen nach Innspruck marschirt, und dann nach dem Oberrhein, nach Freyburg im Breisgau. Und von da nach Rastatt und die Bergstraß' hinunter bis nach Heidelberg. Hier das erste Mal wieder in das Feuer gekommen unter Befehl des General Kilmeyer. Der Oberbefehlshaber war Herr General von Wurmbser. Wo wir die Franzosen geschla-

gen und Neckarau, ein Dorf, eingenommen haben und Mannheim belagert, wo ich 2 Offiziere von den Franzosen todt geschossen habe. Den 10. October von da wegmarschirt nach Kirn an der Nahe, wo alsdann Waffenstillstand geschlossen wurde.

Anno 1794 den 17. April wurde der Waffenstillstand wieder aufgehoben. Um 12 Uhr griffen uns die Franzosen mit dem Bajonett an, allwo der Herr Reichsgraf als General commandirt hat, und wir uns über Sobernheim zurückzogen nach Kirchheim-Bolanden, über Grünstadt nach Mannheim, über den Rhein. Und so seind wir alle Tage reterirt. Ueber Carlsruh nach Durlach, nach Freudenstadt, in das Kinzig-Thal, allwo wir die Franzosen im Wald attakirten. Hab 1 Tambour, 1 Offizier und 2 Gemeine todtgeschossen. Von da aus wieder reterirt, über Freudenstadt nach Wildbad, nach Calb und von da nach Metsch. Bei dieser Affär verloren wir 7 Offizier und 160 Mann Todte und Blessirte. Von da seind wir wieder zurück nach Durlach, Weiller, Ellendingen, Pforzheim und Ludwigsburg. In denen Weinbergen daselbsten 5 Franzosen todtgeschossen. Von da nach Canstadt, dann nach Eßlingen. Das Feuer angefangen Morgens um 8 Uhr; bis Mittag. Um 12 Uhr die Brücke abgetragen, weil sie uns sonst zum Nachtheil war. Habe bis 5 Uhr Abends 13 Franzosen todtgeschossen; und meine Büchse war so schmutzig, daß die Kugel fast nicht mehr den Lauf hinunterging; und sowie ich einmal ein Bißchen hinter dem Baum hervorging, wurde mir der Hut vom Kopf herunter geschossen. Von da seind wir wieder weg nach Scharndorf, nach Possenhofen, nach Langenau und nach Döllingen. Da haben uns die Franzosen angegriffen unter dem Befehl des General Morro (Moreau) und uns zurückgeschlagen. Von da seind wir über die Donau und dann an den Lechfluß und dann nach Kaisersheim. Den ganzen Tag im Feuer gestanden; 1 Offizier todtgeschossen; dann 1 Pferd

Beute gemacht und 45 Karolin und eine goldene Uhr und 2 goldene Ring, wo ich noch den Finger mit meinem Säbel abhauen mußte, welche ich meiner Schwester zu Neuwied als Andenken verehrt habe. Von da nach Regensburg und über die große Straße nach Neumack, wo wir 200 Franzosen gefangen bekamen. Von da nach Nürnberg, wo uns die Königlich Preußischen gelben Husaren begleiteten bis Erlangen, wo unsere Offiziere Alles bezahlten, diweil wir auf der Seiten abgetheilt waren. (?)

Auf der Straße nach Bamberg, wo ich detaschirt ward mit Herrn Lieutenant von Bellheim die Mühle anzugreifen, wo aber der gute Lieutnant gleich todt geschossen wurde und gleichfalls noch etzliche von unsern Jägern blessirt wurden. Aus Erbitterung mußte da die Mühle angestochen (angezündet) werden. Wie sie nun brannte, wollten sich jetzt diese Racker ergeben, aber sie mußten Alle in eine andere Welt geschafft werden. Von da die Straße nach Würzburg. Von da über den Main und durch den Spessart. In dem Walde 5 Franzosen gefangen und 1 Uhr und 2 Kronenthaler Beute gemacht. Bei Aschaffenburg in denen Gärten 2 Franzosen todtgeschossen. Von da nach Frankfurt a. M., nach Königstein im Taunus und nach Limburg an der Lahn. Allda ein heftiges Feuer ausgehalten, weil die Franzosen auf dem Kopf Geschütz stehn hatten und uns mit Kartätschen begrüßten. Von da nach Freilingen, welches die Franzosen angestochen und alle Wagen quer auf die Straße gefahren und aufgestellt hatten, damit wir nicht durch sollten; wo wir aber unterhalb Freilingen durch die Wiesen gingen und durch den Wald an dem Hofköpfchen vorbei, wo die Franzosen die Kanonen stehen hatten. Wir schossen mit den Büchsen danach; es war aber zu weit. Endlich kamen die österreichischen Husaren von Borke, welche uns Luft machten und die Straße bis nach dem Hohen-Born verfolgten, wo sie bei der Wiese 2

Kanonen aufführten und die Straße deckten. Es blieb ein Husar von Borke todt. Ich machte 10 Carolin Beute und ein Pferd; in dem Mantelsack war ein Stück Weißzeug von 30 Ellen.

In dem Walde, wo Herr General Masso (Marceau)......"

Wenn man mit äußerster Spannung an diesen kritischen Punkt gelangt ist, so findet man nichts als eine, offenbar von derselben Hand herrührende, aber mit anderer Tinte geschriebene Notiz, lautend: „Zum 19. Sept. 1796, viel hierzu ausgestrichen worden."

Offenbar hat das Tagebuch ursprünglich eine ausführliche Erzählung über den Tod Marceau's, sowie über Hodler's Antheil an demselben enthalten; Hodler hat aber nicht für gut befunden, dieselbe in die spätere Aufzeichnung mit hinüberzunehmen. Er hat in seinem Manuscripte an dieser Stelle den Baum abgehauen, aber den Stumpf oder den Stock stehen lassen (nämlich die Worte: „In dem Walde, wo General Masso") als Wahrzeichen, was ehemals dort geschrieben gestanden. Ueber das Motiv dieser Omission sind uns in Ermangelung authentischer Mittheilungen nur Vermuthungen gestattet. Er mochte wohl Zweifel gehabt haben, ob sein Verfahren ganz kriegsgerecht war, oder von den Franzosen, welche wohl zu jener Zeit, da er, von seinen Kriegsfahrten nach Neuwied zurückgekehrt, als fürstlicher Jäger zu seiner stillen Erbauung seine Commentarien de bello gallico in's Reine schrieb, in Deutschland gerade die erst 1813 gebrochene Fremdherrschaft in schlimmster Art übten, als kriegsgerecht betrachtet würde. Wenn man einen Buchhändler Palm standrechtlich erschoß, weil in seinem Laden eine Broschüre verkauft worden war, welche Napoleon I. nicht gefiel, warum konnte man nicht auch nachträglich einen Hodler erschießen zur Sühne für seinen Kernschuß bei Höchstenbach?

Doch sei Dem, wie ihm wolle; die alten Leute in dortiger Gegend zweifelten nicht an der gemeinsamen Thäterschaft des

Hodler und des Rolof und bestritten alle jene romantischen Erzählungen, welche wir in deutschen und französischen (Novellen nicht nur, sondern auch) Geschichtswerken über den Thäter und seinen Beweggrund (Eifersucht, Nebenbuhlerschaft u. s. w.) vorfinden. Es existiren in Neuwied, wie ich selbst festgestellt habe, darüber zwei Lesarten. Beide sollen aus Hodler's eigenem Munde stammen. Sie stehen aber in directem Widerspruch mit einander.

Die eine lautet so: Als Hodler und Rolof im Gebüsch lagen, die französischen Offiziere vor sich, da glaubte Hodler in Marceau den Sergeanten zu erkennen, welcher seiner Zeit in Paris seinen Fluchtversuch aus dem Luxembourg vereitelt und seine qualvolle Gefangenschaft verlängert hatte. Hodler sagte zu Rolof: „Mit dem da auf dem Schimmel hab' ich noch von Paris her eine Nuß zu knacken; den laß mir; halt' Du auf den daneben in der aufgekratzten Uniform (den Generaladjutanten); dann stechen wir sie gleichzeitig vom Pferde herunter.“

Die andere Version lautet so: Rolof soll zu Holder gesagt haben: Laß' uns den vom Schimmel herunterputzen. Darauf Hodler: Nein, der ist noch zu jung, um schon in's Gras zu beißen; ich halt' auf den Andern.

Mag diese Conversation gelautet haben, wie sie will, gewiß ist, daß Beide a tempo schossen, und daß Marceau fiel. Hodler und Rolof krochen dann in eiliger Flucht durch das dichte Unterholz zurück und stießen bald auf österreichische Plänkler, mit welchen sie sich wieder vereinigten.

So viel über die mündliche Tradition. Kehren wir zu Hodler's schriftlichen Aufzeichnungen zurück.

Nach jener verhängnißvollen Lücke heißt es weiter:

„Von da nach Altenkirchen und nach Hasselbach, wo wir noch etwas Widerstand fanden. Dann nach Siegburg und von da nach Olpe in das Winter-Quartier. Hernach wieder zum

Regiment nach Italien, wo wir unter dem Befehle des Generals von Melas stunden, welcher das Obercommando führte; aber meine letzte Affäre war bei Marengo, den 14. Juni 1800, wo unser Regiment aufgelöst wurde. Ich ging nach Deutschland zurück. Ich habe die goldene Medaille als der älteste Oberjäger von Herrn Hauptmann von Barge seiner Compagnie. Ich diente 6 Jahre und 9 Monate bei dem hochlöblichen Regiment Chasseurs de Leloup. Ich bin zweimal nach Italien marschirt, und wieder heraus; ich habe gute und böse Tage verlebt; aber doch vergnügt."

Bis hierher ist, mit Ausnahme jener Randbemerkung an der Text-Lücke, Alles in ununterbrochener Reihenfolge mit derselben Feder und derselben Tinte geschrieben, so daß dieser Theil offenbar ein einheitliches Werk bildet, das in einem Act, aus älteren Aufzeichnungen entstanden und zusammen geschrieben ist. Dann kommen einzelne chronologisch geordnete Notizen, niedergeschrieben in längeren oder kürzeren Zwischenräumen, wie z. B.:

— „1822 machte ich noch einmal die Reise nach Italien mit S. D. dem Prinzen Karl zu Wied, wo ich auf dem Mont Cenis einen Jäger von unserer Compagnie angetroffen." Dann

— „1825 nach Scheveningen in Holland, um meinen alten Herrn von der Borey zu besuchen."

„1827. Desgleichen."

„1828 nach Arolsen, zwei Schweishunde zu holen."

Dann folgen Einträge, welche wieder an die Kriegszeiten erinnern:

— „1831, den 5. Juni, habe Seine Excellenz den Herrn Grafen von Leiningen-Westerburg, k. k. österr. Generalfeldmarschall-lieutenant in Mainz, besucht, welcher mit mir in Paris war. Von ihm eine Pfeife zum Andenken bekommen, eine ungarische, mit Silber beschlagen. Excellenz hat sich sehr gefreut, mich zu

sehn. Ich habe gut gefrühstückt mit ihm, bin auch recht zufrieden, noch einmal die traurige Zeit, die wir erlebt haben, uns erinnern zu können, wenn's auch früher manche Thräne gekostet hat. Zurück gekehrt Monrepos den 8. Juni 1831." (Monrepos ist ein fürstlich Wied'sches Jagdschloß.)

— „1842, den 27. July habe ich S. E. den Grafen von Leiningen-Westerburg, Gouverneur von Mainz, besucht, wie er sein fünfzigstes Jubeljahr gefeiert hat. Schenkte mir 4 Kronenthaler und freute sich, mich noch einmal gesehn zu haben, welches auch wahrscheinlich in diesem Erdenleben das letzte Mal sein wird. Beim Weggehn sagte er: „Lebe wohl, Alter", begleitete mich bis an die Thür, dankte mir Hand in Hand und wiederholte: „Leb' nochmals wohl."

— „1844, den 3. Mai, besuchte ich nochmals auf Zureden unseres Herrn (des Fürsten zu Wied) S. E. den Feldmarschalllieutenant, weil er wünschte, mich als seinen alten Freund noch einmal zu sehn. Er sagte: Alter, es freut mich, Dich doch noch du sehn; so giebt es Keine mehr, wie wir waren bei der Zeit wie Felsen; haben auch manche Stunde mit dem Säbel in der Faust zugebracht; und der Säbel soll mit mir in die Gruft gehn, wenn ich dieses Irdische verlasse. Gott sei mir gnädig, der mir alle Zeit beigestanden hat. Er sei Aller Helfer bis in den Tod und darüber.

Er schenkte mir 30 Gulden für meine Reise und sagte: In der andern Welt sehn wir uns wieder; leb' wohl, Alter." — —

Damit schließt Hodler. Nicht lange danach haben denn auch wirklich der Graf Leiningen und sein alter Kriegskamerad das Zeitliche gesegnet; und die Lücke in dem Tagebuch vom 19. September 1796 wird wohl niemals ausgefüllt werden.

Hodler ruht in Neuwied, auf dem rechten Rheinufer, auf dem Friedhofe von seinen Strapazen aus. Schief gegenüber,

auf dem linken, am Fuße der Franzensfeste schläft sein Opfer, General Marceau, den langen Schlaf.

Und länger noch als die Pyramide, die dort zu Ehren seines Gedächtnisses errichtet worden, dauert vielleicht das Denkmal, das ihm Lord Byron (in seinem Childe Harold, Canto III.) gesetzt hat mit den Worten:

Bei Coblenz hebt auf sanftgeneigtem Grunde
Sich eine Pyramide schlicht und klein.
Den grünen Hügel krönend giebt sie Kunde:
Hier senkte man den todten Helden ein.
Zwar unser Feind — doch Ehre dem Gebein
Marceau's! An seinem frühen Grabe quollen
Viel Thränen in der bärtigen Krieger Reih'n,
Ihn zu beneiden, wie ihm Leid zu zollen, —
  Ihm, der für Frankreich fiel, als er es schirmen wollen.

Kurz, tapfer, glorreich, war sein Jugendlauf,
Beklagt von Freund und Feind, von zwei Armeen.
Blickst, Wanderer, Du zu dem Denkmal auf,
So wolle Ruh' dem tapfern Geist erflehen.
Der Freiheit Kämpe, hat er sich's ersehen,
Nur da, wo Kampf und Freiheit sich vereint,
Zu streiten, und niemals dahin zu gehen,
Wo durch den Kampf die Freiheit wird verneint.
  Sein Herz blieb rein. Drum wird von Männern er beweint.

* * *

— Seit Marceau's Tod sind Dreiviertel-Jahrhundert verflossen. Welch' ein Umschwung der Dinge! Im Anfang der neunziger Jahre waren beide, der General Marceau und der Oberjäger Hodler typische Figuren, der eine für Frankreich, der andere für Deutschland.

Hodler konnte zwar schreiben, das beweist sein Tagebuch; und ich versichere hiermit allen Denjenigen, welche geneigt sein sollten, in meiner Erzählung irgendwie einen novellistischen Aufputz finden zu wollen, daß ich meinen Auszug mit wahrhaft diplomatischer Treue aus dem noch vorhandenen Original abkonterfeit und mich überhaupt bemüht habe, die Geschichte vom

Tode Marceau's von allen Romanflittern, womit man sie zu zieren gedachte und sie entstellt hat, zu reinigen und in ihrer ursprünglichen historischen Einfachheit wiederherzustellen, welche ergreifender ist, als alle jene sentimentalen Zuthaten. Aber wenn Hobler auch schreiben konnte, so war er doch, trotz seiner Treue als Jäger und Soldat, eigentlich nur ein Leibeigener; wenn nicht rechtlich, dann doch factisch und namentlich seiner eigenen Weltanschauung nach. Unterthan des fürstlichen Hauses Wied, das damals noch Reichsunmittelbarkeit und Reichsstandschaft hatte, begleitete er einen Prinzen von Wied nach den Niederlanden. Der Prinz wird dort Obrist eines wallonischen Regiments. Folglich tritt der Diener als Soldat in das Regiment ein. Wie der Herr, so der Knecht, er hat natürlich für Holland kein Herz. Er ist kein Wallone, sondern ein Deutscher. Es ist nur die feudale Treue, die er „seinem Prinzen" schuldet, was ihn in ausländische Kriegsdienste führt; und hätten die Holländer einen Krieg wider Deutschland angefangen, so würde ihm das nicht den geringsten Gewissensscrupel gemacht haben. Er würde sich gegen Deutschland nicht weniger tapfer geschlagen haben, wie dafür. Das Nationalgefühl ist ihm fremd. Sein Prinz ist ihm sein Vaterland. Er hat mit Deutschland keinen Zusammenhang, als den durch das fürstliche Haus Wied. Die Kriegsgefangenschaft trennt ihn von „seinem Prinzen" und hindert ihn an der Heimkehr. Was thut er? Er sucht sich einen anderen Herrn. Er findet ihn zunächst bei dem Grafen Coloredo, an welchem er orthopädische Versuche macht. Er trägt Alles mit Gleichmuth. Nur als die Grafen an seiner feudalen Treue, die er bei brennender Kerze geschworen, zu zweifeln scheinen, da protestirt er und wird beinahe grob, selbst den „hohen Herrschaften" gegenüber. Dann geht er in den Besitz des Grafen Leiningen-Westerburg über, eines alten Recken, dessen Stammburg ebenfalls am Fuße des Westerwaldes liegt und der,

hoch in Jahren, als österreichischer Gouverneur in Mainz gestorben. Auch als Hobler wieder nach Hause zurückgekehrt und Fürstlicher Förster auf dem Jagdschlosse Monrepos geworden, bewahrt er dem alten Haudegen, natürlich immer nur mit Erlaubniß seines fürstlichen Herrn, und also legitimer Weise, noch bis zum Tode in der einen Herzkammer so ein bißchen feudale Nebentreue. So ist er denn durch das Leben und aus dem Leben gegangen, offenbar in dem redlichen Bewußtsein treuer Pflichterfüllung. Hat er ja doch nach Wunsch seines jeweiligen Herrn möglichst viel Wild und möglichst viel Franzosen geschossen.

Vergleichen wir mit diesem Soldaten von 1796 einen deutschen Soldaten von 1871. Er dient nicht einem Privat-Herrn, sondern dem Staate; nicht einem einzelnen Dynasten, sondern dem ganzen Vaterland; nicht in einem fremden Lager, sondern in dem großen deutschen Heerbann; nicht „seinem Prinzen“ oder „seinem Oberst“, sondern dem deutschen Reich und dem deutschen Kaiser, dem obersten Feldherrn sämmtlicher deutschen Heere. Der deutsche Soldat von 1871 ist kein Leibeigener mehr, weder dem Rechte nach, noch den Thatsachen nach, noch der Gesinnung nach. Er ist ein freier Bürger, der zu den Waffen greift, wenn das Vaterland ruft. Er ist erlöst von dem Fluche des Kosmopolitismus, der uns in allen fremden Ländern umhertrieb, und des Particularismus, der uns an eine enge und kleine Scholle Landes bannte. Er hat eine Heimath, und diese Heimath ist groß. Es ist das ganze deutsche Vaterland, das groß und mächtig dasteht und dessen Flagge geachtet ist auf allen Meeren und bei den entferntesten Völkern der Erde. Es ist kein Fleck und kein Winkel Deutschlands mehr, wo er nicht zu Hause wäre, von dem er nicht sagen könnte: Auch dieses Stück deutscher Erde habe ich vertheidigt und gerettet vor der Fremdherrschaft; auch hier bin ich Inländer und genieße mit dem Ein-

gebornen die nämlichen Rechte. Der deutsche Soldat von 1871 ist nicht mehr ein Halbwilder, der den Krieg wie die Jagd betreibt und darauf ausgeht, Beute zu machen. Er ist Träger der Kultur und Gesittung; und es ist nicht zuviel gesagt, wenn man behauptet: In dem deutschen Heere fließt das edelste und beste Blut der deutschen Nation.

Das ist der Aufgang in Deutschland. Und nun betrachten wir den Niedergang in Frankreich.

Wer vermag zu läugnen, daß trotz aller schmutzigen und blutigen Blätter, welche damals der Sansculottism der französischen Geschichte einverleibt, doch durch die Nation ein Zug der Begeisterung, der Aufopferungsfähigkeit und des Heldenmuths ging, der ihr heut zu Tage fremd ist? Es war das Aufathmen von schwerem Druck im Innern, den man durch heroische Anstrengungen abgeschüttelt, und zugleich die Empörung gegen die Einmischungsgelüste des Auslands. Es war ein fast erhabener Fanatismus, wie wir ihn nur zur Zeit der Kreuzzüge im ganzen Abendlande und zur Zeit der Befreiungskriege in Deutschland und Spanien sahen. Es war wirklich ein Kampf für die errungenen Rechte im Innern und für die nationale Unabhängigkeit nach Außen, für welche man voll Enthusiasmus kämpfte, oder zu kämpfen glaubte. Was ist dagegen die Republik von heute, welche das von ihr gestürzte Kaiserreich schmäht und doch überall in seine Fußstapfen tritt; welche im Elsaß Volksabstimmung begehrt und sie in Nizza verweigert, welche im Auftrag des Volks zu regieren behauptet und doch dem Volk die Wahlen verweigert, so lange bis sie Graf Bismarck durch die Pariser Kapitulation dazu zwingt; welche in sich getheilt in Paris den Frieden, und in Bordeaux den Krieg bis auf's Messer predigt und an die Stelle der Condottiere Napoleon's nur die Condottiere Gambetta's gesetzt hat. Männer, wie den „Bürger Rossignol" findet man zu Tausenden, Männer, wie den Gene-

ral Marceau, nirgends im heutigen Frankreich. Das ist der Unterschied zwischen Damals und Jetzt.

Ich weiß nicht, ob irgendwo auf französischem Boden das Denkmal eines deutschen Helden steht, der seine Sporen im Kampf wider Frankreich verdient hat. Aber das weiß ich gewiß, hätte ein solches existirt, so hätte man es im Laufe des jüngsten Krieges zerstört.

Das Denkmal Marceau's, das auf deutschem Boden steht, hat man während des Krieges nicht angetastet. Dieser Gedanke hat nirgends Raum gefunden in einem deutschen Kopfe. Es ist der Ehre des deutschen Volkes anvertraut; und die Nation hat gezeigt, daß ihr die internationale Pflicht heilig ist, und daß sie im Feinde sich selber zu ehren versteht. So sei es auch ferner!

---

# Prinz Victor von Wied.

## Eine Geschichte aus den napoleonischen Kriegen.

Die Schriften der Propheten des Alten Bundes sind nichts mehr und nichts weniger als Das, was wir heut zu Tage Zeitungen nennen, d. h. Berichte und Betrachtungen über die Zeitereignisse, mit Vermahnungen, Aufrufen und Gewissensschärfungen ꝛc. Daß die Zeitungen von damals anders aussehen als die Zeitungen von jetzt, versteht sich natürlich von selbst.

Ich weiß, daß Viele zu dieser Vergleichung (welche natürlich mit allen Gleichnissen das Schicksal theilt, zu hinken) den Kopf schütteln. Ich bitte Diejenigen, welche dies thun, selbst einen Versuch zu machen, d. h. irgend eine Stelle in den Propheten nachzuschlagen, welche von dem Wiederaufbau der Stadt und des Tempels von Jerusalem handeln, und sich an die Stelle dieser Stadt und dieses Tempels von damals die deutsche Einheit von heute zu denken. Die Werkleute haben stets zu kämpfen mit der Uneinigkeit unter sich und den Feinden von Außen. „Gott machte den Rath unserer Feinde zu nichte“, schreibt Nehemia, „und wir kehrten Alle wieder zurück zu der Mauer, ein Jeglicher zu seiner Arbeit; und von nun an geschah es, daß die eine Hälfte that die Arbeit mit der Kelle, die andere Hälfte

aber hielt Panzer und Bogen, Spieß und Schild. Die da bauten an der Mauer und trugen Last von Denen, die da aufluden — mit einer Hand thaten sie die Arbeit und mit der andern hielten sie die Waffen. Ein Jeglicher, der da mithalf bauen, hatte sein Schwert um die Lenden gegürtet und bauete also. Der aber mit der Posaune blies, der stand neben mir (es ist der Anführer, welcher spricht). Und ich sprach zu den Rathsherrn und den Obersten und dem ganzen übrigen Volke: „Der Tempel, so wir bauen, ist weit und groß; und wir sind zerstreuet auf der Mauer fern von einander; an welchem Orte Ihr nun die Posaunen tönen höret, dahin versammelt Euch; und Gott wird für uns streiten. So wollen wir arbeiten an unserem Werke."

Wie es hier der Prophet Nehemia schildert, so bauen wir Deutsche im neunzehnten Jahrhundert den Dom unserer Einheit. Oft unterbrochen durch innern Zwist und böse Nachbarn, kehren wir stets von Neuem zu unserm Werk zurück. Jetzt, da der innere Zwist erloschen und nur noch ein böser Nachbar abzuwehren ist; jetzt, wo der Bau schon beinahe vollendet emporragt, zweifelt Niemand mehr an dessen unaufhaltsam glorreicher Durchführung und wir Alle, die wir mit daran gearbeitet, haben das freudige Gefühl, daß unsere Söhne und Enkel, welche unangefochten darin wohnen, unser Andenken segnen werden.

Deshalb aber ist es auch wieder unsere Pflicht, unserer Vorfahren zu gedenken, namentlich Derer, welche den Bau und den Kampf begonnen haben und gefallen sind, ohne die Frucht ihrer Tapferkeit zu ernten. Von einem dieser tapfern Werkleute und Streiter will ich sprechen. Er erlag fern der Heimath auf spanischem Boden seinen Wunden am 8. Januar 1812, als der Hoffnungsstern noch nicht aufgegangen war; und obgleich ihn Ernst Moritz Arndt besungen, so ist er unverdienter Weise beinahe vergessen im deutschen Vaterlande. Denn er hatte das Unglück ein Prinz zu sein, ein Prinz aus einem der ältesten

reichsunmittelbaren Geschlechter Deutschlands. Diese Geschlechter hörten am Beginne des Jahrhunderts auf zu regieren. Sie wurden mediatisirt zu Gunsten Anderer ihres Gleichen, welche nicht mehr waren, als sie, aber sich der Gunst Napoleon's erfreuten.

Einem deutschen Kaiser, dem deutschen Reich hätten sie gern ihre Territorialgewalt geopfert. Aber einem andern kleinen Territorialherrn, welcher vor ihnen keinen Vorzug hatte, als die Gunst der Fremdherrschaft (wenn das ein Vorzug war), zum Opfer geschlachtet zu werden, das war hart. Wer sich über die Stimmung der Opfer unterrichten will, der lese bei Pertz nach, wie der frühere Graf oder Fürst von Nassau von Napoleon zum Herzog befördert, dem Freiherrn Karl vom Stein seine Besitzungen: Nassau, Frücht und Scheuern, nahm, ihn nicht nur der Landeshoheit depossedirte, sondern auch seine Privateinkünfte confiscirte. Letztere gab man ihm 1815 wieder; „man habe," sagte man nachträglich, „den Zugriff nur zum Schein gethan, Bonaparte habe es absolut so haben wollen". Der alte Reichsfreiherr, welcher berufen war, der Regenerator Preußens zu werden, erließ an den „Kleinsultan" einen geharnischten Protest. Er findet sich bei Pertz abgedruckt.

Ich erinnere nur deshalb daran, um zu erläutern, wie der edle Prinz Victor von Wied, von dem ich sprechen will, so unverdienter Maßen in Vergessenheit gerathen konnte. Die regierenden Fürsten rechneten die Mediatisirten zum Volk und das Volk rechnete sie zu den Fürsten und von beiden wurden sie vernachlässigt. Ja, ich kenne deutsche Kleinstaaten, in welchen es höchsten Orts „ungern wahrgenommen" wurde, wenn man die Erinnerung an solche Helden der Befreiungs- und Regenerations-Epoche auffrischte, oder auch nur einen Beitrag zeichnete zu dem Denkmal, welches das deutsche Volk, nachdem der Krieg vorbei ist, dem großen Reichsfreiherrn vom Stein an der Stätte seiner

Geburt errichten wird. Es kommt nämlich dicht bei der in Trümmern liegenden Burg seiner Ahnen, oberhalb der Kettenbrücke und der Eisenbahn bei dem Städtchen Nassau, auf einen steilabfallenden, von Wald umkränzten Hügel zu stehen, welcher umflossen wird von der blauen Lahn und weit hinaus schaut in die deutschen Lande. Doch nun zur Sache.

* * *

Es war im Herbste 1801. In der Schmiede zu Marau, einem großen Dorfe an dem sich dem Rhein zuneigenden Abhange des Westerwaldes, hatten sich die Bauern zusammengefunden. Denn was die Börse in einer Handelsstadt, das ist die Schmiede auf dem Dorfe, besonders wenn sie, wie hier, mit einer Schänke verbunden ist. Die Frau und die Kinder besorgten die Schankwirthschaft. Der Schmied selbst, ein Mann von einem riesigen knochigen Körperbau und einem ernsten Gesicht, kümmerte sich nicht darum, sondern nur um sein Handwerk. Das Sprechen liebte er nicht, aber er verstand es, wie kein Anderer im Dorfe; und wenn ihm irgend ein Vorfall die Zunge löste, dann lauschten die Bauern mit mehr Andacht auf ihn, als auf ihren eignen Pfarrer. Denn der Pfarrer war nicht beliebt. Er kümmerte sich nicht viel um die Bauern, studirte auch nicht, sondern ging weltlichen Geschäften nach. Er trieb Zehnt, Zins und Gülten, Rauchhühner und Pfingstkäse auch von den Aermsten im Kirchspiel mit besonderer Strenge bei; auch sagte man ihm nach, er halte es mit den Franzosen.

Während der Schmied eifrig an der Arbeit und die Bauerschaft eifrig im Schwatzen war, trat eines jener plötzlichen kurzen Gewitter ein, wie sie am Mittelrheine so häufig sind. Der Regen stürzte hernieder wie ein Wolkenbruch. Die Ortsstraße verwandelte sich in einen Bach. Wer unterwegs war, suchte irgendwo einen Unterschlupf. Diesen gewährte die Schmiede mit ihrem weithin ausladenden Vordach. Auch der Pfarrer war

gerade auf dem Wege, nämlich aus dem obern Dorfe, wo er einen Garten mit Bienenständen hatte, nach dem untern Dorfe, wo Kirche und Pfarrhaus lagen. Auch er flüchtete, vom Wetter überfallen, in die Schmiede. Desgleichen zwei Jäger mit ihren Hunden, ein älterer und ein ganz junger. Der Erstere, sagten die Bauern, sei ein Jäger oder Förster des Fürsten von Wied, Namens Buchsieb aus Schmitthahn: den Letztern kannten sie nicht.

Der Schmied hatte, gleich allen übrigen Anwesenden, den Pfarrer mit dem geziemenden Gruße empfangen, dann aber sich sofort wieder zu seiner Arbeit gewandt. Das wurmte den ambitiösen Geistlichen. Theils um sich an dem Schmiede zu reiben, theils um sich bei den Bauern bemerklich und, wie er irrig meinte, populär zu machen, trat er mit seiner ganzen Breitseite an den Ambos heran, schaute eine Zeit lang der Arbeit zu und fragte dann mit pfiffiger Miene: „Aber saget mir, Meister, was soll denn Das bezwecken, daß Ihr allemal den fünften oder sechsten Schlag mit dem Hammer nicht auf das Eisen, sondern auf den Ambos thut? Damit wird doch die Arbeit nicht gefördert? Was ist das?“

„Das ist der kalte Schlag“, sagte kurz angebunden der Schmied, indem er unter seinen buschig überhängenden Augenbrauen dem Pfarrer einen festen und ernsten Blick zuwarf. „Ja, da bin ich so klug wie zuvor“, scherzten Hochwürden, „was ist denn nun der kalte Schlag?“ — „Das ist ungefähr das nämliche, wie wenn Euer Hochwürden in Eurer Predigt nach allen paar Sätzen einmal „Meine andächtigen Zuhörer“ oder „Meine Geliebten in Christo“ dazwischen schiebt,“ sagte der Schmied. Dabei senkte er den Hammer und richtete sich am Ambos ernst und hoch auf. Dem Pfarrer gefiel das nicht; und da auch der Regen etwas nachgelassen hatte, empfahl er sich schleunigst.

Als der Pfarrer fort war, trat der Förster Buchsieb auf den Schmied zu — wie es schien, hatte ihn der junge Jägers-

mann dazu veranlaßt — und meinte: „Aber uns könntet Ihr doch wol sagen, Meister Hann-Jost, was das mit dem kalten Schlag für eine Bewandtniß hat?“

Auch die Bauern spitzten nun die Ohren: denn der Meister Hann-Jost räusperte sich; und das hatte zu bedeuten, daß er einen längern Spruch thun wollte, was nur selten passirte, aber dann gründlich.

„Förster Buchsieb“, sagte der Meister, „wir zwei kennen uns schon lange genug, und ich weiß, daß Ihr es ehrlich meint und nicht dahin gehört, wo die Spötter sitzen, so sich mit ihrer neumodischen wälschen Afterweisheit wollen lustig machen über Sitten und Gebräuche, die wir von unseren achtbaren Vorfahren selig in Ehren überkommen haben. Ich hätt' auch dem Herrn Pfarrer Bescheid gegeben, wenn er nicht so spitz gefragt hätte, und wenn er nicht solche Sachen von selber wissen müßte. Sagt er denn nicht selbst, ich meine der Pfarrer, in der Kinderlehre das eine Mal, der Teufel liege in der Hölle angeschmiedet an eisernen Ketten, und das andere Mal sagt er wieder, der Teufel gehe herum, wie ein brüllender Löwe und suche, wen er verschlinge? Wie verhält sich das nun, kann der Teufel zugleich an der Kette liegen und doch auch uns armen sündhaften Menschen nachlaufen? Nein! So viel Gewalt ist dem bösen Feinde nicht gegeben. Aber da er voller Listen und Tücken steckt, so feilt er zuweilen die Kette durch. Und damit er wieder festgemacht werde, thun die Schmiede den sechsten Schlag daneben, und schlagen dann, wenn sie Feierabend machen, zum Schlusse noch einmal drei laute Schläge kalt auf den Ambos. Denn durch diese kalten Streiche, welche der Schmied auf den Ambos thut, wird des Teufels Kette wieder festgenietet. Zwar giebt es heutzutage auch Schmiede, welche sich von diesem ehrwürdigen Gebrauch losgesagt haben, und welche da glauben, ein jeder Schlag, welcher nicht Geld einbringe, der sei verloren. Allein

die Schläge, welche man um des schnöden Mammons willen dem gemeinen Besten entzieht, die mögen wohl für den Augenblick Gewinn bringen, aber auf die Dauer erwächst daraus zehnfacher Schaden, wie wir das denn jetzt sehen, wo der wälsche Teufel los ist und es guter Schläge und Streiche bedarf, um ihn wieder an die Kette zu legen. Aber ich hoffe zu Gott, wer einen Hammer führt und ein richtiger Meister ist, der wird draufschlagen."

Ein Murmeln des Beifalls ging durch die Versammlung. Man hatte den Schmied verstanden. Er bog sich wieder auf den Ambos nieder und hämmerte weiter, allemal fünf Schläge auf's Eisen und den sechsten auf den Ambos.

Auch die beiden Jäger verließen die Schmiede. Eine halbe Stunde vor dem Dorfe kam ihnen ein Diener mit zwei schönen Reitpferden entgegen. Der junge Jäger bestieg das eine Pferd, der Diener folgte ihm auf dem andern. Sie ritten nach dem Rhein zu. Der Förster Buchsieb wandte sich waldeinwärts nach den großen Seen und den weiten Haiden, auf welchen die Kibitze hausen.

Zuvor machte jedoch der Förster eine sehr tiefe und respectvolle Verbeugung vor dem jungen Mann. „Ade, Buchsieb", sagte der Letztere freundlich. „Adjes, gnädigster Herr", erwiederte der Förster. So trennten sie sich.

* * *

Folgen wir dem jungen siebenzehnjährigen Reiter. Er ist der Prinz Victor von Wied. Er nimmt seinen Weg durch die Waldungen, welche den südwestlichen Abhang des Westerwaldes bedecken, während das Plateau desselben kahl und entwaldet und dadurch dem Fluche der Unfruchtbarkeit preisgegeben ist. Sobald man aus dem Forst heraus auf den westlichen Rand dieser Ausläufer des Gebirges tritt, eröffnet sich dem Auge eine überraschende Aussicht. Vor ihm liegt das Wieder Becken, ein

natürlicher Ruhepunkt, den die Natur geschaffen inmitten zwischen den Rheinstrecken Rüdesheim=Coblenz und Andernach=Bonn. Auf diesen beiden Strecken bildet der Rhein entweder eine tiefe Rinne oder die Berge treten wenigstens dicht an ihn heran. Hier aber zwischen Coblenz und Andernach weicht auf der einen Seite der Westerwald, auf der andern die Eifel zurück, um ein zwischen ihnen gelegenes sonniges Eiland zu bilden, was eine Reihe von Flüssen und Bächen (Lahn, Mosel, Wied, Nette 2c.) benutzen, um hier ihre Wellen mit den Fluthen des Vater Rhein für immer zu vereinigen. Offenbar war das früher ein Binnensee; und auch heute noch fließt hier der Rhein breit, in Arme getheilt und von Inseln durchbrochen, und zur Zeit großer Fluth kehrt er zuweilen noch zu seinem ursprünglichen Zustand, zum See, zurück.

Dieses Bassin, welches gegenwärtig von der Dynastie der Fürsten zu Wied seinen Namen führt, spielt eine Rolle in der Geschichte. Die Gelehrten behaupten, hier sei die Stelle, wo Cäsar die berühmte hölzerne Brücke über den Rhein geschlagen, die er uns in seinen Memoiren über den gallischen Krieg mit so vollendeter technischer Anschaulichkeit beschrieben hat. Gewiß ist, daß die Römer hier eine große Anzahl von Palästen, Villen und Weinbergen, von kleinen Städten und Castellen hatten, welche sie gen Norden durch eine dreifache Reihe von Wällen geschützt hielten. Auch bauten sie später eine steinerne Brücke bei Engers, deren Ueberreste man vor zwanzig Jahren wieder entdeckt hat.

Alles das vermochte aber nicht zu hindern, daß die römischen und keltischen Eindringlinge von dem reißigen Stamme der deutschen Franken wieder aus diesem deutschen Lande hinausgeprügelt wurden. Die Franken, nachdem sie so den Wieder Kessel gereinigt hatten, begannen nunmehr, sich auch auf diesem Boden örtlich in Gau= und Mark=Genossenschaften zu ordnen,

wie es seit Alters bei ihnen Sitte war. Auf dem rechten Ufer bildete sich das Engers-Gau, auf dem linken das Mayen-Gau, jenes sich längs des Nettebaches, dieses sich längs des Wied-Baches erstreckend.

Mit dem Verfall der Reichsgewalt wurde die Gaugrafen-Würde erblich und das jetzige fürstliche Haus Wied ist eine Fortsetzung der alten Gaugrafen. Wir wollen uns nicht bei den Annalen dieser Dynastie verweilen, welche sich denen der Darmstadt, Nassau, Teck ꝛc. wohl an die Seite stellen können, sondern einen Blick auf die Gegend werfen, welche sich vor den Augen des Prinzen Victor entfaltet.

Ein grünlich schillerndes Silberband zieht sich der Rhein mitten durch das Wieder Becken, von Coblenz-Ehrenbreitstein bis nach Andernach, wo er zwischen den von beiden Seiten auf einander stoßenden Bergnasen verschwindet. Am untern Ende des Bassins nimmt er von der rechten Seite den Wiedbach auf, welcher vom Westerwald herunterkommt und das Wiedische Gebiet durchströmt. Weiter oben an demselben liegt das Schloß Alt-Wied, das im dreißigjährigen Krieg zerstört worden und seitdem Ruine geblieben ist. Zum Ersatz desselben baute sich der damalige Graf Friedrich von Wied auf dem rechten Rheinufer etwas oberhalb der Mündung der Wied ein Schloß dicht am Rhein, das er Neuwied nannte. Es lag an der Stelle eines ebenfalls im dreißigjährigen Kriege zerstörten und seitdem von der Erde verschwundenen Ortes Lenzendorf. An das Schloß fügte sich die Stadt Neuwied; sie ist gegründet von demselben Grafen Friedrich und zwar auf der Grundlage voller wirthschaftlicher, bürgerlicher und religiöser Freiheit. Dreihundert Jahre früher hatte der Kaiser einmal einem Wied'schen Dörfchen, Nordhofen, am Westerwald, Stadtrechte verliehen. Aber selbst kaiserliche Rechte helfen nichts, wenn die natürlichen Voraussetzungen fehlen. Nordhofen war ein armes Nest von zwei-

hundert Seelen geblieben. Nun suchte 1653 der Graf Friedrich darum nach, daß diese Rechte von Nordhofen auf das neu zu gründende Neuwied übertragen würden; und der Kaiser that's. Dann aber erwirkte der Graf am 7. Juni 1662 einen zweiten Freibrief vom deutschen Kaiser, der bisher (abgesehen von den räuberischen Einfällen der Franzosen am Ende des siebzehnten und des achtzehnten, sowie am Anfang des neunzehnten Jahrhunderts) stets gewissenhaft beobachtet worden ist und der Stadt zu steigender Blüthe verholfen hat.

Es wurde darin nämlich Jedermann, auch Denjenigen, welche nicht den durch den westphälischen Frieden völkerrechtlich anerkannten drei christlichen Confessionen angehörten, also Allen, den christlichen Sectirern, den Juden, den Mohamedanern rc., für Neuwied Freiheit des Gewissens und der Religionsübung garantirt, „selbst für den Fall, daß die Bestimmungen des Reichsfriedensschlusses von 1648 durch widrige Machinationen und friedenstörerische Einbrüche (darvor gleichwohl der Allerhöchst gebeten sein soll!) wieder umgestoßen werden sollten.“ Es wurde ferner den Bewohnern der Stadt garantirt: Freiheit von jeder Hörigkeit und Leibeigenschaft, von Monopolen, Privilegien und Bannrechten, von Umschlagsabgaben, Accis und Octroy und von jeder andern Beschränkung des freien Verkehrs (liberi commercii), sowie das Recht zum freien Abzug.

Auf dieser Grundlage entfaltete die junge Stadt ein reiches und rasches Wachsthum. Alle, welche an anderen Orten mühselig und beladen, mißhandelt und gelästert, ausgestoßen und verfolgt waren, suchten und fanden hier ein Asyl, in dem, so weit es das kleine Land erlaubte, ihren Fähigkeiten und Kräften freie Entfaltung und Bahn gewährt ward. Friedliche Menschen aus allen deutschen Gauen verließen ihre durch den Krieg verheerten Wohnsitze und gründeten hier in dem belebenden Lichte der wirthschaftlichen Freiheit eine neue Stätte des Handels und Ge-

werbfleißes, bis sie von Neuem, 1798, von den Franzosen zerstört wurde, ohne daß das durch Uneinigkeit zerrissene Deutschland es wehren konnte.

Prinz Victor, als er damals, Herbst 1801, von dem Gebirge der Stadt zuritt, konnte sich nicht der lachenden Landschaft erfreuen, denn seine junge Phantasie war schon erfüllt von den Bildern des Schreckens und Elends, welches die räuberischen Franzosen über seine Heimath heraufbeschworen: und selbst die Landschaft zeigte, je näher man dem Einzelnen kam, desto mehr Spuren des wälschen Vandalismus. Dort verriethen nur noch einige rauchgeschwärzte Trümmer die Stätte, wo ehedem die große Remy'sche Fabrik stand. Der fürstliche Hof Rheinau und der Hof Gruche waren vollständig verwüstet. Eine große Maulbeerpflanzung war verschwunden und von den meisten Obstbäumen, welche ehedem der Straße und den Gärten zu Schatten und Zierde gereichten, sah man nur noch die Strünke stehen. So hatten die Apostel von „Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit" gehaust, hier, wo man die „großen Principien von 1789" schon vor anderthalb Jahrhunderten verwirklicht hatte.

Es war ein kurzes Stück Leben, worauf der Prinz zurückblickte. Nur siebzehn Jahre. Sie hatten so schön begonnen. Und nun!

Der Prinz war unter der Leitung seiner Mutter erzogen worden inmitten von neun weiteren Geschwistern, dem Stolz ihrer Eltern. Die Mutter war eine Dame von hoher und edler Bildung. Letztere verräth sich namentlich in zahlreichen Gedichten, welche sie hinterlassen, obgleich sie darin die Schwierigkeiten der Form, mit welchen sie kämpfte, keineswegs überall überwunden hat. Wie fest der zweitjüngste ihrer Söhne, der Held unserer Erzählung, an ihr hing, das werden wir aus den Briefen ersehen, welche er während seiner zwölfjährigen kriegerischen Fahrten an sie richtete.

Er war noch ein Kind, als die französische Revolution von 1789 ausbrach. Aber er theilte den Enthusiasmus, welchen man in Deutschland für die großen Ideen, die sie verkündigte, Anfangs empfand. Selbst seine Mutter recitirte damals die Klopstock'schen Oden, welche die Wiederherstellung der Menschenrechte besangen. Und es schien so recht darauf abgesehen, diese Meinung zu befestigen durch den Anblick der Feinde der Revolution, welche sich am Rhein einfanden. Schon seit August 1791 sammelten sich in Coblenz die französischen Emigranten, jene Prinzen, welche später als Ludwig XVIII. und Karl X. die Krone Frankreichs trugen, Prinz Condé und sein Sohn, der Herzog von Bourbon und deren Anhang. Bloß in dem Wieder Becken von Coblenz bis Andernach, mitinbegriffen Neuwied, lagen etwa vierzigtausend dieser Menschen. Sie waren eine Pest für die Gegend; und dieses Aas zog nur zu bald die Geier und sonstigen Raubvögel nach sich. Man war im westlichen Deutschland wahrlich von großen und kleinen geistlichen und weltlichen Herren nichts Gutes, oder wenigstens nicht viel Gutes, gewohnt. Aber diese Sittenverderbniß und Hohlheit, diese Frivolität und Dummheit, diese Anmaßung und Verlogenheit, diese Unfähigkeit und Selbstüberhebung, wie bei den Emigranten, glaubte man in Deutschland noch nicht gesehen zu haben: Sie führten in Neuwied ein Schwert mit sich, auf dessen Klinge stand: „Zieh' mich nicht anders, als mit Grund: steck' mich nicht anders ein, als mit Ehren" (Ne me tire pas sans raison, ne me remets pas sans honneur). Es sollte ehedem dem König Jacob II. von England gehört haben und mittels des Zaubers dieser kriegerischen Reliquie eines notorischen Feiglings glaubten die närrischen Emigranten das revolutionäre Frankreich bewältigen zu können. Zu Gunsten dieses Gesindels stürzte sich erst Oesterreich und dann das deutsche Reich in den Krieg, der von da ab in Permanenz tritt.

Der elfjährige Knabe sieht in Deutschland zusammenbrechen,

was man als von Ewigkeit herrührend und für die Ewigkeit gegründet betrachtete. Der Reichs-Erz-Kanzler, Erzbischof und Kurfürst von Mainz ergriff vor einem Haufen zusammengerafften französischen Gesindels die Flucht. Als er und sein hochadliges Dom-Kapitel davon fuhren, sahen die Soldaten des Fürsten von Nassau-Usingen, seine tapferen Hülfstruppen, einander mit Befremden an. „Was ist das?" sagten sie, „sollen wir, die der Pfaffe von Haut 'und Haar nichts angeht (denn wir sind ja keine Kurmainzer, sondern Nassau-Usinger), sollen wir uns für den feigen Pfaffen todtschießen lassen?" Denn daß sowohl Usinger, als Mainzer Deutsche waren, daß die ihnen anvertraute Festung ein Bollwerk Deutschlands war, davon hatten die guten Leute wirklich gar keine Ahnung. Sie dämmerte ihnen erst auf, als sie durch den Reichsfeind bis auf das Blut geschunden wurden, ganz so, wie sie es gewünscht: Einer nach den Andern. Damals aber luden sie ihren Kuhfuß auf die Schulter und schwenkten ohne Commando ab nach jenen blauen Bergen jenseits des Rheins, wo ihrer kleinen Heimath nahe Grenze anfing.

Die hessische Festung Rheinfels bei St. Goar galt für unüberwindlich. Ihr Commandant aber hatte den Kopf verloren. Er räumte sie, weil sich eine Bande von Gauklern mit einem Kameel und mehreren Affen und Bären unter herzzerreißender Musik näherte. Man hielt die Gaukler für Franzosen. Es war eine schreckliche Zeit. Das alterschwache Reich in Zwietacht und Verfall und der habsburgische Kaiser dem Reiche entfremdet.

Die Oesterreicher flohen vor dem französischen General Moreau und suchten Schutz in Neuwied und Umgegend. Die Maas- und Sambre-Armee besetzten Weißenthurm und die Rheininsel bei Neuwied. Im August 1795 entbrannte der Kampf um den Rhein und die Stadt Neuwied. Die Oesterreicher griffen

die auf der Rheininsel postirten Franzosen mit Geschütz an. Bernadotte, welcher der Stadt Schonung versprochen hatte, fühlte sich nun seines Versprechens entbunden. Er beschoß die wehrlose Stadt vier Stunden lang mit Kanonen und Haubitzen. Ueber sechshundert Kanonenkugeln und Granaten fielen auf die Stadt nieder. An vielen Orten brach Brand aus. Aber die Bürger löschten ihn allemal selbst inmitten des feindlichen Feuers. Am folgenden Tag, am 31. August 1795, begann das Bombardement von Neuem. Die dem fürstlichen Schlosse gegenüberliegende Remy'sche Fabrik gerieth in Flammen und die Franzosen machten das Löschen unmöglich dadurch, daß sie alles Kartätschen- und Haubitzenfeuer auf diesen einen Punkt concentrirten.

Im October 1795 war Neuwied und Umgegend wiederholt der Schauplatz mörderischer Gefechte. Die Fürstin hatte ihre Kinder in Sicherheit gebracht. Sie selbst schwebte in äußerster Gefahr. Zu Fuß floh sie aus ihrer Residenz und fand in dem Pfarrhause eines benachbarten Dorfes ein Asyl in einem kleinen Stübchen, das die unmittelbare Aussicht auf den Friedhof hatte. Hier, „dicht neben dieses kleinen Dorfes in engem Grabe ruhender Väterschaar“ hat sie eine ihrer rührendsten Elegien über das Elend des zerrissenen deutschen Vaterlandes und das Unglück ihrer schönen Heimath gedichtet. Sie glaubte im Interesse ihrer Kinder der letztern den Rücken wenden zu müssen und fand Anfang 1796 eine Zuflucht bei dem Herzog von Sachsen-Meiningen. Sie brachte dort drei Jahre zu. Sommers wohnte sie in dem Schlößchen Masfeld, Winters in Meiningen selbst, wo ihre Kinder einen tüchtigen Unterricht erhielten. Namentlich machte der Prinz Victor hier glänzende Fortschritte in den exacten Wissenschaften. Nach dem Frieden von Campoformio kehrten sie nach Neuwied zurück. Inzwischen waren dort dem Rheinübergange von 1795 die von 1796 und von 1797 gefolgt. Am

2. Juli 1796 erlebte die Stadt abermals ein furchtbares Bombardement; die österreichischen Rothmäntel mußten die Flucht ergreifen vor den großen rothen Federbüschen der französischen Grenadiere; in dem fürstlichen Schlosse machten sich's die Herren Jourdan, Ernouf, Coulanges und Consorten bequem. Von da ab nahmen Contributionen, Einquartirung und Requisitionen kein Ende. Dazu kamen Räuberbanden, welche sich im Krieg gebildet hatten, und welche die ohnmächtige deutsche Kleinstaaterei nicht zu unterdrücken vermochte. Letzteres brachte erst die Fremdherrschaft fertig und sie wurde darob von manchem Anbeter des goldenen Kalbes schier als eine Wohlthat gepriesen.

Die so lange ersehnte Rückkehr brachte der fürstlichen Familie nur neue Leiden. Der Fürst Friedrich Karl war der schwierigen Situation nicht gewachsen. Er ließ sich durch fremde Schwindler und Abenteurer täuschen und wider seine Kinder, seine treffliche Gemahlin die Fürstin Luise, wider sein Ländchen, seine Unterthanen, seine Stadt verhetzen, — eine Episode, so lächerlich und so traurig, daß sie besonders erzählt zu werden verdient. Er sah endlich selbst das Verkehrte und Unhaltbare seiner Position ein. Er verließ Neuwied und abenteuerte in Frankreich umher. Am 20. September 1802 abdicirte er zu Gunsten des minderjährigen Erbprinzen August, am 7. März 1809 starb er auf einem seiner Wanderzüge. Die Fürstin ergriff als Vormünderin und Regentin die Zügel des „Staats" (wenn man ein großes Gut so nennen darf) und der Familie. Sie hat sie mitten in den Stürmen der Zeit mit weiblicher Milde und Würde, mit männlichem Geist und Charakter geführt. Sie hat die Leiden und Lasten, den Tod ihrer Söhne und die Mediatisirung ihrer alten Dynastie (sie selbst war eine Gräfin Sayn) mit christlicher Ergebenheit und patriotischer Fassung ertragen.

Sie war die Mutter von zehn Kindern, worunter sechs Söhne; der älteste Sohn, körperlich und geistig schwach, war

Anfang 1800 der aufreibenden Zeit erlegen. Der zweite war österreichischer Dragonerrittmeister; in dem Gefecht von Freisingen schwer blessirt, wurde er nach der Abtei Nieder-Altaich gebracht und erlag dort am 27. Juli 1800 seinen Wunden. Der dritte, Prinz August succedirte nach dem Tode seiner älteren Brüder seinem Vater; sein Sohn, Fürst Hermann von Wied, hat die durch die langen Kriegsjahre in Verwirrung gerathenen Finanzen wiederhergestellt und stets einen entschieden nationalen Sinn gezeigt; sein Enkel, der jetzt regierende Fürst von Wied, dient dermalen als Officier in dem deutschen Heer und diente als solcher 1866 in den preußischen Armeen; er folgt dem Beispiel seines Großoheims Victor, aber mit günstigeren Sternen. Der vierte ist unser Held Victor; und dann kommen als fünfter und sechster die Prinzen Max und Karl, welche sich Beide ebenfalls als tapfere preußische Officiere im Freiheitskriege ausgezeichnet haben. Max ist außerdem der wissenschaftlichen Welt als Naturforscher und durch seine berühmten Reisewerke über Brasilien und Nordamerika bekannt geworden.

Ich habe meiner Erzählung vorgegriffen. Kehren wir zurück zum Herbste 1801 und zu dem jungen Prinzen Victor, welcher aus der Schmiede des Meisters Hann-Jost in Marau kommend, dem Schlosse seiner Väter zureitet, das am nördlichen Ende der Stadt, im Schatten eines prachtvollen frischen grünen Parks, auf dem Ufer liegt, am welchem sich die grüne Welle des Rheines bricht mit jenem leisen Murmeln, das stets denselben zutraulichen Klang hat, in Zeiten des Krieges wie des Friedens. Der Prinz überdachte immer von Neuem das Elend, das über Deutschland und über seine Familie durch die Franzosen gekommen, für deren glorreiche Revolution er als Knabe geschwärmt. Inzwischen hatte er auch die Republikaner kennen gelernt — es waren wilde Räuberbanden. Er hatte die Royalisten kennen gelernt — es waren heruntergekommene Wüstlinge, schwach und krank an Kopf

und Herz, an Leib und Seele, an Beutel und Arm. Er haßte und verabscheute sie Alle, die Einen wie die Andern. Während er in Meiningen weilte, waren nichts als Hiobsposten aus seinem lieben Heimathsländchen dorthin gelangt. Kaum war er im August 1798 mit Mutter und Geschwister nach Neuwied zurückgekehrt, wo man sich des Friedens zu erfreuen gedachte, da brach in Folge des Rastatter Gesandtenmordes wieder der Krieg aus; und der General Augereau, der in Offenbach stand, benutzte diesen Umstand, um dem Hause Wied durch Drohungen 30,000 Livres abzupressen. Man kleidete das in die Form eines Vertrages (vom 22. October 1801) des Inhalts, das Haus Wied zahlt diese Summe an Frankreich und Frankreich versichert dagegen das Haus Wied seiner Freundschaft und seines Wohlwollens, wofür es ja schon so viele Beweise durch Zerstörung der fürstlichen Güter und Vorwerke und durch das Abhauen der Obstbäume gegeben. Prinz Victor fühlte bis in die tiefste Seele hinein diese Schmach und diesen Hohn, gegen den es bei der kleinstaatlichen Uneinigkeit und Machtlosigkeit keine Hülfe gab. Er gedachte der Worte des Schmiedemeisters: „Es bedarf viel guter Schläge und Streiche, um den Teufel wieder an die Kette zu legen; aber wer einen Hammer führt, der soll draufschlagen." Kann ich nicht auch einen Hammer führen? dachte der Prinz. Meine Brüder sind schon bei der preußischen Armee. Ich will zur österreichischen. Sind wir doch ein reichsfürstliches Haus und ist der Kaiser doch das Oberhaupt des deutschen Reiches; und nur durch Wiederaufrichtung eines starken deutschen Reiches kann der einzelne Reichsstand Schutz finden; es wäre thöricht, wenn er ihn auf seine eigene Faust suchen wollte. Es ist eine Knechtschaft, die uns Alle drückt, und eine Freiheit macht uns Alle frei. Ich weiß, meiner guten Mutter wird das Herz schwer werden, wenn auch ich sie verlasse. Allein, sie ist eine großherzige Frau; und sie wird einsehen, daß, wenn Alles auf dem

Spiel steht, sich der Einzelne nicht schonen darf. Mein Entschluß ist gefaßt.

Er gab im Schloßhof dem Diener das Pferd und stieg hierauf in sein Zimmer, um sich umzukleiden. Von dem grünen Eckstübchen im obern Stockwerke aus warf er noch einen Blick über den majestätisch fließenden Rhein, über das alte Engers-Gau rechts und das alte Mayen-Gau links von dem Strom beleuchtet von den sanften Strahlen der untergehenden Herbstsonne. „O, ich weiß es, die Sonne der Freiheit wird wieder aufgehen über den deutschen Landen", murmelte er, und dann ging er, der treu waltenden Mutter seinen Entschluß zu verkünden.

* * *

Im November 1801 trat Victor als Stabscapitain bei dem Regimente Erzherzog Karl in österreichische Dienste.

Von nun an dient uns als Quelle die Correspondenz zwischen ihm und seiner Mutter. Ein Theil derselben ist von dem ehemaligen Lehrer des Prinzen, Hauptmann Hofman, 1814 herausgegeben unter dem Titel: „Schattenbild eines für sein Vaterland als Opfer gefallenen deutschen Prinzen, aus einigen seiner Briefe entworfen und seinen Vettern, den deutschen Prinzen, Grafen und Herren als Spiegel aufgestellt (der Ertrag ist für die Waisen der in dem heiligen Kampfe von 1813 und 1814 Gebliebenen und Verstümmelten), Frankfurt am Main 1814, bei Heinrich Ludwig Brönner"[1]). Niemand wird diese Briefe voll Geist und Patriotismus und voll der rührendsten Liebe des

[1]) Es sind in dem Buche mit Sorgfalt die Namen unterdrückt, dies erschwert die Orientirung. Statt seiner empfehle ich daher dem Leser, welcher zur Quelle zurückgehen will, ein neueres Werkchen, das auch sonst noch manche gute Eigenschaft hat. Es heißt: „Prinz Victor von Wied. Erinnerungen an die deutschen Prüfungsjahre 1805 bis 1812, von Friedrich Wilhelm Winckel, Superintendenten in Berleburg." Neuwied, 1863.

Sohnes zur Mutter, des Deutschen zum Vaterland, ohne Erbauung lesen. Die von dem Herausgeber in der Vorrede gewünschte Wirkung haben sie leider damals nicht gehabt. Die deutschen Fürsten vergaßen allzu schnell die großen Lehren der Vergangenheit und haben schwerlich je die ergreifenden Worte gelesen, mit welchen ihnen Prinz Victor ihren Particularismus und Territorialismus (der Prinz sagt: „Provinzialgeist") und dessen verderbliche Wirkungen vorhält, verderblich sowohl für das Gemeinwohl als auch für die persönlichen Interessen der Dynastieen selber. Das Jahr Dreizehn hat die Früchte noch nicht gezeitigt. Es bedarf einer Wiederholung; und während wir an dieser schweren Arbeit sind, mag es uns eine Erquickung sein, den Worten eines unserer edelsten Vorkämpfer für die nationale Einheit zu lauschen. Das Büchlein ist heute vergessen, aber der Held darf nicht vergessen werden, wenn sich das deutsche Volk den Vorwurf der Undankbarkeit ersparen will.

Ich will von Victor's ersten Soldatenjahren nichts erzählen. Sie waren ziemlich ereignißlos. Mit dem Jahre 1805 beginnt das eigentliche Kriegsleben. Am 24. August 1805 meldet er seiner Mutter mit Entzücken, daß seine Brigade Befehl erhalten hat, in das Lager von Minkendorf zu rücken, und daß er „eine prächtige stolze Grenadier-Compagnie erhalten werde." Alle seine Briefe sind beseelt von der Besorgniß, daß die deutschen Mächte vereinzelt, eine nach der andern niedergeworfen werden könnten, von der Hoffnung, daß endlich die Schwere des gemeinsamen Joches Alle gleichzeitig zur gemeinsamen Empörung wieder die Fremdherrschaft zwingen werde. Es war damals Sitte im österreichischen Lager über Preußen zu schimpfen. Prinz Victor aber schreibt seiner Mutter: „Bei allen Vernünftigen hört der Haß gegen Preußen mit jedem Tage mehr auf, und Jeder schickt fromme Wünsche gen Himmel, eine aufrichtige Vereinigung zwischen Allen, die Deutsch sprechen, zu Stande kommen zu

sehen, um den gemeinsamen Erbfeind zu demüthigen.“ Dann schreibt er am 18. September von einem Dörfchen bei Spital in Kärnthen, wo er Rasttag hält: „Man hat bei uns erzählt, Bonaparte suche die Reichsfürsten zu beleidigen, und habe deswegen von dem Kurfürsten von Hessen ein beträchtliches Anlehen verlangt, er suche einen Reichskrieg zu erregen, damit er durch das Reich auf Böhmen und Oesterreich losgehen könne, weil er wisse, daß wir unsere Hauptmacht in Italien haben. Ob dies wahr, ob ein Reichskrieg entstehen werde? Dann würde es unverzeihlich sein, wenn Preußen noch immer ruhig zusehen wollte. Was wird noch aus unserm Vaterlande werden? Ringsumher Disharmonie unter uns! Wenn doch wieder ein Bernhard von Weimar aufstände, der alle Tapfern vereinigte, um den uralten Namen zu erhalten! Ich glaube die allereingefleischtesten Sonderbündler müssen sich doch erinnern, daß wir eine Sprache sprechen, und daß der Verlust der deutschen Ehre auch ihr eigener Verlust ist. Denken Sie Sich unser schreckliches Loos, wenn es zu einer Theilung käme, und wir Deutsche sollten den Schimpf erleben, unter französische Herrschaft zu gerathen! Oesterreichische oder preußische Oberherrschaft wäre viel leichter zu ertragen und eine Theilung unter diesen beiden Mächten eher zu wünschen. Sie würde auch vor der Nachwelt keinen Schandfleck auf die Nationalehre werfen, da wir von den eigenen Landsleuten beherrscht würden. Wir wären doch vor der schimpflichen Behandlung unserer Nachbarn sicher, und das Interesse zerfiele nur in zwei Theile, wo es jetzt in vierhundert (reichsunmittelbare) Gebiete zerfällt. Die Zukunft geht mit großen Dingen schwanger, allein ich glaube, daß sie auf keinen Fall die Lage des Reichs verbessern werde. Wenn man Grundsätze hat und diesen treu bleiben will, so kann man in dieser Lage nichts Anderes thun, als sich an das Reichsoberhaupt und an seine kriegerischen Fahnen anschließen, für sein Land streiten und,

wenn es das Schicksal will, dafür sterben, um sein trauriges Ende nicht zu überleben."

Am 10. October 1805 war Victor zum ersten Mal im Gefecht. Er half die Brücke von Günzburg (an der obern Donau) gegen eine Attake der Franzosen und der Baiern vertheidigen. Diesmal schreibt der rücksichtsvolle Sohn nicht an die Mutter, sondern an einen der Brüder. „Ich kann nicht sagen", bemerkt er, „daß mich die Kugeln in eine Art von Kanonenfieber versetzt hätten, was, wie man sagt, beim ersten Mal geschehen soll; wohl aber machte das Schreien der Blessirten und ihr Anblick einen grausigen Eindruck auf mich." (Man wird sich erinnern, daß sogar Napoleon I. das Blut auf den weißen Röcken der Oesterreicher gräulich fand; dies war der Grund, warum er die Absicht auch der französischen Armee wieder weiße Uniformen zu geben, fallen ließ.)

Kurz darauf führte ihn sein Unstern nach Ulm, das, in Gefahr, ausgehungert zu werden, capituliren mußte. Der Prinz schildert in ausführlichen Briefen die schlechte Führung der Oesterreicher, an deren Spitze ein blutjunger Erzherzog ohne alle militärische Befähigung, und der alte Gamaschenknopf Mack stand. Wir wollen uns dabei nicht aufhalten. Victor war also, „nachdem er zuvor mehr ausgestanden, als sich durch Worte ausdrücken läßt", Kriegsgefangener. Man entließ ihn jedoch gegen das Ehrenwort, bis zu vollzogener Auswechselung nicht fechten zu wollen. Er reiste durch Tyrol und Steiermark nach Preßburg. Von da wurde er als Curier an den Kaiser geschickt. Er trifft gerade am Tage vor Austerlitz bei demselben ein. Einige Tage später schreibt er: „Ich machte am Tage nach meiner Ankunft (2. December) diese schreckliche Schlacht mit, indem ich mich an das erste beste Bataillon anschloß, jedoch so, daß ich den Säbel nicht zog, sondern, der gegebenen Parole gehorchend, nur Zuschauer war. Beide Armeen machten in diesem Treffen ein

unerhörtes Feuer auf einander. Wir hatten auch wirklich den Sieg schon in Händen, den wir der schönen Position des Generals Weihrotten verdankt haben würden. Allein die Disposition wurde nicht ganz ausgeführt und die Schlacht ging verloren."

Diese Niederlage machte auf den Prinzen einen furchtbaren Eindruck. Verzweiflungsvoll schreibt er: „Uns Officieren wird nun wohl die Ehre zugedacht sein, für Bonaparte zu fechten, wenn sich in irgend einem Winkel der Erde noch ein Funke von Widerstand gegen seine Knechtschaft zeigt. Ich aber will lieber nach St. Domingo gehen und mit den Schwarzen gegen diese verabscheuenswerthe Nation (die Franzosen) fechten, als mich ihrer übermüthigen Herrschaft unterwerfen. Die Grundsätze, die mir von Jugend auf eingeflößt worden sind, und ein ererbter Nationalstolz, welcher sich mit dem Begriff der Knechtschaft nicht verträgt, machen mir es unmöglich. Ich würde mich selbst verachten, wenn ich dem zuwider handelte. Ich setze meinen Stolz darein, mich in diesem Punkte durch das allgemeine Urtheil (das damals Unterwerfung unter Napoleon predigte; that es ja etwas später sogar ein Goethe!) nicht bestimmen zu lassen. Ich werde meinen eigenen Weg gehen und den Kampf allein fortsetzen. Ich hoffe, der Himmel wird den Uebermüthigen auf die Dauer nicht siegen lassen, der eine so ungerechte Sache verficht. Ich lebe und sterbe nur in der Absicht, unsere edle deutsche Nation nicht durch eine solche Räuberbande unterstützen zu lassen."

Dies Gelübde hat der Prinz ehrlich gehalten und mit seinem Tode besiegelt.

Im Januar 1806 erhielt er einen längeren Urlaub. Er benutzte ihn, um nach Hause zu reisen. Unterwegs hat er ein Duell, wird bedeutend verwundet und muß eine Zeit lang liegen bleiben. Er schreibt: „Bekommen wir wieder Krieg gegen Frankreich, so kehre ich nach Oesterreich zurück. Wird aber ein fauler Friede gemacht, so nehme ich meinen Abschied, suche

eine Anstellung in einem noch freien Staat und setze den Kampf fort."

Er brachte den Frühling 1806 in der schönen rheinischen Heimath zu. Nach Oesterreich zurückgekehrt, erhielt er in einer abgelegenen Garnison die Nachricht, daß Franz die deutsche Kaiserkrone (an welcher der Prinz als Reichsfürst mit romantischer Treue hing, obgleich sie seit lange schon nichts als ein leeres Schattenbild war,) niedergelegt und seine Hoffnungen getäuscht habe, sowie daß unter den fürstlichen Opfern, welche Napoleon zu Gunsten der Rheinbundfürsten abschlachten wolle, sich auch das Haus Wied befinde.

„Wie ein Wetterstrahl hat mich die Nachricht von der Niederlegung der Kaiserwürde getroffen", schreibt Victor am 14. August 1806 an seine Mutter, „auch unser Schicksal scheint besiegelt. Der Name Wied steht ja schon in den Zeitungen unter den Schlachtopfern. Wir sollten Alles, Stück für Stück, verkaufen, unsere Siebensachen suchen gut anzubringen und in irgend einem noch freien entfernten Winkel der Erde einen Wohnsitz suchen. Der zu erwartende Oberherr, heiße er Nassau oder Murat, wird uns den unerträglichen Stolz der Niederträchtigen zeigen und seine Creaturen werden uns so plagen, daß wir unsere Existenz verwünschen müssen". Hier bemerkt der Herausgeber des Prinzen: „ist im höchsten Grade geschehen"; ich werde darauf zurückkommen.

Das ist der erste grelle Aufschrei des wilden Schmerzes. Schon in den folgenden Tagen schreibt der Prinz mit patriotischer Fassung, am 15. August 1806:

„Alle Niederträchtigen triumphiren jetzt über die Ehrlichen, die Selbstgefühl und Nationalsinn genug hatten, um nicht vor dem übermüthigen Unterdrücker der Freiheit zu kriechen. Aber mein Satz rechtfertigt sich jetzt auf das Frappanteste. Was hätte es uns genützt, den pariser Höllenhunden zu schmeicheln? Wir

würden jetzt unsern ehrlichen Namen gebrandmarkt sehen! Immer besser, das Unglück mit den Stolzen und Würdigen tragen, als mit den Niederträchtigen eine precäre Existenz theilen und unter die Vaterlandsverräther von Zeitgenossen und Nachkommen gezählt werden."

Diese Stimmung befestigte bei ihm die Antwort der heldenmüthigen Mutter. Er schreibt ihr am 18. September: „Ihr Brief mit den schönsten Hoffnungen, die er in mir aufgeregt hat, setzte mich in ein unglaubliches Entzücken. Denken Sie sich, beste Mutter, die ehemalige Lage der Dinge würde wieder hergestellt, und es zeigte sich, daß diese ganze traurige Epoche ein nothwendiges Mittel gewesen, um die Deutschen wieder zu einem Volk zu machen und sie gewaltsam zu ihrem Vortheil hinzuführen! Gern überlasse ich mich diesen himmlischen Träumereien ... O, wenn wir so glücklich wären, am Ende aller dieser Stürme das Reich frei und selbständig herausgehen zu sehen, auch ohne Fremde; wenn wir an der Spitze von wirklichen Landsleuten, ohne fremde Hülfe zu gebrauchen, unsere Freiheit behaupten könnten! Das ist aber nicht das Werk eines Einzigen, sondern des Gesammtwillens. Dieses muß immer das letzte Ziel jedes Deutschen sein. Wenn doch endlich ein hoher, vielvermögender, folglich unabhängiger Mann aufstände, der den Kopf und den eisernen Willen hätte, der dazu gehört! Er allein wäre Napoleon furchtbarer als eine ganze Armee."

Hier scheint Victor an den preußischen Prinzen Louis Ferdinand zu denken.

Am 5. November 1806 sagt er weiter: „In die Gewalt dieser Verruchten sind wir jetzt ohne Vertheidigung hingegeben und nichts kann uns retten als eigene Kraft. Vielleicht ist diese traurige Epoche ein Mittel, die ganze deutsche Nation zu vereinigen und den Provinzialgeist in echten Patriotismus umzuschaffen. Auf keinen Fall kann ich es mir als möglich denken,

daß diese große, kraftvolle und kriegerische Nation auf lange Zeit unter dem Joche des verdorbensten Volkes von Europa schmachten wird. Die Geschichte hat kein Beispiel einer ähnlichen Erscheinung. Auf den künftigen Widerstand der Preußen rechne ich wenig, obgleich versichert wird, daß der König schon wieder 100,000 Mann hinter der Oder versammelt habe. Ich weiß, wie wenig man auf geschlagene, ralliirte Truppen rechnen kann. Wenn meine Ahnungen nicht trügen, so hat die Stunde für Oesterreich und Preußen geschlagen; allein aus den Trümmern beider Staaten und dem übrigen Deutschland geht Ein mächtiger Staat hervor, der sich von fremder Gewalt befreit."

Die Briefe aus der ganzen folgenden Zeit werden von ähnlichen Gedanken belebt. Die Bilder wechseln, die Grundanschauung ist dieselbe. Die Hoffnung auf eine neue siegreiche Erhebung Gesammtdeutschlands ist es allein, die den Prinzen aufrecht erhält und ihn nicht an der Vorsehung verzweifeln läßt. Seine Mutter bestärkt ihn in dieser Hoffnung. Gleich Hamlet grübelt der Prinz: „Gewiß, der Glaube an eine gerechte göttliche Leitung der menschlichen Dinge wird auf eine harte Probe gesetzt. Allein, gäben wir diesen Glauben auf, dann bliebe uns ja nichts, als die Verzweiflung. Ich suche überall nach Trostgründen. Ich finde sie auch in der Geschichte der Entwickelung des Kriegswesens. Die neue Tactik erfordert nicht mehr eine viele Jahre lange Vorbereitung der Soldaten. Sie giebt der Mehrzahl ein erstaunliches Uebergewicht über die Minderheit. Daraus schließe ich, daß in Zukunft alle Waffenfähige Soldat werden müssen, und daß, wenn ein Volk dies ernstlich will und thut, es jede feindliche Armee, die in sein Land einrückt, besiegen muß. Wenn die gegentheilige Kriegsverfassung die Ursache der despotischen Weltherrschaft und der Herabwürdigung der Nationen ist, so wird vielleicht diese eiserne Periode der Uebergang sein zur Herstellung volksthümlicher Wehr-

und freier Staats-Verfassungen und durch diese zur Wiedereinsetzung der bürgerlichen und patriotischen Tugend in ihre ewigen Rechte. So wäre dies denn das einzige Mittel, sowohl den pfahlbürgerlichen Egoismus (Particularismus), als den vaterlandslosen Kosmopolitismus zu stürzen und endlich aus den Trümmern kleiner, veralteter Länder (Territorien) wirkliche Nationalstaaten mit freier Verfassung hervorgehen zu machen. Dann wird man keine Sclaven mehr sehen, sondern wie zur Zeit unserer germanischen Ahnen wird jeder freie Mann im Felde die Waffen und in der gesetzgebenden Versammlung die Stimme führen."

Man sieht, der Prinz hat schon 1806 ein ziemlich deutliches Bild von dem deutschen Nationalstaat, wie er sich sechzig Jahre später zu bilden begann, und von dem Wehrsystem, das Scharnhorst 1808 in Preußen einführte. Freilich wechselt diese gehobene Stimmung, welche namentlich sich unmittelbar nach dem Empfang von Briefen seiner Mutter zeigt, mit dem Ausdruck der tiefsten Hoffnungslosigkeit, wenn die Anzeichen einer neuen Erhebung wieder in den Hintergrund treten. Dann aber ruft er wieder: „Ich fühle das Bedürfniß, an eine göttliche Gerechtigkeit zu glauben und die Weltregierung zu vertheidigen gegen den Schein, der allerdings augenblicklich wider sie spricht. Taugen auch meine Gründe nichts, nun, dann bin blos ich ein schlechter Advocat, aber meine Partei wird, wenn sie Recht hat, doch gewinnen. Es wird geschehen, was geschehen soll. Wir mögen es nun glauben oder nicht."

Man wird diese Gedanken doppelt hochschätzen, wenn man bedenkt, daß der Prinz nicht, wie um jene Zeit ein Fichte, oder ein Schleiermacher mitten in einer angeregten und anregenden großen Umgebung lebte, sondern in der vollständigsten geistigen Isolirung in einsamen Dörfern und Weilern; und daß er seine Briefe nicht in der ruhigen Behaglichkeit eines elegant und zweck-

mäßig eingerichteten Studirzimmers schrieb, sondern unter freiem Himmel, oder in der Schänke, auf der Trommel oder auf der Bank, auf ein formloses Stück Papier, das er bei einem Dorfkrämer ergattert — auf dem Marsche, während des Rasttages, in Unruhe und Aufregung, mitten in einem ewigen Wechsel von Lagen und Orten, welche letztere meist sehr trister Natur waren. Kommt er inzwischen einmal nach Wien, so ekelt ihn der dortige Leichtsinn an. „Man hat da", sagt er, „über eitel Lustbarkeiten die Politik und das Vaterland völlig vergessen. Angesichts der Schlange, welche ihn verschlingen will, hüpft, tanzt und pfeift dieser närrische Vogel. Wenn ich mir vorstelle, daß die untere Kinnlade der Schlange bereits in Dalmatien und die obere in Schlesien und Polen angelegt ist, so sehe ich das unglückliche Land schon ganz in ihrem Rachen." Dann geht Victor von Wien voll Unmuth wieder zurück nach Langenloys in Tirol, einem „wahren Rattenneste", wohin er in Folge von Denunciationen über Umgang mit einer dem Hofe mißliebigen Familie verbannt ist. Und wie lebt er in dem „Rattenneste"? So: „Ich dampfe den ganzen Tag zwischen monotonen Tannenwäldern meine Pfeife, lade zuweilen aus Verzweiflung Gäste ein, spiele mit ihnen ein Preferanzel (préférence), und wenn sie fort sind, freue ich mich, die langweiligen Gesichter wieder los zu sein."

* * *

Inzwischen hatten sich am Rhein die Geschicke des Fürstenthums Wied vollendet. Es ist nöthig, um ein vollständiges Bild aus der Zeit zu geben, daß ich die dortigen Ereignisse während der verhängnißvollen sieben Jahre von 1806 bis 1813 berühre, um dann den Faden der Erzählung der Kriegsfahrten unseres Helden mit 1808—9 wieder aufzunehmen.

Die Fürsten von Wied und die von Nassau waren bisher gleichberechtigte Mitstände im Reich. Jetzt wurden die Ersteren Unterthanen und die Letzteren Herrscher. Das nannte man

Mediatisiren. Es wurde von Napoleon im großartigsten Maßstabe betrieben zu Gunsten Derjenigen unter den kleinen Dynasten, welche sich ihm auf Gnade und Ungnade in die Arme geworfen hatten. Dem als Rheinbundsstaat neugebackenen Herzogthum Nassau wurden Stücke der geistlichen Kurfürstenthümer Trier, Köln und Mainz zugetheilt, und eine ganze Anzahl von reichsständigen und reichsritterschaftlichen Territorien (in Summa etwa zwanzig) wurden ihm einverleibt. Während Preußen die Debellirten von 1866 auf das Reichlichste dotirte, konnten sich die Mediatisirten von 1806 einer gleichen Gunst Seitens ihrer bisherigen Collegen und Mitfürsten nicht erfreuen. Die Regierungen der Rheinbundsstaaten, Napoleon gegenüber servil und demüthig bis zum Exceß, nahmen für ihre neugebildeten Territorien die despotisch-autokratischen Manieren ihres Protectors an. Sie schafften die Stände, wo deren noch waren, ab und definirten die von ihnen erworbene „Souverainität" als unumschränkte Gewalt im Innern. Während Napoleon mit Stiefel und Sporen auf ihnen herumtrampelte und sie wie dumme Jungen behandelte, suchten sie sich nach der andern Seite hin dadurch schadlos zu halten, daß sie, den Busen geschwellt von dem Vollgefühl ihrer jungen Souverainität, die armen Mediatisirten ihre ganze Allgewalt fühlen ließen. Man reducirte deren politische Rechte auf das Aeußerste und schraubte sie furchtbar bei der finanziellen Auseinandersetzung. Da nun außerdem schon der Krieg ihre Finanzen erschüttert hatte, so gingen Mehrere von ihnen völlig zu Grunde und der Fürst von Nassau brachte dann schließlich deren Grundeigenthum durch Kauf an sich.

Auch zwischen Nassau und Wied handelte es sich darum, die landesherrlichen Gerechtsame, Einkünfte und Gefälle des Hauses Wied von den standesherrlichen zu scheiden. Die ersteren gingen dann auf den neuen Souverain Nassau über; die letzteren verblieben bei Wied. Nun stellte Nassau die Theorie auf,

ursprünglich sei die Landeshoheit beim Kaiser gewesen, die Reichsbeamten, welche sich zu erblichen Territorialherren aufgeschwungen, hätten die Gerechtsame des Kaisers usurpirt, es müßte daher Alles für landesherrlich erklärt und auf den neuen Souverain übertragen werden. Diese Theorie ist ungerecht, denn jene Familien erhielten die Reichsämter und dann die Landeshoheit weil sie die größten Grundeigenthümer waren. Manche mögen wohl reich geworden sein, weil sie Fürsten waren. Die von Wied waren Fürsten geworden, weil sie von Haus aus reich waren. Die Theorie war aber auch praktisch unbillig und für das Haus Nassau gefährlich, sowohl 1813, als ihm selbst die Mediatisirung drohte, als auch 1866, wo sie eintrat. Denn nach diesem System hätte der Herzog Adolph von Nassau statt der siebzehn Millionen Gulden, welche ihm bei seiner Mediatisirung von Preußen zugewandt wurden und sein bisheriges Einkommen verdoppelten, gar nichts erhalten.

Kurz die Fürsten von Wied, von Solms-Braunfels und von Schaumburg, sowie die Grafen Leiningen, Bassenheim ꝛc., führten lebhafte Beschwerde über, wie sie sich ausdrückten, „das erbärmliche Benehmen, welches der Fürst von Nassau, zu dessen Gunsten sie mediatisirt wurden, in dieser trüben Periode ihnen gegenüber einzuhalten für gut befunden habe“ (Joh. Gust. Droysen, York's Leben, Bd. III, S. 199, Note). Aber natürlich Alles ohne Erfolg. Auch die Briefe, welche Prinz Victor in der Zeit von 1806 bis 1812 von den Seinigen erhält, enthalten die bittersten Klagen. Victor tröstet sie, man möge alle Trübsal über sich ergehen lassen, wenn sie nur zur Aufrichtung des deutschen Nationalstaates führe, welchem sämmtliche Reichsfürsten die nöthigen Opfer bringen müßten; denn ohne ihn seien sie ganz verloren.

Als das Jahr 1813 kam, glaubte Victor, die Rheinbundsstaaten, welche 1806 so ausgedehnt und erfolgreich mediatisirt

hatten, würden nun an die Reihe kommen, selbst mediatisirt zu werden. Denn alle die Gründe, welche sie 1806 für sich und ihr Verfahren angeführt hatten, paßten 1813 mit verdoppelter Gewalt gegen sie.

Das York'sche Corps war nach der Schlacht von Möckern bis nach Gießen vorgerückt, hatte dort etwas gerastet und marschirte dann am 7. November 1813 lahnabwärts. Der Fürst von Solms, 1806 ebenfalls mediatisirt, nahm auf seinem schönen Schlosse Braunfels, das in prachtvoller Waldeinsamkeit zwischen Wetzlar und Weilburg thront, den General York als seinen Gast auf und machte aus seinen Gefühlen gegen Nassau kein Hehl. Dann marschirte das Corps über den Taunus nach Wiesbaden; am 14. November 1813 kam es dort an. Der Herzog von Nassau nahm keine Notiz von York. Der finstere Isegrimm stieg in einem Hotel ab. Diesem gegenüber sah er einen militärischen Posten in einer französischen Uniform. „Was sind das für Leute?" — „Nassauer, Excellenz." — „Kenne keine Nassauer; der Posten soll sofort von meinen Truppen besetzt werden." Es geschah. Nun erschien ein Kammerherr des Herzogs von Nassau und bat, man möge doch den Posten den Truppen seines allerdurchlauchtigsten Herzogs und Herrn wieder zurückgeben. „Nein, es bleibt dabei." — „Aber diese Stadt gehört doch Seiner Durchlaucht dem Herzog von Nassau." — „Nassau? Habe einen solchen Namen, glaub' ich, schon gehört, aber unter den Rheinbundsleuten; unter den hohen Verbündeten wenigstens, für die ich marschire, giebt's keinen Herzog von Nassau, in deren Heer giebt's keine nassauischen Truppen. Kenne kein Nassau. Bleibt dabei." — „Aber Sie werden meinen allergnädigsten Herrn doch nicht absetzen wollen?" — „Leider habe ich noch keinen Befehl dazu, kann aber noch kommen." So York.

Am 30. November 1813 hielten die preußischen Officiere

einen Ball im Kursaal in Wiesbaden. Auch König Friedrich Wilhelm III. erschien. Der sonst so ernste Herr sah lächelnd zu, wie der Prinz Wilhelm von Preußen, der eiserne Isegrimm York, der alte Haudegen Blücher und der tolle Husar und Wagehals Katzeler mit einander in einer Quadrille tanzten. Der greise König Wilhelm I. erinnerte sich freundlich dieses Vorgangs, als ihm in diesem nämlichen Kursaal am 30. Juni 1867, mehr als ein halbes Säculum später, die neu erworbene Stadt Wiesbaden ihre enthusiastischen Huldigungen darbrachte.

Aus dem Mediatisiren aber wurde damals nichts. Oesterreich in Gemeinschaft mit den fremden Mächten widerstrebte einer jeden strammen verfassungsmäßigen Consolidirung Deutschlands. Es verurtheilte auch Wied, das ihm so viel geopfert, nassauisch zu bleiben.

Dem Fürsten Wied aber gelang es wenigstens, 1815 vermöge eines Landaustausches zwischen Preußen und Nassau von dem ihm so sehr verhaßten Rheinbundsstaat los und unter die Krone Preußen zu kommen. König Friedrich Wilhelm III. hatte ihm dies ausdrücklich versprochen; und er hielt Wort; nur zwei kleine wiedische Aemter, Selters und Runkel, blieben unter nassauischer Hoheit, um 1866 mit dem Uebrigen vereinigt zu werden. Das fürstliche Haus Wied nimmt nunmehr in der preußischen Monarchie die seinem Besitze, seinen Tugenden und dem Alter seines erlauchten Geschlechts entsprechende hohe Stellung ein und befindet sich wohl dabei. Es ist zurückgekehrt in die Würde des Gaugrafen, die es schon im elften Jahrhundert im Engers-Gau bekleidete, wo es das Banner des Kaisers führte und Niemand über sich hatte, als diesen. Während ich diese Worte niederschreibe, reitet der junge Fürst Wilhelm von Wied zur Seite des greisen Heldenkönigs Wilhelm zu Frankreich hinein.

Doch kehren wir von diesem Rück- und Vorblick von hoher

historischer Zinne aus wieder zurück zu den Zeiten der Fremdherrschaft, der Schmach und des Elends, zu dem erfolglosen Kriege, zu den Jahren 1808 und 1809, und vor Allem zu unserm unglücklichen Prinzen.

* * *

Prinz Victor harrte mit Sehnsucht auf eine neue Erhebung und wurde immer ungeduldiger bei seinem Preferanzspiel in dem tiefeingeschneiten Rattenneste Langenloys. Selbst auf einer Vergnügungsreise, welche er mit zwei Freunden (Colloredo und Löben) durch die Steierischen und die Stub-Alpen, die Radstadter Tauren und das Salzburgische nach dem Königssee macht (letzterer hieß damals noch Bartholomäisee, nach dem Kloster, das an seinen Gestaden in der Mitte liegt), kann er die Politik nicht aus dem Kopfe kriegen. Er schreibt: „Ich habe am Bartholomäisee eine Lawine von der höchsten Alpe am Watzmann herabstürzen sehen. Mich schauderte, wie ich sie mit jedem Schritt wachsen und immer unwiderstehlicher werden sah; allein ich wurde getröstet, als sie durch einen kleinen senkrechten Sturz über Felsen auf einmal in unzählige Stücke zersplitterte, zerstäubte und alle Kraft verlor. Die französische Lawinenpolitik hat den Nachtheil, daß man von ihr sagen kann: wie gewonnen, so zerronnen. Ich fühle es wohl, daß mein Gleichniß etwas hinkt; wenn wir uns aber nicht durch halbe Trostgründe aufrichten, wo würden wir ganze finden? . . . Es bleibt uns nichts weiter übrig, als uns ruhig im Stillen auf den Augenblick vorzubereiten, wo vielleicht durch nicht zu berechnende Wendungen des Schicksals unsere Erlösungsstunde herbeigeführt wird. Es ist tröstlich, zu sehen, wie das allgemeine Unglück in allen Gegenden von Deutschland den kleinlichen Provinzialgeist, den elenden Haß der Religionsparteien, sogar, wie mir scheint, die große Spaltung, die das nördliche vom südlichen Deutschland trennte, aufhebt. Oesterreich und Preußen lernen sich endlich

als Brüder des alten Deutschlands kennen: sie fangen an einzusehen, daß ihre bisherige Eifersucht die Ursache ihres Untergangs wird, die gemeinschaftliche Schmach tilgt jedes andere Gefühl, und ich glaube, daß große Resultate entstehen werden, wenn der aufgeblasene Uebermuth unserer Unterdrücker diese glückliche Stimmung wird zur Reife gebracht haben."

Er folgt mit Aufmerksamkeit den Dingen in Spanien. „Was sagen Sie zu unseren katholischen Spartanern auf der Pyrenäischen Halbinsel? — Wir könnten es gerade so machen; allein seit Prinz Louis Ferdinand dahin ist, weiß ich nicht, wer das Signal geben soll." — „Das Beispiel von Spanien ist für Jedermann ein Beweis ad hominem, daß auch wir Deutsche, wenn wir Alle einig sind, es nicht zu dulden, gar nicht unterjocht werden können."

Prinz Victor bricht in Jubel aus, als am 2. Februar 1809 der französische Gesandte Wien verläßt und die Eröffnung des Kriegs bevorsteht. Allein bei dem System der Spionage und der handwerksmäßigen Verletzung des Briefgeheimnisses, das die Franzosen in Deutschland eingeführt haben, ist die äußerste Vorsicht geboten. Wenn man einen Buchhändler Palm erschießt, weil er ein patriotisches Buch (ohne es zu lesen) verkauft hat, warum soll man nicht eine deutsche Fürstin erschießen, deren Sohn in der feindlichen Armee dient und die mit diesem patriotische Briefe wechselt? Der Duc d'Enghien war ja auch ein Fürst und man ließ ihn doch erschießen.

Der schalkhafte Geist, mit welchem von nun an Victor in seinen Briefen Politik und Krieg in andere Formen, namentlich in Handels- und sonstige Geschäfte, einkleidet, ist wirklich bezaubernd.

So schreibt er am 8. März 1809 aus Böhmen: „Da unser Credit so sehr gesunken war und uns ein schrecklicher Bankerott drohte, so hat der Chef unserer Handelsgesellschaft (der Kaiser)

eine Generalversammlung nach Böhmen ausgeschrieben, wohin sich denn auch alle Mitglieder (Armee) begeben haben. Ich bewohne mit meiner Familie (Compagnie) das Dorf Przozorsow. Wahrscheinlich wird mich unser Handelsgeschäft bald nach Frankfurt am Main führen, wo ich Sie zu sehen hoffe. Wir werden denn auch dort die bekannte Komödiantengesellschaft (der Rheinbundsfürsten) besuchen. Wehe ihnen, wenn sie ihre Rolle nicht gelernt haben."

Allein auch diese Hoffnung verwirklichte sich nicht. Der Prinz marschirt über Budweis, Linz nach Eckmühl. Dort verlieren am 22. April 1809 die Oesterreicher die Schlacht. Auf dem Rückzuge kämpfend wird der Prinz schwer verwundet und geärth in französische Gefangenschaft. Das „Oesterreichische Archiv für Staats- und Kriegskunst", Märzheft von 1811, erzählt den Hergang so:

„Bei dem unglücklichen Rückzug des österreichischen Heeres nach Regensburg im April 1809 erreichte die französische Reiterei das Infanterieregiment Erzherzog Karl, dessen Nachtrab die Compagnie des Prinzen von Wied-Neuwied bildete. Trotz der hundertfachen Uebermacht der Feinde widersetzte sich derselbe mit einem Muth, der eines deutschen Prinzen würdig war Von seiner Mannschaft in diesem hartnäckigen Kampfe getrennt, vertheidigte er sich allein gegen eine Schaar der ihn umgebenden Reiter. Die Feinde bieten ihm Pardon an; „kein Pardon!" ruft er ihnen entgegen, indem er sie durch Spott zu reizen und den Tod zu finden sucht. Sein Degen wird zersplittert, er greift nach einem auf der Erde liegenden Gewehr, doch — von einem gewaltigen Säbelhieb getroffen, sinkt er zu Boden. Kaum sieht der Feldwebel Thomas Fenzel seinen Hauptmann fallen, als er sich wüthend unter die Feinde stürzt, zwei tödtet, dem dritten das Bajonett in die Brust stößt, aber auch in demselben Augenblick durch einen heftigen Schwertschlag betäubt an der

Seite des Prinzen niedersinkt. Als Fenzel nach einer Weile von seiner Betäubung sich erholte, war die Rettung seines geliebten Hauptmanns sein erster Gedanke. Die eigene Wunde nicht achtend, löste er sich sein Halstuch auf, verband die gefährliche Kopfwunde des Prinzen und brachte es durch seine rastlosen Bemühungen dahin, daß dieser aus seiner Ohnmacht wieder erwachte. Die erbitterten Feinde wollten nun beide Helden gewaltsam von einander trennen, aber Fenzel, seinen Hauptmann umfassend, rief den französischen Reitern zu: „Morden könnt Ihr mich, aber nicht trennen.“ Diese Entschlossenheit flößte auch den Feinden Ehrfurcht ein, und der Prinz, auf den Arm seines treuen Waffenbruders gestützt, wurde nach Egloffsheim zu dem Kronprinzen von Baiern gebracht, der ihn in seinem Wagen mitnahm und durch seinen Leibarzt verbinden ließ. Fenzel, der seinen Hauptmann nun gerettet wußte, ranzionirte sich selbst und erschien wieder beim Regiment, wenige Tage vor der Schlacht bei Aspern, um die Gefahren und Lorbeeren dieser merkwürdigen Tage mit seinen Waffenbrüdern zu theilen.“

Der Kronprinz von Baiern, welches Land während dieser ganzen Zeit, als Rheinbundsstaat, auf der Seite der Fremdherrschaft steht, brachte Victor nach Landshut, wo er ihn der Fürsorge des geschickten chirurgischen Professors Tiedemann übergab. Von da meldet der Prinz sein Mißgeschick am 29. April 1809 der Mutter. Der Herausgeber der Briefe macht zu diesem kurzen Schreiben vom 29. April die Anmerkung: „Man sieht es diesem Briefe an, daß der Prinz sich alle Mühe gegeben hat, die Schwere seiner Kopfwunde zu verhehlen; die Schrift unterscheidet sich sehr von der der anderen Briefe; sie zeigt eine langsamere, deutlichere und steifere Hand.“ Victor bemüht sich, die Verwundung als möglichst unbedeutend darzustellen. Sie war es nicht. Obgleich ihn Tiedemann trefflich behandelte und

heilte, so erhielt doch die Nase eine wesentlich veränderte Form und

„Ehrenröslein purpurfarben
Prangten im Gesicht die Narben",

in diesem bisher fast allzu zarten und feinen Gesicht. Mitte Mai meldet er seiner bekümmerten Mutter: „Die Eiterung hört auf. Die Kopfwunden beginnen zu heilen. Der Stich im Arm ist beinahe ganz geheilt. Wirklich habe ich oft daran gedacht, ob nicht bei diesem ganzen Vorfall eine unsichtbare Hand zu walten schien, die mir auf eine gewaltsame Art wider meinen Willen das Leben rettete. Das Schlimmste ist nur, daß Sie, beste Mutter, sich geängstigt haben."

Victor ist nun Gefangener auf Ehrenwort in Landshut. Er ist unglücklich, daß ihm die fernere Theilnahme an dem Befreiungskampfe unmöglich gemacht ist, allein er tröstet sich mit dem Gedanken, bald ausgewechselt zu werden, mit seinen angenehmen Beziehungen zu dem von Savigny'schen Hause und mit wissenschaftlichen Beschäftigungen. Auf einmal wird er, ohne daß man ihm nur den geringsten Grund mittheilt, auf deutschem Boden von französischen Soldaten gepackt, drei Wochen lang eingesteckt und dann forttransportirt. Zunächst nach Augsburg, wo man ihn „gleich einem gemeinen Verbrecher in einen Thurm wirft und ihm eine Schildwache vor die verschlossene Thür stellt", dann nach der Citadelle von Straßburg, wo er mit einem piemontesischen General in einer engen Zelle gemeinschaftlich gefangen gehalten wird. Hier sitzt er vom 10. Juli bis zum 24. December 1809, ohne daß er verhört oder ihm nur die geringste Mittheilung über die Ursache dieser, bei einem kriegsgefangenen Officier so auffallenden Behandlung gemacht wird. Der Commandeur der Festung weiß selbst nichts und beruft sich auf „höhere Ordre". Glücklicherweise ist er wenigstens ein humaner Mann, er erlaubt dem Prinzen, sich, natürlich auf

eigene Kosten, eine bessere Beköstigung in die Zelle kommen zu lassen und, worauf dieser mehr Werth legt, mit seiner Mutter zu correspondiren. Natürlich muß er in seinen Briefen in Betreff der Politik die äußerste Zurückhaltung beobachten, ohne jedoch seine Gefühle ganz unterdrücken zu können. Am 3. August 1809 schreibt er: „Schon ewig lange, theuerste Mutter, kommt mir die Zeit vor, in der ich kein Sterbenswörtchen mehr von Ihnen gelesen habe. Ich fürchte, daß mein letzter Brief, den ich gleich nach meiner Ankunft auf der Citadelle, am 18. Juli, an den Bruder August schrieb, nicht angekommen ist. Wann wird dieser elende Zustand, dies Lebendigbegrabensein, enden? Der schöne Sommer verstreicht und ich habe ihn nur durch eiserne Gitter gesehen. Vor meinem Fenster stehen ein paar hohe Platanen, die mir ihren duftigen Schatten zuwerfen. Aber dieser schöne Anblick macht mir mein Gefängniß nur noch peinlicher. Ach, es giebt kein höheres Gut, als die Freiheit. Leute, die uns trösten wollen, bringen uns öfters die Nachricht, daß der Friede zwischen Oesterreich und Frankreich geschlossen sei. Ein schöner Trost. Warum aber hält man mich, selbst nach geschlossenem Frieden, noch gefangen? Und wenn man mich frei läßt, wird man mich gefangen bis an die österreichische Grenze escortiren, oder mich gehen lassen, wohin ich will? Der Zug meines Herzens folgt dem Vater Rhein in seinem Laufe zu Euch und zu der Heimath. Wie ganz anders müssen Sie diesen Sommer zugebracht haben, als ich. Unser Jägervolk (die Brüder) besonders, wenn es in stolzer Freiheit unsere herrlichen Wälder durchstreift, mag sich doch wol bisweilen des Eingemauerten erinnern, der in seinem öden, halb baufälligen Kerker dem Tanze der Ratten und der Mäuse traurig zusieht. An solcher Gesellschaft fehlt es mir nicht; und wenn ich nach ihrer Corpulenz urtheilen darf, so glaube ich, daß ihre Feistheit mit der unserer Hirsche zusammentrifft. Ich führe Journal über sie

so gut wie jene Jäger über ihre Hirsche. Mein Leibgehege ist ein alter Schrank. Drin treiben sie ihr Unwesen toller, als in Buchsieb's Revier."

Endlich gegen Ende September 1809, wird Victor der Haft entlassen. Man macht ihm nachträglich die kahle Ausrede vor, das Verfahren gegen ihn beruhe auf Verwechselung mit einer andern Person, welche die Bevölkerung des Vorarlberg (West-Tyrol) aufgewiegelt habe. In Wirklichkeit hat man aber wohl an einem deutschen Prinzen, welcher mehr Ehrgefühl und activen Patriotismus zeigte, als damals mancher Andere seines Gleichen, ein abschreckendes Beispiel statuiren wollen. Als er endlich nach geschlossenem Frieden direct und persönlich von Oesterreich reclamirt wurde, konnte man ihn nicht länger festhalten.

Der Prinz eilte sofort nach seiner Freilassung den Rhein hinunter. Am 27. September 1809 lag er in den Armen seiner Mutter, bleich, abgezehrt, das Gesicht noch entstellt durch die Narben; und als er nun Abends wieder, wie damals im September 1801, in dem grünen Eckstübchen am Fenster stand und die sich am Fuße des Schlosses brechende Welle des Rheins murmeln hörte, und das schöne alte Engers-Gau vor sich liegen sah, beleuchtet von den sanften Strahlen der untergehenden Herbstsonne — da seufzte er: „Ach, das sind nun acht Jahre, daß ich hier meinen Schwur that; und die Sonne der Freiheit ist noch nicht wieder aufgegangen über den deutschen Ländern." Aber er wurde nicht irre und nicht müde in ausharrendem Kampfe.

* * *

Es litt ihn jedoch nicht in dem Rheinbundsland, woselbst auf dem lachendsten Gefilde der düstere Schatten der despotischen Fremdherrschaft lag, und wo er schon seiner Familie wegen allerlei Rücksichten nehmen mußte, welche ihm tief in sein stolzes und freies Herz hineinschnitten. Selbst die geliebte Mutter

suchte ihn vergeblich an die Heimath zu fesseln. Er bestand darauf, er müsse nach Oesterreich, um dort seine Angelegenheiten zu ordnen. Auch könnte man am Ende wohl Napoleon zutrauen, daß er ihn in Neuwied gefangen nehmen, oder gar à la Palm tractiren ließ. Es war an einem feuchten und kalten Decembermorgen (7. Dec. 1809): als die Fürstin ihr liebstes Kind zum Portal des Schloßhofes hinausreiten, als sie noch einmal den Zipfel seines Mantels um die Ecke flattern sah, da wollte ihr das Mutterherz schier vor Weh zerspringen. Mit unwiderstehlicher Gewalt erfaßte sie in diesem Augenblicke die bange Ahnung: „Das war das letzte Mal, Du siehst ihn nicht wieder; o, daß Du ihn ziehen ließest."

Acht Tage darauf kam, datirt von Eger in Böhmen, ein frischer fröhlicher Brief von ihm, welcher anhob:

„Im Jubelton verkünde ich Ihnen, meine beste Mutter, daß ich das unschätzbare Asyl eines unschuldigen, d. h. von der Knechtschaft des Corsen noch nicht entehrten Landes erreicht habe und nun hohnlachend meine Feinde herausfordern darf. Meine Reise ging vollkommen glücklich von Statten, bis auf einige Sachen, die ich längs der Straße ausstreute, wie meine löbliche Gewohnheit schon lange ist. Ein Schnupftuch, eine Pistole, ein Handschuh, mein künstlicher Tabacksbeutel gehören zu der Aussaat, die ich unterwegs machte und von welchen eine reiche Ernte zu hoffen ist."

Der Wiener Friede am 14. October 1809 hatte für Oesterreich das Maß des Unglücks vollgemacht. Auch in der Verwaltung merkte man den Druck. „Jedermann", so klagt der tapfere Prinz in seinem von Wien, 6. Januar 1810 datirten Briefe, „giebt mir die schmeichelhaftesten Beweise von Achtung und Theilnahme; allein, das Alles dient nur dazu, mich bei den Herren, welche jetzt regieren, gründlich verhaßt zu machen; ich werde nicht einmal Major!"

Da gedeiht denn der Plan, den er schon lange im Herzen trug (schon damals, als er in seinem frühern Briefe der Spanier gedachte) zur vollständigen Reife. Er schreibt seiner Mutter, er wolle seinen Abschied nehmen und eine Reise nach dem Orient machen: „Bei meiner Passion für schöne Gegenden, für Culturstudien, für das Reisen, ist das ja doch sehr natürlich."

Allein das Mutterauge sieht scharf. Die Fürstin erkennt sofort, daß der Weg über den Orient nach Spanien führt. Sie schreibt ihm das, sie theilt ihm ihr Bedenken mit, vielleicht sei seine spanische Begleitung nicht zahlreich genug, oder er finde dort keine zuverlässigen Leute, jedenfalls möge er, wenn er gehe, den treuen Anton Buchsieb mitnehmen. Das ist der fürstliche Jäger, den wir in der Schmiede zu Marau kennen lernten. Er hat den Prinzen nach Wien begleitet und bleibt von nun an in Treuen bei ihm bis in den Tod.

Victor reicht seine Entlassung ein. Man sieht ihn ungern scheiden. Der Kaiser macht ihn zum Major und verabschiedet ihn sehr gnädig. Victor legt den Namen eines Prinzen von Wied ab und nennt sich von nun an Graf Braunsberg. Braunsberg ist eine Burgruine in der Nähe von Neuwied. Nach diesem Schlosse hatten sich früher seine Ahnen, die Grafen im Engersgau, benannt. Er durfte den Namen Wied nicht führen. Denn er war ja seit 1806 Unterthan eines Rheinbundstaates und im Rheinbund herrschte in Wirklichkeit nur Napoleon. Die sehr betonte „Souveränität" der Rheinbundsfürsten war die reine Spiegelfechterei. Die Fürsten von Wied waren Unterthanen der Fürsten von Nassau geworden. Letztere stellten ihr Contingent Napoleon I., der es auf den Schlachtfeldern Europas bluten ließ. Augenblicklich hatte er es nach Spanien geschleppt, wo es blieb bis zum Untergang der napoleonischen Herrlichkeit. Gegen diese „nassauischen Landsleute" und anderweitige Rheinbundsdeutsche mußte Victor, wie schon 1809 in Süddeutschland,

so nun auch in Spanien fechten. Erkannte man ihn in Spanien als Rheinbundunterthanen, dann hängte man ihn, womit die Franzosen in Spanien überhaupt damals außerordentlich freigebig waren. Außerdem aber würde Napoleon seine Rache an dem ganzen Haus Wied ausgelassen haben. Mindestens hätte er dessen Vermögen confiscirt, wie er es ja auch mit dem Reichsfreiherrn Karl vom Stein that. Deshalb von nun: Graf Victor Braunsberg. Wie Stein nach Rußland, so ging Victor nach Spanien.

Braunsberg also reiste am 1. Februar 1810 von Wien ab. Es ging durch Ungarn, durch Bulgarien, über den hochbeschneiten unwegsamen Balkan, durch Rumelien nach Stambul. Dann von Konstantinopel nach Smyrna und Malta. Endlich von Malta nach Cadix. Die Briefe, welche Victor von Orsowa, von Pera, von Smyrna und Malta nach Hause schreibt, verdienen gelesen zu werden. Sie zeigen ein bedeutendes Geschick zu Beobachtung und Schilderung und ein in der Schule des Lebens früh gereiftes Urtheil. Wir können uns jedoch hier bei diesen Reiseberichten nicht aufhalten.

Erst im Juli 1810 langt der Prinz in Cadix an. Seine Reise von Wien bis dahin hat fünf Monate gedauert: die Fahrt von Malta nach Cadix, mit Inbegriff der Quarantaine an dem erstgenannten Orte, dauerte neun bis zehn Wochen. Unterwegs entging man nur mit knapper Noth einem Barbareskenschiff, das die Reisenden, wenn es sie fing, nach Algier oder Tunis in die Sclaverei geführt haben würde.

In Cadix trifft er österreichische und preußische Officiere, welche in gleicher Absicht wie er das letzte Schlachtfeld aufgesucht haben, wo die Freiheit noch gegen Napoleon kämpft; darunter zwei Herren von Hirschfeld, wovon der ältere in Spanien als Rittmeister gefallen, der jüngere, wenn ich nicht irre 1862, als hochgeachteter Commandeur des rheinpreußischen Armeecorps nach einem thatenreichen Leben gestorben ist.

Erst Ende 1810 erreichte Victor das Ziel seiner Wünsche. Er wurde als Obristlieutenant dem Generalstab des Obersten Sarsfield beigegeben. Sarsfield war von irischer Abkunft, aber in Spanien geboren. Er hat sich in dem spanischen Kriege als kühner Heerführer ausgezeichnet und ist, zum General und dann zum Feldmarschall avancirt, später im spanischen Bürgerkriege durch Karlisten meuchlings ermordet worden.

Der dem Lande aufgezwungene und dann fortgejagte corsische König Joseph sitzt wieder in Madrid und Napoleon I. hat Spanien seit October 1809 mit einer neuen Armee von 200,000 Mann überschwemmt. Gleichwohl war es nicht gelungen, sich des Landes zu bemächtigen. Marschirten heute die Franzosen (mit inbegriffen die Rheinbunds-Deutschen) ab, so erhob sich morgen an diesem Orte wieder der Aufstand; und da sie nicht überall zugleich sein konnten, so machten sie im Ganzen keine sonderlichen Fortschritte; was sie hier gewonnen, verloren sie dort wieder.

Der Schauplatz des Generals Sarsfield und des Oberstlieutenants, später Oberst-Brigadiers Braunsberg während des Jahres 1811 war vorzugsweise Catalonien und dessen Festungen Tortosa, Taragona, Figueras und der auch durch Alexander von Humboldt bekannte Monte serrato. Zuweilen warf man sich auch in das Gebirge und einmal machte man sogar einen Ausfall über Dengettes in das französische Gebiet nach der Festung Mont Louis, und zwar von Puigcerda in den Pyrenäen aus. Große Feldschlachten kamen natürlich nicht vor. Aber der Krieg, bald in dem Schnee und Eis des Grenzgebirges, bald auf den heißen und wasserarmen Ebenen des Innern, war ebenso reich an Entbehrungen und Strapazen, wie an Gefahren. Die Franzosen, mißmuthig über den Mangel an Erfolg, wutherfüllt durch die ewigen Angriffe Seitens einzelner Abtheilungen der spanischen Truppen und der Guerillabanden, streiften auch die letzten

menschlichen Rücksichten ab. Sie führten nicht mehr Krieg, sondern hielten Jagd auf Menschen, bei der sie tödteten, was ihnen in die Hände fiel. Die Guerilleros suchten mit ihnen an Unmenschlichkeit zu wetteifern. Wäre den Franzosen der Oberstlieutenant Braunsberg in die Hände gefallen und hätten sie erfahren, wer sich hinter diesem Namen verbarg, so würden sie sicherlich ein blutiges Exempel statuirt haben. Das Incognito wurde denn auch strengstens festgehalten. Außer dem treuen Anton kannte Niemand des Prinzen Namen und Herkunft, nicht einmal Sarsfield.

Der Prinz stieg immer höher in des letztern Achtung. Der General vertraute ihm die Führung einer Brigade an, welche halb aus Wallonen und halb aus Schweizern zusammengesetzt war.

Victor schrieb öfters nach Hause, aber nur wenige Briefe kamen an. In diesen suchte er nach Möglichkeit das Gefahrvolle seiner Lage zu bemänteln und immer ist es, auch unter spanischem Himmel, das deutsche Vaterland, welches vorzugsweise den Gegenstand seiner Gedanken, Sorgen und Wünsche abgiebt.

Von dem Hause Habsburg, das so oft seine Erwartungen getäuscht, von einer Wiederaufrichtung des alten deutschen Reichs durch diese Dynastie will er nun nichts mehr wissen. „Können wir", so schreibt er aus Spanien, „dieses alte Haus denn nun einmal nicht mehr repariren, so reißen wir es lieber ein und bauen ein neues mit neuen Kräften und in einem bessern Geschmacke. Es ist ja natürlich, daß wir den Einsturz einer so alten Wohnung, unter deren schirmendem Dache wir aufgewachsen sind, betrauern. Allein, wenn wir es recht bedenken, dann war das Gebäude (des alten Reichs unter Habsburg) doch nachgerade zu eng und zu beschränkend für uns geworden. Sie wundern sich vielleicht, theuerste Mutter, eine solche Phrase von mir zu hören; allein, ich war immer zuerst und vor Allem Deutscher, und dann erst Oesterreicher."

Von dem bereits genannten Puigcerda (in den Pyrenäen) schreibt er am 7. August 1811 folgenden Brief an die verwittwete Fürstin:

„Meine beste, theuerste Mutter!

„Ich habe zwar erst vor einigen Tagen an August (seinen ältern Bruder, den Fürsten) geschrieben; da sich aber jetzt gerade eine Gelegenheit findet, so benutze ich sie, um Ihnen gleich wieder Nachricht von mir zu geben. Wir haben einige beschwerte Tage gehabt, hochmächtige Bergrücken überstiegen, im Monat August in diesen südlichen Gegenden vor Kälte geschnattert, und befinden uns jetzt gerade auf der Grenze beider Reiche, in einem breiten lachenden Thale voller Dörfer, wo die Berge zur Linken französisch, die zur Rechten spanisch sind. Hier stehen wir im Lager, eine Stunde vom Feinde entfernt, und ich schreibe Ihnen in einem Bauernhause, wo Alles lärmt und brauset, so gut ich kann, kurz, schlecht und confus. Der Krieg, den wir hier führen, ist mehr mit großen Beschwerden verknüpft, als gefährlich. Wir ziehen beständig in hohen Gebirgen umher und schlagen uns ziemlich selten, weil beide Theile nur wenig Leute haben und ökonomisch mit ihnen sind. Wenn man aber auf einander trifft, so wird erbittert und lebhaft gefochten, ganz nach dem Charakter der beiden kriegführenden Nationen; man hält dabei nicht so hartnäckig an, wie in unseren nordischen Gefechten, macht auch bei unglücklichen Fällen keine so regelmäßigen Rückzüge, kurz, Alles ist hier schnell und lebhaft, der Angriff wie der Rückzug. — Die Hitze ist in den Thälern, wie Sie leicht denken können, sehr groß, doch aber bin ich noch immer gesund dabei geblieben. Ueberhaupt waltete bis jetzt eine schützende Macht über mir, die mich öfters schon beinahe wunderbar vom sichern Verderben gerettet hat. Das giebt mir denn die Hoffnung, daß ich noch einst Sie, beste, theuerste Mutter, und alle Geschwister und

Freunde im theuren Vaterlande umarmen werde. Täglich wird meine Sehnsucht dorthin größer. Sie glauben nicht, was für ein Unterschied zwischen Deutschland und dieser Gegend ist. Natur, Menschen, Sitten, Alles ist verschieden. Die hohen, kahlen Berge der Pyrenäen mit den fürchterlichen Felsenwänden, mit hier und dort zerstreuten finstern steinernen Häusern machen einen melancholischen Eindruck, während die Thäler Treibhäusern gleichen, wo die Natur sich erschöpft, um die ganze Fülle ihrer Kraft zu zeigen. Da ist kein Fleck, der nicht dicht bewachsen wäre von unzähligen Pflanzen verschiedener Art, an welchen sich mächtige Weinstöcke in die Höhe ranken und mit ihren Zweigen das ganze Berceau schließen, so daß man oft das Rauschen eines Baches hört, ohne ihn vor Zweigen und Blättern sehen zu können. Unabsehbare Massen von breitblätterigen Aloen, hoch überragt von den schlanken Palmen, die zum Theil wie ungeheure Büsche von Schwungfedern aussehen, indische Feigen, zu großen Bäumen aufgewachsen, und zwischen ihnen zerstreut grell weiße Häuser, gewähren einen überraschenden Anblick. Köstliche Früchte bieten sich überall dar, um den brennenden Durst zu löschen, der den Reisenden quält. Das Alles hat man; und doch kann ich Sie versichern, daß in meinen Augen diese so üppigen Reize der Natur gegen die ländischen, malerischen Gegenden des Nordens nicht zu vergleichen sind. Man vermißt unsere ehrwürdigen frischen Eichen- und Buchenhaine, unsere lieblichen Wiesenthäler, unsere freundlichen Dörfer — das Alles fehlt. Die Menschen harmoniren mit der Natur. Die heiße Sonne reift sie schnell an Körper und Geist und vollendet alle ihre Formen bis zu einem wunderbaren Grade. Da sieht man auch sonderbare Trachten; die Weiber, von Körperbau meist zu dick, sind alle schwarz gekleidet, etwas braun von Farbe, haben aber wunderschöne Augen. Da ich nicht mit ihnen sprechen kann, so kenne ich sie wenig. Zu allen praktischen Geschäften haben

sie, wie die Männer, eine unglaubliche Geschicklichkeit und Leichtigkeit; doch scheint diese ganze lustige Race fast ohne Vernunft und ohne Herz geboren zu sein. Den Krieg führen sie mit Eifer, weil er sie amusirt; doch muß man bei ihnen keine großen Motive suchen. Da ist nicht Einer, der umfassende An- und Aussichten hätte; Alles bewegt sich nach elenden Zielen. Dessenungeachtet findet man in Spanien noch sehr viel Gothisches, Altechtdeutsches. Ihre eiserne Beharrlichkeit ist sonst den lateinischen Völkern nicht eigen; sie ist von germanischer Herkunft und die Stütze der spanischen Freiheit. — Es lebe Deutschland! Täglich fühle ich mehr die Vorzüge unserer Nation vor allen übrigen und werde immer stolzer, ein Deutscher zu sein. Wollte der Himmel, daß ich doch recht bald wieder zurückkommen könnte! Dann würde ich Ihnen ausführlich meine bunten Schicksale erzählen, vor Allem aber Ihnen und allen Freunden sagen, wie herzlich und innig Sie liebt Ihr ewig treuer Victor."

Das ist der letzte Brief, den die Fürstin-Wittwe von ihrem Sohne erhält. Das Jahr 1811 geht zu Ende. Das Jahr 1812 ist beinahe abgelaufen. Keine Nachricht. Man tröstet sich in Neuwied mit Möglichkeiten. Es sind auch bisher schon Briefe von beiden Seiten verloren gegangen, oder weggefangen worden; denn die geheime Polizei Napoleon's, die des Briefgeheimnisses spottet, hielt das continentale Europa umkrallt. Vielleicht auch ist der Prinz gefangen; und da im Osten, aus den Schneewüsten Rußlands her, die Freiheit zu tagen beginnt, so hofft man ein baldiges Ende der Gefangenschaft, in welcher ihn hoffentlich sein Incognito gegen unwürdige Behandlung und Standrecht schützt.

Da werden plötzlich — es mag im Anfang 1813 gewesen sein — diese Illusionen gestört durch ein Schreiben des Handlungshauses in Cadix, welches bisher die Correspondenz vermittelt hatte. Es meldete, der Prinz sei schon Anfangs 1812 in Catalonien gefallen; ein Engländer, Arthur Wavell, Obrist in der

spanischen Armee, habe die Nachricht aus des General Sarsfield eigenem Munde; man habe sich weiter informirt, ehe man sich zur Meldung der Trauerbotschaft entschlossen, allein dieselbe sei leider nur zu wahr und werde von allen Seiten bestätigt.

Die Ahnung der Mutter hatte sich demnach als richtig erwiesen.

Victor war, ein Fremder in der Fremde, gefallen. Selbst seine intimsten Kriegscameraden kannten ihn nur unter dem Namen „Braunsberg". Sie wußten nicht, wer er war. Sie dachten nur, er ist „Jemandes Liebling", wie es in dem schönen englischen Gedichte der Miß Lacoste heißt, das ich nicht umhin kann, in einer möglichst getreuen Uebertragung hierhin zu setzen. Es lautet so:

Dort in den weiten, hellen Saal,
Wo sich an Todte die Sterbenden reihn,
Niedergestreckt von feindlichem Stahl —
Trägt man Jemandes Liebling hinein;
Jemandes Liebling! so jung und so brav;
Sieh, auf dem bleichen, stillen Gesicht,
Während er schlummert den letzten Schlaf,
Leuchtet noch rosig der Kindheit Licht.

Wirr und feucht ist der Locken Pracht,
Die um der Stirne Schnee sich schlingt;
Bleich sind die Lippen; die Todesnacht
Leis' auf den Liebling niedersinkt.
Streiche die Locken mit weicher Hand
Ihm aus dem schönen Antlitz zurück;
Falt' ihm die Hände als Gnadenpfand,
Mit ihm stirbt ja Jemandes Glück.

Küsse den Jüngling an Jemandes Statt,
Flüstre ein leises, betendes Wort;
Nimm für den, der geliebt ihn hat,
Eine der goldenen Locken mit fort.
Jemandes Hand hat sie geweiht;
War es die Mutterhand weich und mild, —
Hat sie der Schwester Kuß gefeit,
Die sein liebliches Ebenbild? —

Gott nur weiß es! Für Jemandes Herz
War er das Leben, der Stolz und das Glück.
Jemand trug betend ihn himmelwärts,
Früh und spät mit leuchtendem Blick.

Jemand weinte, als fort er ging,
Fort in den Kampf für's Vaterland;
Jemand segnend sein Haupt umfing,
Jemand drückte ihm scheidend die Hand.
Jemand wartet nun Tag um Tag,
Jemand hofft, daß er wieder kehrt:
Doch kein Sehnen ihn wecken mag,
Seliger Friede sein Antlitz verklärt. —
Senke weinend ins Grab hinein
Seiner Jugend liebliche Zier,
Grabe die Inschrift auf den Stein:
„Jemandes Liebling ruhet hier!“ —

* * *

Zum Schluß finden wir uns wieder in der Schmiede zu Marau, von welcher wir ausgingen. Es ist Ende März 1814. In der „Obenauf-Stube“ des Meisters Hann-Jost — so nannte man das im obern Stockwerk gelegene, für seltene Gelegenheiten reservirte Besuchzimmer des rheinisch-fränkischen Bauern — sitzen zwei ernsthafte Leute bei einem Glase Wein. Meister Hann-Jost ist noch dieselbe riesige Gestalt, nur ist er noch sehniger und knochiger, noch ernsthafter und schweigsamer geworden. Die buschigen Brauen über seinen tiefen grauen Augen sind weiß geworden seit den dreizehn Jahren. Man hat ihm inzwischen seinen einzigen Sohn weggenommen und unter die Rheinbunds-Truppen gesteckt. Er ist mit nach Rußland geschleppt worden. Seitdem hat man nichts mehr von ihm gehört. Unter Denen, welche zurückkehrten, war er nicht. Er war also wohl geblieben. Ob er in den Schneefeldern erfroren, oder in der Beresina ertrunken war — man wußte es nicht. Ob er ein ehrliches Begräbniß gefunden, oder ob ihn die russischen Wölfe gefressen hatten, — das machte seinem Vater schwere Sorgen. Wenn es ein Trost wäre, Gefährten im Unglück zu haben, so durfte Meister Hann-Jost sich sagen, daß es seinem Bruder, der in einem andern Dorf wohnte, nicht besser ergangen. Dessen Sohn, auch ein einziger, war nach Spanien geschleppt worden; auch er war nicht

wieder gekommen. Wenn die beiden Brüder zusammenkamen, dann sagten sie sich: Unsere Söhne sind todt, ja schlimmer als todt, sie sind „verschollen“. Wenn wir zwei Alten die Augen zugethan haben, dann werden die sportel- und schreiblustigen Beamten kommen und unser Vermögen aufnehmen; sie werden das sogenannte „Verschollenheits-Verfahren“ einleiten; sie werden unsere beiderseitigen einzigen Söhne öffentlich auffordern, sich zur Erbschaft zu melden; aus der sonnverbrannten kahlen Hochebene Spaniens, aus der schneebedeckten Tiefebene Rußlands werden schwerlich Meldungen eingehen; man wird dann protocolliren, registriren, controliren, edictaliter citiren, rescribiren, interloquiren u. s. w., bis die Schmiede des einen und das schöne Bauerngut des andern Bruders draufgegangen ist. Freilich hatte nun endlich das Geschick den Frevler Napoleon erreicht, der so viele Existenzen vernichtet. Es war in dem russischen Winter über ihn hereingebrochen, und in diesem Augenblicke — so hieß es — marschirten die hohen Alliirten auf Paris los, um ihm vollends den Garaus zu machen. Das war eine kleine Genugthuung für den trauernden Vater, allein, es konnte den Sohn nicht unter die Lebenden zurückrufen und seinen Kummer nicht stillen.

Meister Hann-Jost, welcher sich zur Ruhe gesetzt und das Geschäft an seinen Schwiegersohn abgegeben hatte, hörte, daß Anton Buchsieb, der ehemalige Förster in Schmitthahn, vor Kurzem erst aus Spanien zurückgekehrt sei und der Fürstin von Wied und deren Söhnen die Trauerbotschaft von dem Tode des Prinzen Victor von Wied überbracht habe. Er hatte den Förster bitten lassen, gelegentlich bei ihm vorzusprechen. Er wollte ihn befragen über das Schicksal seines Neffen, er wollte Trost suchen in der Erzählung von den tapferen Thaten und dem heldenmüthigen Ende des Prinzen Victor.

Nun saß Anton Buchsieb bei ihm „auf der Obenaufstube“.

Der fürstliche Jäger hatte sich nicht weniger verändert, als der Schmiedemeister. Er trug einen kurzgestutzten militärischen Schnurrbart. Sein vormals so volles Haupthaar war zwar schwarz geblieben, aber dünn geworden. Das ehedem so frische Gesicht, roth und weiß wie Milch und Blut, hatte eine dunkle fast bronceartige Färbung angenommen. Die frühere fette Fülle und Rundung war verschwunden. Der ganze Mann bestand nur noch aus Sehnen und Muskeln. Die lebhaften Augen waren von hundert Falten umgeben und das Haar an den Schläfen war weiß.

Ueber den Neffen des Meisters Hann-Jost hatte der Förster Buchsieb keine Auskunft zu geben vermocht, als höchstens die, daß wohl kaum ein Zweifel darüber obwalten könne, er sei todt. Jetzt war er daran, dem Schmiedemeister von dem Hingang des Prinzen Victor von Wied, der sich in Spanien Graf Braunsberg nannte, zu erzählen.

„So rückten wir ewig hin und her mit unserer Division, die der General Sarsfield commandirte. Wir suchten den Franzosen so viel Schaden wie möglich zu thun. Leider waren die, welche man Franzosen nannte, auch oft gute Deutsche, oder wenn man's richtig sagen sollte, schlechte Deutsche. Aber was konnten die armen Jungen dazu, daß sie ihre Landesväter zu Hause dem Bonaparte für Geld und Gunst verschachert hatten. Nun, Gott Lob und Dank, das hat jetzt aufgehört. Also den Franzosen thaten wir allen Bedrang an. Daneben aber mußten wir uns auch unserer eignen Haut wehren und es ging uns herzlich schlecht manchmal. Waffen, Montur und Stiefel wurden immer mangelhafter. Zu Essen und zu Trinken hatten wir auch oft nichts. Die Hauptsache war, daß wir uns in Verbindung hielten mit ein Paar kleinen Festungen, welche die Spanier noch inne hatten, und dann auf der andern Seite mit dem Meer, von wo uns die Engländer die Hand reichten. Unter den

Festungen freilich dürft Ihr Euch nichts Großes vorstellen. Da war z. B. eine darunter, die hieß der Monte serrato, d. h. der zackige oder der zersägte Berg. Der steigt mitten in dem Flachland steil in die Höhe, und wenn die Sonne untergeht, wirft er seinen langen Schatten weit über Land und Meer. Der Berg hat hunderte von Kegeln, Spitzen, Zacken und Kanten und in halber Höhe ist er tief eingebaucht und da liegt ein Kloster. Oft kann man nur über steile Steinstufen oder über Leitern weiter kommen. Aus diesem Berg und Kloster nun hatten wir eine Festung gemacht, die wir hielten, verloren und wieder eroberten. Könnt Euch denken, Meister Hann-Jost, was das ein Stück Arbeit war; und dann hieß es plötzlich wieder: Nun, auf zur See, und zwar im Eilmarsch, daß wir das englische Schiff noch ertappen, sonst wären wir auf unserm Zackenberge verhungert. Die Franzosen aber suchten uns von der See abzuschneiden. Es war am 26. Januar 1812, also jetzt schon länger als zwei Jahre, da erhielten wir Kundschaft, sie lägen in San Felio. Wir gedachten sie dort aufzuheben. Morgens um 4 Uhr, es war am 27., stiegen wir leise vom Bergrücken herunter, um sie unten zu überfallen. Aber es ging langsam. Denn der Abhang war bedeckt mit Weinbergen, und der Weinstock wuchert dort ganz anders, als bei uns, so daß man gar nicht durch kann. Wir mußten also auf dem Wege bleiben. Der Weg war enge und lief zwischen zwei hohen Mauern, wie's dort Sitte ist. Der Prinz mit seinen Schweizern und Wallonen war an der Spitze. Er war überhaupt beim Avanciren stets der Erste, beim Retiriren der Letzte. Es war fast unheimlich, wie wir so, lautlos wie Gespenster, im Dunkel zwischen den Mauern durchkrochen, und oben wehten die Weinranken über uns undeutlich und schwarz, wie Trauerflöre.

„Aber wir hatten uns verrechnet. Als wir an das Dorf herankamen, empfingen uns die Franzosen mit Schüssen. Sie

waren schon alarmirt. Wir schossen wieder. Aber die Wuth war zu groß. Wir griffen alsbald beiderseits zum Bajonett und nun auf einander los in der finstern Nacht. Wir machten viel Gefangene. Prinz Victor ließ sie durch Officiere von den Schweizern zurückschaffen und dort den Wallonen übergeben. Aber Gott weiß, wie's zuging. Die Wallonen verstanden die Schweizer nicht. Wenn der Prinz nicht überall war und dollmetschte, dann gab's oft Confusion. Auch war das Getümmel und das Gemenge sehr groß in der Nacht. Kurz, die Gefangenen machten sich wieder los und fielen uns in den Rücken. Die Franzosen hatten's auf unsern Prinzen gepackt. Sie hatten ihn (für die Wallonen) französisch commandiren hören, und nun war der Teufel los. Sie glaubten, er sei ein Franzose und wollten den verrätherischen Landsmann bestrafen. Ich sah wie der Prinz an zwei Stellen im Gesicht blutete, es waren Bajonnetstiche. Dann kam ich von ihm ab. Denn ich war natürlich nur zu Fuß. Er und der General Sarsfield sprengten wieder voraus. Was nun folgt, das habe ich nicht selbst gesehen. Aber der Bursche des Generals, der aus der Schweiz war und gleich gut Deutsch und Französisch sprach, hat's mit erlebt und hat mir's gleich danach erzählt. Der General und Prinz Victor hatten sich zu weit vorgewagt: denn Einer war so tollkühn wie der Andere. Sie wurden durch französische Cavallerie abgeschnitten. Die Spitzbuben rissen sie von den Pferden, warfen sie zur Erde, durchsuchten ihre Schärpen und Gürtel nach Geld und entwaffneten sie. Sie waren Gefangene. Prinz Victor wollte unserm General was Tröstliches sagen. Nun müßt Ihr aber wissen, der General verstand kein Deutsch (oder nur sehr wenig) und der Prinz kein Spanisch. Sie mußten daher Französisch mit einander sprechen. Kaum aber hatte der Prinz ein Paar Worte auf Französisch zu dem General gesagt, da springt einer von den gottverdammten Bösewichtern auf den Prinzen los,

schreit auf Französisch: „Hund verfluchter, Du bist also doch ein Franzose; nimm Das, Verräther!“ und schießt ihn mitten durch die Brust. Die Kugel war gerade oberhalb der Herzgrube hinein- und hinten wieder herausgegangen. Sie war mitten durch die Lunge gefahren.

„Wir Anderen aber waren unterdeß nicht faul gewesen. Wir warfen uns wie wüthend auf die Franzosen, schlugen sie in die Flucht und machten die Gefangenen wieder frei. Ich stürzte mich über meinen guten Herrn. Aber es war zu spät. Das Blut war ihm aus Mund und Nase geflossen und er lag da kalt und steif, wie todt. Aber der Puls ging noch. Einige Wallonen und ich trugen ihn in das nächste Haus von San Felio. Wir machten dort ein gehöriges Feuer und wie es warm wurde, kam er auch wieder zu sich. Der Arzt erschien und machte dem Prinzen Hoffnung. Aber als ich ihn hinausbegleitete, da warf er mir einen Blick zu, so traurig, als wollte er sagen: „Anton, nun ist Alles aus.“ Er konnte es aber nicht über's Herz und über den Mund bringen; denn wir Alle und er auch, hatten unsern armen Prinzen gar zu lieb. Der Doctor hatte ihm das Sprechen verboten. Kaum war ich aber wieder im Zimmer, da fragte er mich leise: „Anton, wie steht das Gefecht?“ Ich sagte: Die Franzosen habens verspielt. Da lächelte er still und gab mir die Hand. Kurz danach kam ein Geistlicher herein, den die Schweizer bei sich hatten. Der schwatzte meinem guten Herrn einen Haufen Zeug vor von Tod und Hölle und Höllenstrafen und wer weiß was, und wollte ihm die letzte Oelung geben. Zuletzt sah mich der Prinz so schmerzlich an, daß ich dem Priester sagte: „Hochwürden, laßt das doch sein, wir sind ja Protestanten.“ Da schrie er: Dann hat er's ja gerade erst recht nöthig, um dem Höllenpfuhl zu entgehen. Da sah mich der Prinz zum zweiten Male so schmerzhaft an, daß ich wüthend wurde und

den Priester zum Haus hinauswarf. Nun hatten wir Ruhe. Danach aber kamen die höheren Officiere und auch der General, der die Franzosen inzwischen noch verfolgt hatte. Und der General befahl, daß wir nach Castello Tersole marschiren sollten, wo bessere Wohnung und Pflege war für unsern Prinzen. Wir machten eine Tragbahre und trugen ihn, ich und die Wallonen. Als wir aber nahe am Ort waren, da lösten uns der General selbst ab und die hohen Officiere. So lieb hatten sie unsern Prinzen. Dann blieb der General noch lange bei ihm am Bette sitzen und sie sprachen noch leise miteinander, aber auf Französisch das ich nicht verstand. Ich hörte aber, wie die arme zerschossene Lunge des Prinzen beim Sprechen keuchte und wie die Luft aus der offenen Wunde pfiff, und ich verrichtete ein stilles Gebet. Als der General fort war, kamen noch viele Officiere. Aber der Prinz konnte nicht mit ihnen sprechen; er hatte furchtbare Schmerzen. Gegen Abend wurde es ihm scheinbar etwas besser, wenigstens ließen die Schmerzen nach. Ich sagte: Courage, gnädigster Herr, es scheint sich wieder zu machen. Er faßte meine Hand mit seinen beiden Händen und sagte: „Anton, laß das. Du weißt es so gut wie ich: Ich muß sterben. Ich danke Dir für Deine Lieb' und Treue in Noth und Tod. Meine gute Mutter wird es Dir lohnen. Geh nach Hause zu meiner Mutter und zu meinen Geschwistern. Sag' ihnen, meine letzten Gedanken in diesem irdischen Leben seien bei ihnen gewesen. Bei ihnen und bei meinem Vaterlande, auf dessen Erlösung von der Knechtschaft ich hoffe, wie auf meine eigene Erlösung und ewige Glückseligkeit. Es lebe Deutschland!" Dann wandte er leise den Kopf nach der andern Seite. Er hatte wohl wieder schwere Schmerzen vom Sprechen. Oder wollte er damit sagen: Jetzt will ich Ruhe haben, jetzt geht es an's Sterben? Das war um elf Uhr Abends. Eine halbe Stunde später verlangte er etwas zu trinken. Ich richtete ihn im Bette ein wenig auf, hielt ihn mit dem rechten

Arm und reichte ihm mit dem linken eine Schale mit Hühnerbrühe. Er schluckte ein wenig, dann wurde er mir so schwer im Arm, und wie ich sah, war er todt. Ich legte ihn leise wieder nieder. Da lag er wie ein Engel. Wenn das Gesicht nicht verhauen und verstochen gewesen wäre, hätte man ihn für einen zwanzigjährigen Burschen oder gar für ein Mädchen halten können, so zart und fein war sein gutes Gesicht. Die klugen und treuen blauen Augen waren nun glanzlos und über der bleichen Stirn lagen die blonden Locken ein wenig feucht von dem Fieber. Ich wachte die Nacht durch und betete viel und dachte an die arme Frau Fürstin zu Hause. Denn Victor war ihr Herzblatt. Am andern Morgen mußte ich zum General, um Meldung zu machen. Er lag noch im Bette. Wie er hörte, daß der Prinz todt sei, zog er die Decke über das Gesicht und ich hörte ihn darunter leise weinen, so bitterlich, wie ein Kind; und das war sonst seine Art nicht. Denn er war ein Mann von Stahl und Eisen. Dann aber rief er seinen Burschen herein, den Schweizer, der diente als Dolmetsch. Denn der General sprach Französisch und ich Deutsch. Ich mußte ihm Alles erzählen, wie es zu Ende gegangen; und ich sagte ihm nun auch, wer mein Herr eigentlich war, und warum er sich hatte Braunsberg genannt. Und dem General rollten abermals die Thränen in den Bart. Am andern Tage haben wir meinen Herrn mit allen militärischen Ehren beigesetzt in der Gruft der Kirche zu Tersole. Da ruht er noch. Seine Familie aber will seine Asche in die Heimath herüber holen.

„Der General Sarsfield sagte mir nun, ich solle bei ihm bleiben, in Spanien; er wolle mich gleich zum Wachtmeister machen und das Weitere werde sich finden; wenn ich mich jetzt durch Frankreich durchschlagen wolle, riskire ich jeden Tag dreimal meinen Hals, und über England gehe es nicht mehr von wegen der Sperre; wie mir's zu Haus in Deutschland gehe, wo

Napoleon noch die Gewalt habe, das wisse man auch nicht. Ich aber sagte ihm, ich habe es meinem todten Herrn in die Hand versprochen, der Fürstin seine letzten Grüße zu bringen und da müsse ich Wort halten und wenn es den Kopf koste. Das sah er denn auch ein. Er beschenkte mich reichlich mit Reisegeld und gab mir einen Passierschein, daß ich durch konnte durch die spanischen Truppen. Als ich aber in die Pyrenäen kam, sah ich ein, daß ich so nicht hinüber konnte nach Frankreich. Ich schloß mich zeitweise einzelnen spanischen Truppenkörpern an, weil es hieß, man wolle einfallen nach Frankreich. Aber das war auch nichts. Nachdem ich nun lange vergeblich da herum gelungert hatte und mein Geld drohte, zu Ende zu gehen, da beschloß ich um jeden Preis den Uebergang zu riskiren und zwar zwischen Puigcerda, Dengettes und Mont-Louis, wo ich mit meinem gnädigen Herrn selig schon gewesen war und die Gegend genau kannte. Kaum aber hatte ich das verwünschte Franzosenland betreten, da fingen sie mich auch schon. Denn ich wußte mir nicht zu helfen mit ihrer wälschen Sprache. Sie zwangen mich Dienste zu nehmen und steckten mich in ein fremdes Regiment, das Anfangs in Lille stand und später in Holland. So mußte ich nach dem Tode meines Herrn noch zwei Jahre lang in der Fremde umherirren und ich will lieber die nämliche Zeit noch einmal in der Hölle zubringen, als in einem solchen Hundeleben. Das Regiment bestand aus allerhand zusammengelaufenem Volk und die französischen Officiere behandelten uns schlimmer als Sclaven. Als es aber in Holland ruchtbar wurde, daß die Preußen im Anmarsche seien, da liefen unsere Officiere fort; und sie thaten wohl daran, denn hätten sie uns in's Gefecht geführt, wir hätten auf sie zuerst Feuer gegeben. Wir Soldaten gingen auseinander, ein Jeder wohin er wollte. Ich wäre am liebsten gleich zu den Preußen gegangen, weil sie mit Macht vorwärts marschirten nach Paris, wo ich mich hoffte an meinen Peinigern

zu rächen. Aber wenn ich an meines seligen Herrn bleiches Gesicht, an seinen letzten Händedruck und seine letzten Worte dachte, dann sagte ich mir, wie damals in Castel Tersol: Vor Allem mußt Du thun, was Du ihm hast versprochen. So ging ich denn nach Neuwied. Den Jammer, den es da gab, den könnt Ihr Euch denken.

„Meister Hann-Jost, erinnert Ihr Euch noch, wie mein gnädiger Herr selig vor dreizehn Jahren als junges Blut in Eurer Schmiede war? Wir waren des Wolkenbruchs halber untergetreten, und Ihr gabt damals dem dicken Pfaffen die Antwort über den kalten Schlag, den man nicht um des eigenen Vortheils, sondern um des gemeinen Wesens willen thut. Da hat der Prinz Victor seinen Entschluß gefaßt, und er ist ihm treu geblieben bis zum letzten Hauche. Und als er nun in Spanien todt in meinen Armen lag, da war ich so traurig im Herzen und dachte: O, Du guter gnädiger Herr, so hast Du Dein jung' frisch' Leben lassen müssen im fremden Lande und unter fremden Menschen, fern von Mutter und Geschwistern und der schönen rheinischen Heimath. Du hast Alles geopfert und es hat Alles nichts geholfen. Was Du gethan und gelebt, ist nur ein kalter Schlag gewesen, und der böse Feind geht noch brüllend in der Welt herum.

„Aber heute ist es anders. Der Schlag hat gezündet; und wenn einmal das ganze Deutschland unter einem Oberhaupte geeinigt da steht, das starke Schwert in der Hand zum Schutze den Guten, zum Trutze den Schlechten, dann kann ich mit Stolz und Freude sagen: Da hat der Prinz Victor den Grund zu legen helfen; wir sind dabei gewesen, da man den ersten Schlag gethan, der den Feind unseres Vaterlands an die Kette genietet. Und deshalb war sein Leben nicht verloren. Und das Eures Sohnes und Eures Neffen ist es auch nicht. Sie haben zwar die Morgensonne der Freiheit nicht mit eigenen Augen erblickt,

aber sie sind gestorben in dem Glauben an die Unaufhaltbarkeit ihres Laufes."

„Ihr Andenken sei gesegnet", sagte Meister Hann-Jost und sie ließen die Gläser klingen zum Gedächtniß und zur Ehre der Todten.

---

# Deutsche in Paris.

1865—1870.

Erlebnisse eines rheinischen Juristen.

## I.

## Ein Reichsverfassungskämpfer von 1849.

Wenn ich eine Geschichte erzähle, welche zum größeren Theile in Paris spielt, so kann ich dem deutschen Leser im Voraus zu seiner Beruhigung sagen, daß ich ihn nicht in jenes „Pariser Leben" einführen will, von welchem Paul Féval vor einigen Jahren schrieb: „Der Puls von Paris hat 125 Schläge in der Minute; für Andere wäre das ein hitziges Fieber, aber Paris befindet sich vollkommen wohl dabei." Beiläufig bemerkt, ist Herr Féval in Betreff des „Wohlbefindens" jetzt vielleicht auch anderer Meinung.

Ich will berichten von ehrlichem deutschem Blut in Paris, das, durch polizei- und kleinstaatliches Elend aus Deutschland vertrieben, bei den Wälschen zwar Brot, aber auch Knechtschaft und Mißhandlung fand, und nun, von den brandenden Wogen der Verzweiflung zurückgeworfen an die deutsche Küste, endlich in dem Vaterlande dasjenige Maß bürgerlicher und wirthschaftlicher Freiheit antreffen wird, dessen Mangel bisher jährlich Tausende von uns ins Ausland trieb.

Ich folge bei meiner Erzählung der Angabe eines jungen rheinpreußischen Justizbeamten und lasse ihn selbst berichten.

Es war im Frühjahre 1865. Ich hatte meine akademische Laufbahn beendigt und der juristische Dekan der Universität X. hatte mir feierlich alle Privilegien eines Doctors beider Rechte, soweit es deren überhaupt giebt, — „omnia, si quae sint, doctoris jura,“ sagte der alte Witzbold — übertragen. Mein Vater fand es zweckmäßig, daß ich „zum Zwecke meiner weiteren Ausbildung“ noch ein halbes Jahr in Paris zubringe; und ich hatte nichts dagegen einzuwenden. Ich stürzte mich jedoch keineswegs, wie jener blödsinnige schwedische Baron, einfach kopfüber „in den Strudel rein“, sondern verfuhr nach guter deutscher Sitte vorsichtig und systematisch. Zunächst miethete ich mir in der Rue des marais Porte St. Martin in einem Hotel garni ein bescheidenes Wohn- und ditto Schlafzimmer, die nicht weniger als 92 Stufen über dem Straßenpflaster erhoben waren. Glücklicherweise stand in jedem Stockwerk auf der Treppe eine rohrgeflochtene Ruhebank, welche man zu Erholungspausen bei dieser Bergbesteigung benutzen konnte, wenn man Nachts um 12 oder 1 Uhr nach Hause kam, müde und erschöpft von all dem Rennen und Laufen des Tages.

Der Concierge des Hotel garni war ein Deutscher, und zwar eine typische Figur, ein Unversöhnlicher von Achtzehnhundert neun und vierzig, in der Politik ein Stoiker, im Leben beinahe so etwas wie ein Epikuräer. Seine Heimath war jenes schöne fränkisch-alemannische Land, welches jetzt die bairische Rheinprovinz benannt, aber von Alters her mit dem Wahlspruch: „Fröhlich Pfalz, Gott erhalt's“ begrüßt wird. Er trug einen großen braunen Vollbart und mühte sich, möglichst martialische Gesichter zu schneiden, aber es half nichts; das leichtlebige heitere Naturell des Pfälzers brach immer wieder durch. Sonst stets heiter und gefällig, zeigte er mir gegenüber Anfangs

eine gewisse Abneigung oder wenigstens Zurückhaltung. Ich hatte in das Buch des Hotels „Preußen" als meine Heimath eingetragen, und der gute Schambatist (Jean Baptist), wie er sich nannte, der sonst keinem Kind etwas zu Leid that, haßte die Preußen, oder bildete sich wenigstens ein, sie zu hassen. Nach und nach gelang es mir jedoch, sein Vertrauen zu gewinnen und endlich schüttete er mir sein Herz aus. Er hatte damals gerade ein Viertelöhmchen Traminer aus seiner Pfälzer Heimath bezogen; denn er gab immer noch, obgleich schon 16 Jahre in Paris, dem weißen Wein aus Deutschland vor „all diesem verdammten, rothen Pariser Gemansch und Gepantsch" den Vorzug. Er winkte mich in seine Loge hinein, setzte mir ein Glas Traminer vor und begann dann ein Gespräch, in dessen Verlauf er sich etwa so explicirte:

— Sehen Sie, Herr Doctor, wenn ich Anfangs kälter gegen Sie war, wie's sonst meine Art ist, so will ich Ihnen jetzt auch sagen, warum. Wissen Sie, ich stamme aus einer politischen Familie ab. Schon mein Großvater war ein strammer Republikaner. Ich habe ihn noch gekannt. Aus den wenigen grauen Haaren, die ihm in seinem hohen Alter geblieben waren, hatte er sich ein niedliches Zöpfchen gebunden, das er trug, so lang wie er lebte. Wir Enkel mußten oft lachen über die wunderlichen Sprünge und Tänze, welche das kleine Ding auf dem ehrlichen krummen Buckel meines Großvaters vollführte. Aber sonst hatten wir den größten Respect vor ihm; denn er war ein Republikaner von Eisen und Stahl, und dabei treu wie Gold. Er schwor nicht höher als bei den großen Prinzipien von 1789; und wie es an's Sterben ging, da verordnete er noch, daß ihm die „Erklärung der Menschenrechte" mit in das Grab gegeben würde. In diesen Grundsätzen ist auch mein Vater aufgewachsen. Ueberall wo was los war, da war er dabei. Wie ich confirmirt war, nahm er auch mich mit. Denn, sagte er, was ein

Dorn werden will, das muß sich bei Zeiten spitzen. Das erste Mal, wo ich dabei war, — ich weiß es noch, als wär's gestern — das war am 27. Mai 1831 auf dem Hambacher Schlößchen bei Neustadt an der Hardt, das sie jetzt die Maxburg nennen. Alles, was freisinnig war, aus Baden, Rheinbaiern, Rheinhessen und anderen Ländern, war da zusammengeströmt; auch Franzosen waren da und ein Korps edler Polen mit einer großen florumhüllten Fahne, auf der man den weißen Adler sah. Auch Frauen und Jungfrauen waren gekommen, und statt wie sonst die Männer zurückzuhalten, fachten sie nun den Patriotismus nur noch zu helleren Flammen an. Da waren die Herren Wirth und Siebenpfeiffer und andere junge Doctoren, so in Ihrem Alter. Das waren aber — nehmen Sie mir's nicht übel — andere Kerls als Sie, der Sie auch schon viel von dem altklugen und regelmäßigen preußischen Wesen angenommen haben, obgleich Sie ein Rheinisches Kind sind wie ich. Das hätten Sie sehen sollen, da war Alles Feuer und Flamme: Alles in Sturm, im Rausch der Begeisterung. Siebenpfeiffer hielt Ihnen da eine Rede, da ballten sich unwillkürlich alle Fäuste wider die Tyrannen und deren erbärmliche Schergen der Gewalt. Und dann kam Dr. Wirth, der machte es noch besser; der sprach von der deutschen Einheit, wobei uns die Franzosen nichts helfen könnten, das müßten wir selbst und allein machen. Mit letzterem war freilich mein Vater nicht einverstanden; auf dem Heimweg sagte er mir: „Freilich, Schweinevolk sind die Franzosen, aber wir bringens ohne Die nicht fertig, die Feinde der Freiheit sind zu mächtig in Deutschland.“ Aber sonst war die Rede des Dr. Wirth so schön, daß kein Auge trocken blieb; und besonders die Frauenzimmer hatten so viel Thränen vergossen, daß sie aufs Letzte gar nicht mehr ordentlich mit den Taschentüchern weben konnten; denn sie waren zu naß. Wir sangen das „Fersichten zum Land hinaus!“, die Marseillaise,

die schönsten Polenlieder, wie „Weißer Adler, theurer, fliege" und „Denkst Du daran" und „Fordre Niemand mein Schicksal zu hören"; wir ließen das freie Deutschland, die Polen und die Helden der Juli-Revolution leben; bei jedem Toaste stimmte die Musik ein, wir schrieen Hoch und küßten uns und fraternisirten mit einander. Ich selbst habe, trotz meiner Jugend, mit einem alten Polen, der nur noch ein Auge, aber dafür einen desto längeren weißen Schnurrbart hatte, — er hing auf beiden Seiten herunter bis auf die Brust — damals Schmollis getrunken. Und dann gingen wir ruhig nach Hause, wie's soliden Leuten zukommt. Aber gab das einen Lärm! Alle, die gesprochen hatten, wurden eingesteckt, und noch viele andere dazu. Auch mein Vater wurde in das Gefängniß geworfen. Er war beschuldigt, die Fahne mit dem weißen Adler geschwenkt und geschrieen zu haben: „Nieder mit dem russischen Eisbären!" was eine Majestätsbeleidigung wider einen befreundeten und verbündeten Monarchen sein sollte. Zum Glück stellte sich's heraus, daß es ein Anderer gethan. Mein Vater kam nach zehn Wochen wieder los. Aber seitdem war er gezeichnet. War irgendwo was los von freisinniger Politik, dann griff man zuerst ihn, als wenn sich das ganz von selbst verstände. Im April 1833 war das Frankfurter Attentat, wo die Studenten die Hauptwache stürmten und an der Stelle des Bundestages selbst das Regiment über Deutschland führen wollten. Das Eine gerieth, aber das Andere nicht. Kaum wollten die Studenten anfangen, in Frankfurt zu regieren, da kamen die preußischen Soldaten aus der Bundesfestung Mainz und machten der Geschichte ein Ende. Von den Attentätern wurden einige eingesteckt und die andern versprengt. Einer der Versprengten suchte Schutz bei uns; er hatte eine gute Empfehlung von einem sicheren Manne in Mannheim, und wenn er auch keine gehabt hätte, wir hätten ihn doch genommen, denn er war ein zu liebes junges Studen-

tenblut, als daß man seinen Kopf mit den treuherzigen blauen Augen und den blonden Locken dem Henker hätte preisgeben dürfen. In unserem Mitleid und unserer Gutherzigkeit hatten wir uns aber gar nicht überlegt, daß der junge Mann nirgends schlechter aufgehoben sein konnte, als gerade bei uns. Es dauerte denn auch keine drei Tage, da kamen die Gensd'armen vor unser Haus geritten, und hinter ihnen fuhr ein Wagen, darauf lagen schon Handschellen und andere Ketten. Die Gensd'armen gingen, als wenn sie es gewußt hätten, gerade auf das Stübchen im Dachgiebel los, wo wir unsern Flüchtling verborgen hatten. Es hatte nur ein kleines Fenster, und das hatte der Weinstock mit seine Ranken und Blättern fast ganz zugesponnen. Sie griffen den Studenten und dann streckte der Wachtmeister seine Hand nach meinem Vater aus und sagte: „der da muß auch mit." Ich fragte, denn ich war 15 Jahre alt und schon ein großer Schlingel, was die denn verbrochen hätten? Da schnauzte mir der Gensd'armerie-Wachtmeister zu: „das geht so einen dummen Jungen nichts an, der noch nicht trocken hinter den Ohren ist; ich verhafte sie auf Befehl der Bundescentral-Untersuchungs-Commission, welche von Preußen, Oesterreich und den andern hohen Regierungen eingesetzt ist, um den Rebellen den Garaus zu machen." Ueberall die gottverdammten Preußen, brummte ich; mein Vater aber sagte: „Es ist nicht das erste Mal, daß sie mich einstecken, und wird auch nicht das letzte Mal sein." Dann mußte er und der Student auf den Karren steigen, und sie machten ihnen gleich mit den Handschellen die Hände auf dem Rücken fest, so daß uns mein armer Vater nicht einmal mehr die Hand reichen konnte. Als der Gaul vor dem Karren anzog, da blickte er uns noch einmal so tief und schmerzhaft an, als wenn er sagen wollte, es sei das letzte Mal. Dann rief er: „Wie's auch kommt, haltet Euch brav, und Du besonders, Schambatist." Dann warf er mit einem Ruck den

Kopf herum nach der andern Seite, als wolle er uns nicht mehr sehen, oder damit ihm das Herz nicht zu weich werde. Denn das Pläsir hätte er dem groben Wachtmeister nicht gegönnt, daß der ihn hätt' greinen sehn. Ich sah meinen Vater nicht wieder. Was sie mit ihm gemacht haben, weiß ich nicht. Meine Mutter erhielt ein amtliches Schreiben, er habe sich im Gefängniß erhängt. Sie eilte hin, und verlangte die Leiche heraus, um ihr wenigstens ein ehrliches Begräbniß angedeihen zu lassen. Die sei längst zerschnitten, hieß es, denn die Leichen der Selbstmörder die gehörten den medicinischen Professoren, die sie öffnen und zerstückeln müssen, um dabei für ihre Wissenschaft zu profitiren. Damit war die Sache aus, und alles Bittstellern und Beschwerdeführen half nichts. Anfangs bekamen wir auf jede der Bittschriften — sie kosteten uns ein schweres Geld, das wir an einen hungrigen Gerichtsschreiber zahlten, der sie uns machte — wenigstens eine schriftliche Antwort, welche allemal endete mit den Worten: „Steht nicht zu willfahren; von Rechtswegen." Dann erhielten wir eine Verfügung, die Behörde sei unser Geschreibes müde, und werde uns gar keine Antwort mehr geben, sondern alle „Eingaben ad acta verschreiben." Wir ließen uns aber nicht irre machen und supplicirten weiter. Da kam die Antwort, wenn wir nun nicht Ruhe hielten, dann würden wir wegen muth- und böswilligen Querulirens in Prison gesteckt. Da hielten wir Ruhe. Ach hätten nur sie auch uns Ruhe gelassen. Aber da kam eine Rechnung für Haft- und Untersuchungskosten und wer weiß was. Die konnten wir nicht bezahlen, es wurden uns unser Häuschen, unsere Aecker und unsere Weinberge versteigert, und wir mußten unter fremde Leute gehen. Meine Mutter hat's nicht lange ausgehalten. Sie ist im Spital gestorben; und noch auf dem Todesbette hat sie zu mir — ich war ihr Jüngster und das Herzblättle — gesagt: Glaub's nicht, Schambatist, glaub's den Kerls nicht, dein Vater hat sich nicht

umgebracht, dazu war er zu brav und zu christlich; bald werde ich vor Gottes Richterstuhle stehen, da werde ich ihn wiedersehen, da werde ich hören, was seine Peiniger mit ihm gemacht haben, und wir werden gemeinsam Klage erheben, und die wird unser Herrgott anders behandeln, als hier das schlechte Schreibervolk unsere Suppliken.“ Was aber das Studentchen anlangt, so habe ich später gehört, sie hätten's zum Tode verurtheilt, aber doch nicht geköpft, sondern zu lebenslänglicher Festung begnadigt. Der Student scheint aber den Tod vorgezogen zu haben; denn er ist bald danach auf der Festung gestorben. Seine Eltern, obgleich sie nicht reich waren, schickten meiner armen Mutter so lange sie lebte, ein Stück Geld, und wollten auch nachher mich noch unterstützen; ich aber dankte ihnen von Herzen und sagte, ich hätt's nicht nöthig. Ein Wirth in Neustadt nahm sich meiner an. Ich half Anfangs nur dem Hausknecht und besorgte die Schweine. Nach und nach aber wuchs mein Wirkungskreis. Ich war überall, im Stall, in Haus und Hof und im Keller. Im Sommer fuhr ich meistens die Fremden, welche die Pfalz bereisten, theils nach Dürkheim, wo sie auf die Abtei Limburg, theils nach Landau, wo sie auf die Madenburg, theils nach Anweiler, wo sie auf den Trifels stiegen. Das gab schöne Trinkgelder, und ich lernte dabei mit allerhand Volk herumzukommen und zu verkehren; das kam mir später in der Fremde besonders zu Statten. Die übrige Jahreszeit hatte ich hauptsächlich in den Weinbergen und im Keller zu thun und mein Herr, der auch ein in der Wolle gefärbter Liberaler war, vertraute mir stets das Beste an, was er hatte. So habe ich ihm treu und in Ehren gedient, bis in das Frühjahr 1843; da starb er an einem Schlag; denn der junge Wein von 1842 war, so süß er schmeckte, doch ein mörderischer Geselle, vor dem man sich in Acht nehmen konnte, und mein guter Herr hatte sich nicht in Acht genommen.

— A bah, Herr Doctor, unterbrach sich der ehrliche Concierge, als er sah, daß ich plötzlich mit einer Art Schrecken das Weinglas auf den Tisch niedersetzte, — a bah, das da das ist 1859er Forster Traminer, der ist sechs Jahre alt und vollständig firn, vor dem brauchen Sie sich nicht zu fürchten. — Wir stießen mit einander an. Der Concierge wischte sich die Weinreste aus seinem großen Bart und fuhr dann fort zu erzählen:

— Ich führte nun beinahe ganz allein die Wirthschaft. Denn unsere Frau hatte sich nie viel darum gekümmert, und wie nun das Jahr Achtundvierzig kam, und es im Hause etwas toll und wild zuging, da bekam unsere Frau die Wirthschaft satt; denn Söhne hatte sie nicht und die Töchter hatten sich alle schon nach auswärts verheirathet. Das Hotel wurde verkauft. Mir aber ließ sie zu einem sehr billigen Preis ein kleines Haus mit großer Stallung, wo ich eine Fuhrmannswirthschaft eröffnete, die viel profitabler ist, als ein Hotel für feine Herrn, denn die Fuhrleute leben gut, lassen ein schönes Stück Geld draufgehen und machen wegen der Bedienung keine Ansprüche. Ich selbst hatte mir ein Sümmchen gespart; ich heirathete ein braves Mädchen, eine Waise, die auch Etwas hatte, ich war damals dreißig Jahre alt und sie neunzehn; wir hatten unsere Wirthschaft billig gekauft, sie ging sehr gut; ich war ein angesehener und bekannter Mann im Orte. Meine Frau und ich, wir glaubten, wir seien nun im Hafen. Aber es sollte anders kommen. Und daran waren abermals diese Preußen Schuld, Ihre Landsleute, Herr Doctor.

— „Aber wie so denn?“

— Ja sehen Sie, das war wegen der Frankfurter Reichsverfassung. Hätte der König von Preußen sie gleich angenommen und — wozu hat er denn die vielen Soldaten? — ordentlich durchgeführt, dann wäre Deutschland damals unter einen Hut gekommen. Und uns in der Pfalz war das schon ganz recht.

Das heißt, eigentlich waren wir alle Republikaner; und ich bin es heute noch. Warum sollte sich ein aufgewecktes und rühriges Völkchen, wie wir Pfälzer es sind, nicht selbst regieren? Jedenfalls hätten wir es nicht schlechter gemacht, als die Altbaiern, die statt vernünftig mit uns zu discutiren und uns zu überzeugen, gleich bärbeißig werden, als wären wir ein erobertes Land; und das lassen wir uns nicht gefallen; denn ein richtiger Pfälzer hat mehr Verstand in seinem kleinen Finger, als so ein Altbaier in seinem ganzen dicken Kopf. Nun kamen 1849 französische Sendboten, und auch einige von unseren Leuten gaben sich her zu solchen Schlechtigkeiten. Die sagten: „Ihr seid Republikaner, Ihr wollt von den Altbaiern los, von den Preußen wollt Ihr gar nichts wissen; wißt Ihr was, erklärt Euch für Frankreich, Frankreich ist eine Republik, und Ihr waret ja schon einmal französisch; ohnehin wird es nicht lange dauern, dann hat Frankreich wieder das ganze linke Rheinufer; wenn Ihr aber zuerst kommt, dann kriegt Ihr das beste Stück Fleisch, und die welche später kommen, erhalten die Knochen." Allein wir ließen uns auf den Schwindel nicht ein. Wir wußten was wir an Grundsteuern bezahlten und was unsere deutschen Landsleute jenseits der Grenze in Elsaß und Lothringen entrichten mußten. Das war noch einmal so viel. Seitdem wir im Zollverein waren, hatten auch unsere Weine einen weiten Markt, namentlich in Norddeutschland, und dadurch natürlich auch sehr hohe Preise gewonnen, und es ging gut. In Frankreich aber gediehen nur wenige Fabrikanten durch einen hohen Schutzzoll, für den die Anderen, die armen Leute aufkommen mußten; aber den Bauern gings dort schlecht. Das mußten wir als deren Nachbarn am Besten wissen. Auch gefiel es uns nicht, daß Alles von Paris aus gemacht wurde, und diese Pariser Kerls von Perrückenmachern und Cancantänzern mochten wir gar nicht. Endlich, und das war die Hauptsache, waren wir Deutsche und wollten es bleiben.

Wir wiesen also die französischen Versucher zurück. Allein die alte Wirthschaft des Bundestages wollten wir auch nicht. So konnte es nicht bleiben, so sollte es nicht wieder werden. Die Reichsverfassung, welche die Herren in Frankfurt gemacht hatten, gefiel uns zwar auch nicht, sie war uns bei Weitem nicht freisinnig genug. Sie war aber doch einmal zu Stande gekommen durch die Vertreter der deutschen Nation und wir Pfälzer wollten keine Spielverderber sein. Wir erklärten uns also für die Reichsverfassung; und unsere Nachbarn in Rheinhessen und in Baden machten mit uns. Wir dachten dabei eigentlich gar nicht an Rebellion und Krieg. Alle Deutsche, meinten wir, werden es gerade so machen, und wenn dann die Fürsten sehn, daß es nicht anders geht, werden sie die Reichsverfassung annehmen; und die Reichsverfassung, dachten wir, schützt uns gegen Krieg von Frankreich und gegen Druck von München. Rebelliren aber die Regierungen wider die Verfassung, welche endgiltig beschlossen und verkündigt worden ist, als oberstes Gesetz aller Deutschen, dann können wir nichts dazu, wenn der beschworene Pact gebrochen wird. Giebt's dann Republik, desto besser. So waren unsere Gedanken.

So wäre auch Alles sicher gegangen. Aber da kamen wieder diese Sackerlots-Preußen und Alles war aus. Ich will Ihnen all den Jammer nicht erzählen, den sie in der Pfalz angerichtet haben; Sie sind selber Einer. Ich will nur von mir sprechen. Ich war nicht im Gefecht, und überhaupt nicht unter den Waffen. — Wohl aber war ich Präsident des Sicherheits-Comité's in unserm Ort; als solcher habe ich für Waffen, Munition und Proviant gesorgt für unsere Leute. Auch habe ich strenge Polizei gehandhabt, denn unter den Freischaaren, welche aus allen Ecken und Enden der Welt herbeiströmten, war viel verdächtig Volk, das es besonders auf unsere Weinkeller abgesehen hatte.

Nach den Preußen aber kamen die Baiern und die griffen Jeden, der in der Erhebung für die Reichsverfassung eine Rolle gespielt. Ein Schreiber von der Staatsanwaltschaft warnte mich. Mit genauer Noth gelang es mir, die französische Grenze zu erreichen. Ich rettete nur das nackte Leben. Haus und Hof mußte ich zurück lassen, und was mich noch mehr schmerzte, meine gute junge Frau. Die Baiern wärmten in der Pfalz ein altes Gesetz wieder auf, das im vorigen Jahrhundert zu der Franzosenzeit erlassen worden war; auf Grund dieses Gesetzes errichteten sie Specialgerichte, welche natürlich auf's Verurtheilen eingerichtet waren. Ich saß in Metz und dachte, wenn der erste Zorn der Altbaiern verraucht sei, werde ich wohl bald nach Neustadt zurückkehren können, von wo ich die rührendsten Briefe meiner Frau erhielt; sie kamen mir auf Umwegen zu. Da empfing ich auf einmal die Nachricht, ich sei wegen bewaffneten Aufruhrs in contumaciam zum Tode verurtheilt. Dieses Erkenntniß war mir denn doch wirklich zum Lachen. Auch dachte ich: die Nürnberger hängen Keinen, sie hätten ihn denn zuvor; und wenn alle Stricke reißen, mag meine Frau die Wirthschaft verpachten, oder verkaufen, und nachkommen, ich kann sie überall ernähren. Aber was mir lächerlich vorkam, verwandelte sich bald in blutigen Ernst. Es vergingen Wochen, ohne daß ich von meiner Frau einen Brief erhielt. Endlich, da ich mich vor Unruhe nicht mehr zu fassen wußte, schickte ich einen jungen Mann aus Forbach als Spion über die Grenze. Er kam zurück mit der Botschaft, mein ganzes Vermögen sei confiszirt worden, weil ich mich dem Gerichte nicht gestellt, und meine arme junge Frau sei in Folge des plötzlichen Schreckens über das Todesurtheil zu früh niedergekommen und gestorben. Ich theilte das Bischen Baarschaft, das mir noch geblieben, gab die eine Hälfte meinem Spion, der ein treuer Junge war, und schlug mich mit der andern Hälfte durch bis hierher, wo ich unter dem Geräusch

und dem Durcheinander dieses Babel versuchen wollte, zu vergessen, daß ich einmal glücklich war. Es ist mir nicht gelungen. Lange ging mirs herzlich schlecht hier, bis ich endlich diesen Dienst fand. Nach sechszehn Jahren Arbeit bin ich als Knecht wieder da angelangt wo ich früher als Herr stand. Wenn ich sterbe, hinterlasse ich soviel, daß man mich anständig begraben kann; und meine einzige Angst ist, daß ich alt und hülflos werde in diesem fremden Lande, wohin sich nie mein deutsches Pfälzerherz gewöhnt.

— „Ja aber warum kehren Sie denn nicht in Ihre Heimath zurück? Man wird Ihnen jetzt doch wohl keine Schwierigkeiten machen. Ich meine auch gehört zu haben, daß der brave junge König von Baiern für politische Verbrechen eine ausgedehnte Amnestie erlassen hat, und" —

— Zurückkehren? sagte Schambatist und schüttelte das Haupt, daß sein Bart wallte, — ich bin jetzt nah an fünfzig, soll ich da noch einmal von vorn anfangen als Bettler, an Orten, wo ich ein vermögender Mann war? Sie haben mein Besitzthum verschleudert, und wenn sie mir auch den Erlös zurückerstatten, was hilft's mir? Soll ich mich für lachende Erben von Neuem plagen? Nein, ich habe in meinem Innern einen Eid geleistet, nie wieder nach Deutschland zurückzukehren, es sei denn, daß die Republik aufgerichtet, oder die Reichsverfassung von 1849 für ganz Deutschland wiederhergestellt wird; das Erstere wäre mir das Liebste, aber auch mit dem Letzteren bin ich zufrieden. Denn ich habe nun einmal als Präsident des Sicherheits-Comités und Bürgerwehr-Hauptmann in Neustadt diese Verfassung beschworen; und ich wenigstens werde mein Wort halten. Geschieht weder das Eine noch das Andere, dann beschließe ich mein Leben in Paris und verschönere mir dessen Abend wenigstens noch dadurch daß ich nichts Schlechtes esse noch trinke. Das ist das Einzige, was mir von dieser Welt noch geblieben. Will mich dann

11*

unser Herrgott einmal so ganz rasch und sanft wegputzen, wie vor 22 Jahren meinen guten Herrn, dann wär's mir das Liebste. Aber noch einmal ein eigenes Nest gründen, daß mich die Preußen noch einmal ausschwefeln, wie sie 1833 meinen Vater und 1849 mich ausgeschwefelt haben, — nein das will ich nicht. Zweimal ist gerade genug.

Das Lächeln des Epikuräers, das bei der Erwähnung von Speis und Trank in Schambatist's Gesicht schwach zu dämmern begann, war wieder verschwunden. Der Ernst des Stoikers thronte wieder auf seiner Stirne.

— Sehen Sie, Herr Doctor, das ist meine einfache Lebensgeschichte. Sie werden daraus ersehen, warum ich Anfangs von Ihnen nichts wissen wollte. Vor Ihrer Person Ehr' und Respect, aber ich hasse die Preußen.

— „Vielleicht", sagte ich, „wird es uns noch gelingen, uns über Manches zu verständigen. Vorläufig gebe ich Ihnen zu, daß Preußen in der Zeit seit 1815 Manches gefehlt hat. Aber es wird Alles wieder gut machen, darauf verlassen Sie Sich."

— Ich glaub's nicht und hoffe nicht, das zu erleben.

— „Ja, es wird geschehen, sag' ich Ihnen, denn Preußen hat gar keine Wahl, als entweder seine deutsche Mission zu erfüllen, oder unterzugehen. Es beginnt, sie zu begreifen. Auch andere thun es. Ihr Großvater war für die französische Republik, Ihr Vater für die deutsche Republik. Sie sind für die Reichsverfassung. Ihr Sohn, wenn Sie einen hätten, würde für Preußen sein, weil dies die einzige Rettung ist, für die Pfalz nicht nur, sondern für ganz Deutschland."

Doch wozu unsern politischen Discurs erzählen! Ich konnte ihn nicht überzeugen.

Wir tranken den Forster Traminer aus und schieden als persönliche Freunde und politische Gegner, ich Preuße, er Preußenfeind.

---

## II.
## Nur ein Hessen-Darmstädter.

„Ja, wissen Sie, Herr Doctor", sagte Schambatist, „das sind ja nur Hessen-Darmstädter," und dabei schwuppte er verächtlich mit den Fingern.

Die Sache verhielt sich nämlich so:

Vom Beginn meines Aufenthaltes in Paris an fiel es mir immer auf, daß man kaum über die Straße gehen kann, ohne daß einem ein deutscher Laut an das Ohr schlägt, und zwar hört man weit häufiger süd- und mitteldeutsche Laute, als norddeutsche. Wer, wie ich, auf süd- und norddeutschen Hochschulen studirt, und diese und jede andere Gelegenheit benutzt hat, um die verschiedenen Gaue des Vaterlandes zu bereisen und die Eigenthümlichkeiten der deutschen Stämme zu studiren, der kann das leicht unterscheiden. Bei den Norddeutschen sind das Schriftdeutsch und das Plattdeutsch zwei streng verschiedene Dinge. Das Plattdeutsch oder Niederdeutsch hat sich nicht zu einer Schriftsprache durchgerungen. Das Schriftdeutsch ist Oberdeutsch und der Norddeutsche spricht es deshalb, gerade um deswillen, weil es *nicht* sein Dialect ist, sorgfältig und correct aus so, wie es geschrieben steht. Für den Süd- und Mitteldeutschen dagegen ist Dialect und Schriftsprache sehr nahe bei einander gelegen, deshalb gerathen sie ihm durch einander und er kann die Schriftsprache nicht unverstümmelt lassen. Namentlich macht er sich dieselbe gern so bequem wie möglich, indem er die Worte beschneidet, verkürzt, abschleift, zusammenzieht und mehrere Worte in eins zusammenwirft. Auf Hessisch wird z. B. der ganze Satz: „Da liegt er ja," den der Norddeutsche genau jedes Wort für sich artikulirt ausspricht, zusammengefaßt in *ein* Wort, welches lautet: „Doleirio" und möglichst rasch ausgesprochen wird. Aehnliche Zusammenziehungen finden in allen mitteldeutschen

Dialecten statt. Eines der auffallendsten Beispiele ist folgendes: In einem Dorfe im südlichen Gebirgszuge der sächsischen Oberlausitz sitzt eine Kindtaufsgesellschaft am reichlich besetzten Tisch. Der Kindtaufsvater, selbst im Begriff, von Neuem zuzugreifen, richtet an seinen Nachbar, den Gevatter, die freundliche Frage: „Astronomie?". Und der Gevatter nickt im herzlichen Einverständniß, und langt auch nach der Schüssel. Was heißt „Astronomie"?. Es heißt einfach: Ist Ihnen auch noch etwas zu essen gefällig, d. h. „Aßt 'r o no mieh?" oder „Eßt Ihr auch noch mehr?" Doch ich will mich bei diesen Seltsamkeiten, deren ich eine lange Reihe aufführen könnte, nicht länger verweilen. Ich sage nur: diese Dialecte haben überhaupt einen außerordentlich lebhaften, ich möchte sagen springenden oder hopsenden Rhythmus, während der Norden mehr ruhig, getragen und fließend spricht. Doch genug von diesen Sprachstudien.

Ich lebte in Paris solider, als sonst meistens die Fremden, meine deutschen Brüder nicht ausgenommen, zu thun pflegen. Dies schließt jedoch nicht aus, daß ich zuweilen erst spät in der Nacht nach Haus kam, Morgens zwischen 3 und 4 Uhr, wo es im Frühjahr, unter dem Pfeifen der Rothschwänzchen und dem Krähen der Hähne, bereits zu tagen beginnt. Nicht minder aber stand ich nach dortigen Begriffen außergewöhnlich früh, ich meine vor acht Uhr Morgens, auf und bummelte auf der Straße herum, um zu sehen, wie die Stadt Toilette machte, und wie sie sich mit Proviant versah.

In diesen Stunden zwischen Morgens 3 und 8 Uhr lernte ich auch die Armee von Gassenkehrern kennen, welche um diese Zeit zu arbeiten pflegt, und welcher die Obsorge für die Reinlichkeit und die Gesundheitspolizei auf der Oberfläche dieses Sammelpunktes von Millionen Menschen anvertraut ist. Die Gassenkehrer kamen von Osten heranmarschirt, aus der Gegend des Ost- und Nordbahnhofs, oder noch weiter aus den Distrikten

La Chapelle, La Villette und Belleville. Sie marschirten zu Hunderten auf; Männer, Weiber, erwachsene und halberwachsene Kinder, Alle bearbeiteten sie mit Eifer die schmutzig-braune, dicke, chocoladenähnliche Flüssigkeit, welche sich auf dem mit Wasser besprengten Macadam der Pariser Straßen den Tag über anzusammeln pflegt. Wenn's kalt ist, tragen diese Männer aus tausend Flicken zusammengestoppelte Pelze. Aber der Pelz ist präparirt aus Fellen von Hunden, welchen man in Paris auflauert, um sie zur Befriedigung des Kleidungs- und Wärmebedürfnisses der untersten Klassen zu schlachten. Vielleicht speist man wohl zuweilen auch Hundefleisch in Ragout. „Man sagt so, aber Allah weiß es besser" sagt der Araber. Die Straßenkehrer erscheinen sonst in einem schmutzigen weißen Kittel oder in einer blauen gestrickten Jacke. Die Frauen sind in baumwollene Lumpen gehüllt; um den Kopf haben sie dreieckige rothe Tücher gebunden, den Zipfel mit dem stumpfen Winkel nach hinten, um Haupt, Hals und Rücken zu decken. Die Leute sind schlecht genährt und ihr Gesichtsausdruck hat etwas Gedrücktes und doch Starrköpfiges. Gleichwohl sieht man einzelne recht interessante und intelligente Physignomien unter ihnen. Die Frauen sind, offenbar in Folge der schweren Arbeit, Alle früh gealtert; (hat man ja doch im mitteldeutschen Gebirge ein Volkslied, das lautet:

Rapunzel, Rapunzel
Das wächst unterm Schnee.
Wenn's Mädel en Frau wird,
Dann bleibt es nit schee [schön]):

den Kindern fehlt die Luft und Frische der Jugend; und die Männer zeigen großen Theils jene eigenthümliche Haltung, welche das Vorhandensein eines Bruchleidens verräth. Franzosen schienen es mir nicht zu sein. Sie hatten breite Schultern und dicke Köpfe; und bei der Jugend zeigte sich in dem Gesicht noch

jener zarte rosige Schimmer, welcher der germanischen Rasse im Gegensatze zu den keltisch-romanischen eigenthümlich ist.

Welche Nation wird sich dazu herablassen, den Parisern die Straße zu kehren? dachte ich. Ich suchte es zu erforschen. Allein ich konnte nicht zu einem unzweifelhaften Resultate gelangen. Die Leute sprachen fast gar nichts und auch das Wenige nur sehr leise und undeutlich mit halbgeöffnetem Munde. Ihre Sprache hatte denselben Ausdruck mißmuthig verdrießlicher Hast wie ihre schmutzige Arbeit. Nur glaubte ich einmal das Wort „Doleirio" oder ein ähnliches deutlich verstanden zu haben. Jedenfalls sprachen sie deutsch, aber weder Schriftdeutsch, noch Platt- oder Niederdeutsch.

Nachdem ich diese Beobachtung mehrmals erneuert hatte, benutzte ich die erste Gelegenheit, welche sich bot, um meinen guten alten Schambatist, meinen ehrlichen Mentor in dem Pariser Sünden- und Lügenpfuhl, zu fragen, was denn das für Leute seien, welche hier die Straße kehren.

Wie bereits Eingangs erwähnt, lautete seine Antwort: „Das sind nur Hessen-Darmstädter."

Dann ließ er sich des Weiteren über sie aus, wie folgt:

— Wissen Sie, Herr Doctor (er sagte in jeder halben Stunde wenigstens ein Dutzend Mal „Wissen Sie", eine Gewohnheit, die durch ganz Mitteldeutschland, von der Pfalz bis nach Thüringen, Sachsen und Schlesien vielfach verbreitet ist), als ich nach Paris kam, da bestanden die Trümmer meines ganzen Vermögens nur noch aus einem einzigen Fünffrankenthaler; auch sind sonst viele andere ehrliche Leute aus der Pfalz im Jahre 1849 nackt auf das Pflaster von Paris geworfen worden; aus dem öden waldigen Gebirgslande der Pfalz wandern auch Leute aus Armuth hierher aus. Aber wir Pfälzer haben uns alle durch unsern Schick und unser Ehrgefühl zu halten gewußt und es im Handwerk, in den Fabriken oder sonstwie zu leidlichen

Stellungen gebracht. Und wenn einer sonst gar nicht ankommen konnte, dann ging er in die Steinbrüche. Ich habe einen Bekannten, der war zu Hause Zuckerbäckergeselle; hier ist er Steinhauer geworden und zwar ein sehr geschickter. Denn hier werden die Häuser im Bruch fertig gemacht, so daß man in der Stadt nur noch die numerirten Steine in der vorher bestimmten Ordnung aufeinander setzt. Von uns Pfälzern also hat sich nie Einer herabgelassen, diesem wälschen Volke seinen Dreck wegzukehren. Dafür sind wir zu stolz. Aber der Hessen-Darmstädter thut's; diese Straßenkehrer sind beinahe alle Unterthanen des Großherzogs von Darmstadt; und jeder arme Mann von dort, der hierher kommt, greift zu diesem verächtlichen Handwerk, als ob sich's von selber so verstände. Diese Leute leben für sich und haben fast gar keinen Verkehr mit den übrigen hiesigen Deutschen. Sie sollen alle Mucker sein und sich von einem Paar reactionärer Pfaffen an der Nase herumführen lassen. Jedenfalls kümmern sie sich nicht um Politik und haben keinen Sinn für die Freiheit, wie wir aus der Pfalz. Kurz, ich mag sie nicht; und deshalb sagte ich auch, es seien „nur Hessen-Darmstädter“ worüber der Herr Doctor — ich merkte es gleich — so stutzig wurde. Habe ich ihnen damit Unrecht gethan, so verzeih' mir Gott die Sünde. Jedenfalls sind diese Hessen anders, als wir übrigen Deutschen in Paris. Daß wir besser sind, will ich damit nicht gesagt haben.

Ich habe sogar einen recht guten Bekannten darunter; das ist der rothe Hann Willem (Johann Wilhelm) aus Gansheim bei Darmstadt; er ist von Haus aus ein gelernter Gärtner und etwas manierlicher als die Andern, aber geizig wie sie Alle sind. Neulich hat er im Vorbeigehen bei mir vorgesprochen; er fragte mich, ob ich ihm nicht einen deutschen Rechtsgelehrten in Paris verrathen könnte, da ich ja schon so lange hier wohne. Ich sagte, so was werde es schwerlich hier geben; wenn er was zu

wissen nöthig habe, dann solle er doch auf seine Gesandtschaft gehen, der Großherzog von Hessen habe ja eine Gesandtschaft hier, die das kleine Land viel Geld koste und dafür da sei, sich der Hessen-Darmstädter anzunehmen; er sei ja nicht gleich mir wegen bewaffneten Aufruhrs zum Tode verurtheilt, sondern ein ganz unbestrafter loyaler blinder Hesse, und könne von der Gesandtschaft seiner Heimath doch mindestens Auskunft in Rechtssachen verlangen.

— „Ach, da ist nichts zu holen", sagte er traurig, „da war ich schon; aber entweder wissen sie's selbst nicht, oder sie wollen mir nichts sagen."

— Nu, was betrifft's denn? fragte ich

— „Heirathssachen".

— Daß Dich das Mäusle beiß'! Heirathssachen! Solch' ein alter Kerl, beinah' so alt wie ich. Außerdem hast Du, was ich nicht habe, eine lebendige Frau und fünf lebendige Kinder. Du wirst doch nicht noch eine zweite dazu heirathen wollen, Du alter Großtürke von Hessen-Darmstadt?

— „Ja, Ihr habt gut spotten", seufzte er, und dabei liefen ihm die dicken Thränen über seine ehrlichen breiten Backen herunter, sodaß ich mir innerlich hätte Ohrfeigen geben mögen wegen meiner dummen Späße, — „Ihr habt gut lachen. Freilich hab' ich ein ehelich Weib und fünf eheliche Kinder; und ihretwegen hab' ich mir's ja auch so sauer werden lassen, die zehn Jahre lang, die ich nun schon diese verdammten Gassen von Paris fege. Nicht nur gearbeitet haben wir wie die Hunde, sondern auch gespart und halb gehungert. Wir konnten die Woche nicht mehr verdienen als 10, höchstens 11 Francs, wir alle zusammen. Von der Hälfte haben wir gelebt, und die andere Hälfte habe ich auf Zinsen angelegt, und so haben wir denn hier in dem fremden Lande unter Nachtsarbeit und Hunger und Kummer soviel zusammengeschrappt, daß wir nach Haus zurückkehren, und uns

irgendwo eine kleine Gärtnerei kaufen könnten. Das war immer mein höchstes Ziel; da könnte ich meine Kinder, die hier doch sterben und verderben würden, versorgen und in Ruhe mein Leben beschließen. Aber nun denkt Euch meinen Schrecken, deutscher Landsmann! Da sagen sie mir, weil ich mit meiner Frau hier in Paris auf französisch copulirt bin und nicht zu Hause auf hessen-darmstädtisch, so gelte diese Ehe zu Hause nichts, obgleich doch meine Frau ebensogut darmstädtische Unterthanin ist wie ich, und ich sie hierher habe nachkommen lassen. Wenn ich heimkäme, so sagen sie, dann würde meine Ehefrau für mein Kebsweib und meine Kinder für Bankerte erklärt. Meine Alte und ich würden von der Polizei getrennt und wenn wir denn doch wieder zusammen kämen, würden wir in die Gefängnisse des Großherzogs geworfen wegen „Kumbinat", oder wie das lateinische Wort heißt, welches auf Deutsch so viel wie „wilde Ehe" bedeutet; meine Kinder könnten nicht meinen Namen führen und mich nicht beerben; und mein sauer erworbenes kleines Vermögen käme an wildfremde Leute. Seht Ihr, diese Nachricht hat mich getroffen, wie der Donner. Ich lief zu dem Maire von Saint Laurent, der mich bürgerlich, und zu dem Prediger von Bodelschwingh, welcher mich kirchlich getraut hatte. Die mußten es doch wissen, ob ihre Kopulation was gilt oder nicht. Die mußte ich fragen. Der Maire machte mir so ein gewöhnliches Wischi-Waschi vor: er kenne zwar durchaus nicht die barbarischen Gesetze der verschiedenen wilden Völkerschaften in Deutschland, und von einem Lande Hessen-Darmstadt habe er nie etwas vernommen; aber das wisse er gewiß, die Ehe, welche von einem französischen Maire geschlossen sei, gelte bei allen civilisirten Nationen der Erde, denn Frankreich marschire an der Spitze der Civilisation, und es werde nicht lange dauern, dann seien Alle dem Code Napoleon in der Güte, oder mit Gewalt unterworfen; denn das sei das weiseste Gesetzbuch

aller Länder und Völker. Was man wünscht, glaubt man, also war ich geneigt zu glauben. Aber das Männchen kam mir doch etwas zu aufgeblasen und sein Geschwätz zu großschnäuzig vor. Deshalb ging ich noch zum Pastor von Bodelschwingh; denn er ist — wenn Ihr ihn auch für einen Reactionär und Mucker ausschreit — ein guter und braver Herr, der ohne auf irgend Jemandes Lohn oder Dank zu rechnen, viel thut an uns armen Leuten. Der sagte mir, er fürchte sehr, die Nachrichten, die ich erhalten habe, seien richtig, er habe dasselbe schon öfters von unterrichteten Leuten gehört, daß es so oder ähnlich im Darmstädtischen sei; übrigens wolle er sich noch genauer erkundigen und mir dann weitere Mittheilung machen; er sei aus Preußen und kenne die darmstädtischen Gesetze nicht; in Preußen habe man solche Beschränkungen nicht; jedenfalls möge ich mich aber bei einem deutschen Rechtsgelehrten zu belehren suchen, und das ist der Grund, warum ich mich bei Euch nach einem solchen befrage."

— Ich mußte, so fuhr Schambatist fort, den armen Hessen ohne Trost verlassen, ich wußte ihm keinen deutschen Rechtsgelehrten hier. Aber wissen Sie, Herr Doctor, Sie sind ja ein Rechtsgelehrter, wenigstens ein preußischer, und da werden Sie wohl im Stande sein, auch in so einem verd— — darmstädtischen Gesetz ein Loch zu finden, groß genug, daß unser armer rother Hann-Willem mit seiner Frau und seinen fünf lebendigen Kindern durchschlüpfen und der Polizei zu Hause eine Nase drehen kann. Denn wozu giebt's denn sonst Rechtsgelehrte? Wenn sich's einmal grad' so trifft, führ' ich den Rothen zu Ihnen, falls Sie's gütigst erlauben.

Ich erlaubte es bereitwillig.

Was mir Schambatist sonst noch von den hessischen Gassenkehrern erzählte, fasse ich in Folgendem kurz zusammen:

Sie existiren dort, so lange er da lebt, haben sich aber seit

der Mitte der funfziger Jahre sehr vermehrt, nachdem vorher in der Blüthezeit der kleinstaatlichen Reaction der hessen-darmstädtische Minister Dalwigk, welchem Schambatist einen nicht sehr schmeichelhaften Titel beilegte, mit einer fast nur aus großherzoglichen Dienern bestehenden octroyirten Kammer ein Gesetz zu Stande gebracht, welches den armen Leuten die selbständige Niederlassung und Eheschließung schwer oder gar unmöglich macht. Damals, 1865, sollte sich schon die Zahl dieser Hessen auf mehr als 3000 belaufen. Sie wohnten in der bereits bezeichneten Gegend von Paris in großen Kasernen enge zusammen, wie Heringe, oder wie die Negersclaven im Zwischendeck. Diese „Kasernen" nannte man die „deutschen Höfe". Denselben Namen führten einst die Niederlassungen der deutschen Hansa in Antwerpen, London, Kopenhagen, von wo aus die deutschen Städte den Welthandel leiteten und dem Auslande Gesetze vorschrieben, bevor sie, Ende des 14. Jahrhunderts, der verbündeten Macht der deutschen Dynasten unterlagen, welche sich von Kaiser und Reich emancipirten, um ihrerseits die Reichsstädte und die Reichsritterschaft, die Bürger und die Bauern zu unterdrücken. Welch ein Unterschied zwischen diesen „deutschen Höfen" von 1350 und denen von 1865!

In diesen deutschen Höfen also hausen die hessischen Straßenkehrer, fleißig und sparsam, oder wie sie der leichtlebige Pfälzer nennt „geldgierig und geizig", starrköpfig und mürrisch, hart gegen sich und gegen Andre, nur einem Ziele nachsinnend, auf die genannte mühselige und langsame Art so viel Geld zu erübrigen, daß sie nach Hause zurückkehren und dort die Schwierigkeiten überwinden können, welche ihrer Niederlassung im Wege standen. Eine solche Anhänglichkeit hegen sie zu dem Lande, das sie so grausam von sich stieß.

Die wenigsten von ihnen erreichen dies Ziel. Die meisten unterliegen der harten und ekelhaften nächtlichen Arbeit, den

Krankheiten, die sie im Gefolge hat, dem Heimweh, dem Hunger, dem Elend. Und wenn man ihnen eine Denktafel setzte, was natürlich nicht geschieht, so könnte man darauf schreiben: Arme Deutsche, ausgestoßen aus der Heimath, verdorben und gestorben in Paris.

---

## III.
## Weltliche Gesetze.

Ich forschte jenen unglücklichen Zuständen weiter nach, und fand bestätigt, was mir Schambatist gesagt hatte.

Nach der damaligen Gesetzgebung des Großherzogthums Hessen, namentlich nach den Gesetzen von 1847 und von 1852, lag die Sache so:

Ein jeder Hesse wird mit 21 Jahren großjährig und Ortsbürger. Daran wurde nichts geändert, aber man verbot ihm, vor zurückgelegtem 25. Lebensjahre zu heirathen, damit keine „Uebervölkerung“ entstehe. Dieses Gesetz war jedoch nur wider die Armen erlassen. Denn im Interesse der Reichen war dafür gesorgt, daß von diesem Alterscensus, gegen Zahlung von Sporteln oder Taxen, von der Behörde beliebig dispensirt werden konnte. Dann aber wurde der Gemeindebehörde ein Recht des Widerspruchs verliehen gegen die Heirath eines Jeden, der das Unglück hatte, in dieser hessischen Gemeinde geboren oder heimathsberechtigt zu sein. Dieser Widerspruch konnte sich darauf gründen, daß der Heirathscandidat nicht genug Fähigkeiten und Kenntnisse, oder nicht genug Vermögen besitze, oder aus sonst einem Grunde nicht im Stande sei, eine Familie zu ernähren.

Wollte sich der zurückgewiesene Heirathscandidat bei dem Veto des Dorfschulzen oder des Gemeinderaths nicht beruhigen,

dann gab es einen administrativen Prozeß, in welchem die vorgesetzte Regierungsbehörde zu entscheiden hatte, ob die Ehe stattfinden dürfe, oder nicht. Dieser Prozeß wurde, wie alle Prozesse in alt-darmstädtischen Landen, im Wege des geheimen und schriftlichen Verfahrens ausgetragen, nur hatte er eine Eigenthümlichkeit. Die Vertheidigungsschriften des Heirathscandidaten wurden der Gemeindebehörde zur Beantwortung mitgetheilt, aber durchaus nicht auch umgekehrt die Anklageschriften der Gemeindebehörde dem Heirathscandidaten; dieser fand keine Gelegenheit, dieselben zu widerlegen, und man kann daher wohl sagen: er wurde ungehört verurtheilt. Die Regierung eröffnete ihm einfach, seinem Gesuch um Heirathserlaubniß könne nicht willfahrt werden. Dann gab es freilich noch einen „Recurs" an das großherzogliche Ministerium; die Art der Verhandlung und der Entscheidung blieb aber dieselbe. In welchem Sinne das letztere hierbei verfuhr, verrathen die einem Regierungsentwurfe beigegebenen Motive, worin es wörtlich heißt:

„Die Gesetzgebung und die Verwaltung des Großherzogthums haben die Verpflichtung, den Abschluß von Ehen zu verhüten, welche voraussichtlich nur die Zahl der Proletarier vermehren und, wie die Erfahrung wirklich zeigt, den Ortsgemeinden zur wahren Plage und unerträglichen Last gereichen, wodurch in der That der Wohlstand der Ortsgemeinden und der Staatsgenossenschaft im Ganzen gefährdet erscheint."

Keiner der hessen-darmstädtischen Staatsmänner scheint daran gedacht zu haben, zu prüfen, ob es auch richtig sei, daß man die Unterstützungsbedürftigen stets auf dem Schub nach Hause schickt und die oft sehr kleine und arme Heimathsgemeinde, welche von ihren auswärts wohnenden Angehörigen niemals einen Nutzen gehabt hat, für ausschließlich verpflichtet erklärt, den ganzen Schaden zu tragen; — zu prüfen, ob es nicht zweckmäßiger sei, die Unterstützungspflicht, nachdem man sie auf die

engsten Grenzen beschränkt hat, nicht dem Heimaths- sondern dem Aufenthaltsorte zuzuweisen, welcher in der letzten Zeit an den Früchten der Fähigkeiten, oder des Besitzes des Bedürftig-gewordenen partizipirt hat.

Man wollte von Darmstadt aus unserm Herrgott das Pensum corrigiren, indem man sagte: Zu viel Kinder sind schlimm, das giebt Proletarier, und die stören unseren hessen-darmstädtischen Musterstaat, welcher sich Selbstzweck ist. Wäre man consequent gewesen, so hätte man zu einem alljährlichen bethlehemitischen Kindermord greifen müssen. Aber dazu ist die bureaukratische Kirche zu „human" und zu „aufgeklärt"; sie dürstet nicht nach Blut; sie liebt mehr die kleinen künstlich-polizeilichen Mittel, die zwar sehr wehe thun, aber kein Geschrei machen. Diesmal griff sie zu einem Mittel, das zwar auch sehr wehe that, aber nicht das Geringste half. Sie glaubte, die Zahl der Hochzeiten und die Zahl der Geburten ständen in einem Causalnexus, oder in einem proportionellen Verhältniß. Sie wußte nicht, was Allewelt weiß, daß es in einem Lande viel Ehen und wenig Kinder, in dem andern mehr Kinder und weniger Ehen giebt; daß z. B. die Zahl der Geburten in Frankreich, wo keinerlei polizeiliche Ehebeschränkungen existiren, proportionell geringer ist, als in dem Großherzogthum Hessen zur Zeit der Blüthe jener Gesetze; und daß, wenn man die Ehen schlechtweg abschaffte, statt sie, wie in Hessen-Darmstadt, nur den „Stiefkindern des Glücks" zu verbieten, dennoch die Welt weit entfernt sein würde, auszusterben.

Der Erfolg spottete der darmstädtischen Weisheit und lieferte abermals den Beweis, daß die Gesetze der Natur stärker waren, als die des Großherzogthums. In Folge dieser Beschränkungen verminderte sich in dem letzteren keineswegs die Gesammtzahl der Geburten, sondern nur der Prozentsatz der ehelichen, während der Prozentsatz der unehelichen erheblich stieg.

In der Provinz Oberhessen z. B. betrugen vor 1847 die unehelichen Kinder nur 15 Prozent der Gesammtgeburten. In Folge jener Maßregeln stiegen sie auf 22 Prozent; was hatte also der kluge Gesetzgeber zu Wege gebracht? er hatte einfach sieben Prozent der in diesem Lande zur Welt kommenden Kinder aus ehelichen in uneheliche verwandelt. Das war Alles, was ihm gelungen.

Bei einem gewöhnlichen Menschen von einem sogenannten beschränkten Unterthanenverstand würde dieser unzweifelhaft zu Tage tretende Mißerfolg Veranlassung gegeben haben zu einer wiederholten Prüfung, ob man denn wohl auch von richtigen Prinzipien ausgegangen sei, und ob man sich nicht in der Wahl der Mittel und Wege vergriffen habe, und wie es namentlich auch komme, daß z. B. Preußen schon lange alle solche Beschränkungen aufgehoben habe und sich doch dem Anschein nach ganz wohl dabei befinde. Allein die vermeintliche Unfehlbarkeit der Bureaus schließt die erneuerte Prüfung aus. Statt den Grundsatz in Zweifel zu ziehen, sagte man einfach: Wir haben zu gelinde Mittel gewählt. Statt die Polizei-Maßregel abzuschaffen, schärfte man sie, und man verschlimmerte natürlich damit auch die verhängnißvollen Folgen.

Freilich wenn Deutschland in Kleinstaaten getheilt war und sich Staat gegen Staat abschloß, warum sollte sich nicht auch Gemeinde gegen Gemeinde, Dorf gegen Dorf und Gut gegen Gut abschließen?

Und in der That hatte die fragliche Maßregel die öffentliche Meinung für sich, d. h. die öffentliche Meinung Derjenigen, welche gefragt wurden, nämlich die der Dorfschulzen und der Gemeinderäthe. Das Dogma, welches die Regierung in den Motiven des Gesetzentwurfs aufgestellt hatte: „Nichts gereicht den Ortsgemeinden mehr zu einer wahren Plage und unerträglichen Last, als der Abschluß von Ehen Unbemittelter"; dieses

Dogma fand eifrige Gläubige. War es doch so süß, als Dorftyrann zu herrschen und nicht nur zu entscheiden, ob ein junger Mann heirathen, sondern auch sogar ihm vorzuschreiben, wen er sich zum Ehegemahl nehmen solle.

Das letztere war der Fall unseres Hann-Willem, dessen persönliche Bekanntschaft ich bald danach durch Vermittelung unseres alten Schambatist machte.

Hann-Willem sah aus, als habe ihn die Natur zu einem Riesen bestimmt, das Schicksal aber habe ihm so viel Bleigewichte auf den Kopf gelegt, daß ihm das Wachsthum nach oben frühzeitig verkümmert worden sei, so daß er die Figur einer von oben herunter zusammengedrückten Gutta-Percha-Puppe annehmen mußte. Der dicke Kopf von borstigen, senkrecht stehenden rothen Haaren umstarrt; die Schultern breit; das Gesicht breit, aber ein braves deutsches Gesicht, das, sobald der Ausdruck der Stumpfheit, des Drucks und der Zurückhaltung gewichen, lebhaft und selbst intelligent ward und dessen blaugrüne Augen von Entschlossenheit, Klugheit und Gutmüthigkeit leuchteten. Und diesen Mann von riesiger Arbeitslust hatte sein Hessen-Darmstädtisches Vaterland dem Moloch der Uebervölkerungstheorie geopfert.

Er saß mit Frau und Kindern in Paris und wartete auf eine vernünftige Niederlassungsgesetzgebung, wie sein Freund Schambatist auf die deutsche Reichsverfassung wartete. Den Einen hielt die Noth ab zurückzukehren, den Andern die Ehre. Aber beiden wollte manchmal das brave deutsche Herz brechen vor Heimweh, wenn sie an den Odenwald oder das Hardtgebirge dachten, an den frischen Buchenwald und an das malerische Rebengelände. Und deshalb waren sie Freunde, obgleich sie merkwürdige Gegensätze bildeten, der große schlanke feine Pfälzer mit dem langen braunen Vollbart und der kleine breite plumpe Hesse mit den kurzen rothen Haaren.

Die Geschichte des letzteren ist ebenso kurz, wie kläglich; er war in dem Dorfe Gansheim bei Darmstadt geboren. Darin bestand sein ganzes Verbrechen, wegen dessen er sein Leben lang leiden mußte. Er war armer Leute Kind und frühe elternlos. Der Hofgärtner Mufang in Darmstadt nahm ihn gratis in die Lehre und wurde durch Geschick und guten Willen des Schülers belohnt, der bald stark genug war, einen jungen Baum mit dem Stück Erdreich, darin er gewachsen, statt auf einem Karren, mit den Händen zu transportiren. Er lernte, als er herangewachsen und zu einem ebenso bescheidenen als sicheren Stück Brot gelangt war, ein Mädchen aus Nixdorf, einem in der Provinz Oberhessen am Vogelsberg liegenden Dörfchen, kennen, die in Darmstadt diente und eben so arm war, wie er. Er verlobte sich mit ihr und ging zu dem Dorfschulzen seines Heimathsortes, um ihm die Anzeige von der beabsichtigten Heirath zu machen.

— „So? heirathen willst Du also?" sagte der Tyrann von Gansheim, welcher die Ortsangehörigen als seine Unterthanen betrachtete und sie deshalb mit dem vertraulichen „Du" anredete, während er von ihnen für sich das „Ihr" oder „Sie" forderte, — „eilt's denn so? bist ja noch nicht recht trocken hinter den Ohren, denk' ich. Wen willst Du denn heirathen?"

— Meine Braut heißt Catharina Thielemann und ist aus Nixdorf in der Provinz Oberhessen.

— „Aha, also von Vogelsberg! Schöne Gegend das, denk' ich, wo sich die Füchse und die Eulen Gutenacht sagen und die Welt mit Brettern zugenagelt ist. Da sollten eigentlich gar keine Menschen wohnen, sondern nur Bären und Wölfe. Kenne die Gegend. Was bringt sie Dir denn zu, die Nixdörferin? Hm? Wohl einen schönen Stock Gut, oder ein hübsches Stück Geld? He?"

— Nichts.

— „Nix? Ei, sieh' mal da! Nix! Das ist verdammt wenig. Also Fräulein Habenix von Nixdorf. Nix von Nix kann ich nicht, muß ich mir eins lehnen (leihen), sagen die Kinder in der Schule beim Rechnen. Nix! Sehr schön. Das wird der Ortsgemeinde Gansheim zum absonderlichen Zierrath gereichen, denk' ich. Wie alt ist sie?"

— Neunzehn Jahre.

— „Viel zu jung! Bei uns heirathet ein ordentlich, bestanden Weibsbild erst im vierundzwanzigsten Jahre, wenn es sich seine ganze Ausstattung vorher selbst in Stand gestellt und besonders das Weißzeug selbst gesponnen, gewebt, gebleicht und genäht hat. Dann kommt's aber auch mit vollen Kisten und Kasten. So ein Vogelsberger Mensch freilich braucht darauf nicht zu warten, denk ich. So eine Nixdörferin hat nix und wenn sie so alt wird wie Methusalem. Ich kenne sie, diese hungerige Vogelsberger Rasse, für die wär's ein Vergnügen, sich in unserem fruchtbaren und reichen Gansheim einmal ordentlich satt zu essen, denk' ich. Aber wir wollen ihr das Maul sauber halten! Was für'n Stand und Metier? He?"

— Dienstmagd in Darmstadt.

— „Nu versteht sich! Wer nix hat, muß in die Stadt dienen gehen. Unsere Gansheimerinnen dienen nicht. Sie haben's nicht nöthig. Welchen Glauben?"

— Katholisch.

— „Donnerwetter! Das fehlte denn auch noch, daß wir so 'papistische Kreuzköpp' in unser' protestantische Gemeind' kriegten. Hann-Willem, ich sage Dir ein für alle Mal, so wahr ich Schulze von Gansheim bin: Aus der Geschicht' wird nix".

— Ja warum nicht, ich habe die gesetzlichen Erfordernisse. Ich bin unbescholten, habe gute Zeugnisse, bin militärfrei, großjährig und besitze hier in Gansheim die Heimathberechtigung.

— „Alles recht schön! Aber die Hauptsache fehlt. Der

Nahrungsstand, der Nahrungsstand! Verstehst Du mich? Hier!" und da schlug der Beherrscher von Gansheim weder auf das Herz, noch auf die Brust, sondern auf die rechte Hosentasche, worin er seine Geldtasche trug, die er sein „Sportel-Monnäh" nannte.

— Nahrungsstand? Der Gärtner Mufang in Darmstadt giebt uns Wohnung und zweihundert Gulden das Jahr. Und hier ist mein Sparkassenbuch, wonach ich mir 421 Gulden gespart habe. Ich sollte denken, das wär' Nahrungsstand genug!

— „Was bist Du so irre: Sieh hier, hier steht's geschrieben. Im Gesetzblatt von 1847, Gesetz vom 7. Juli 1847, Art. 2. „Die Zulänglichkeit des Vermögens ist mit Berücksichtigung der örtlichen Verhältnisse im einzelnen Falle zu bemessen und dasjenige der Verlobten dabei mit in Anschlag zu bringen." Sieh' hier, schwarz auf weiß. Verstehst Du mich? Also paß auf. „Vermögen der Verlobten" — nix! Also nichts „mit in Anschlag bringen", sondern abzuziehen. „Mit Berücksichtigung der örtlichen Verhältnisse", — Gansheim ist eine wohlhabende Gemeinde, folglich mit Deinen paar hundert Gulden, das ist den Mäusen gepfiffen. Und endlich „zu bemessen!" Wer soll bemessen? Ich, der Schulze. Von meinem Ermessen hängt es ab, was daraus wird. Und ich wiederhole Dir: Nix wird daraus. Auf Dein Sparkassenbuch pfeif' ich Dir was. Meinst Du, wir kennten die Possen nicht? Da leiht man sich ein paar hundert Gulden auf ein paar Wochen, trägt sie auf die Sparkasse, zeigt sein Buch vor, heirathet und giebt's dann wieder zurück. Da könnte jeder kommen. Auf der Leimruthe fängt man solche kluge Vögel nicht, wie der Schulze von Gansheim einer ist. Und was Deinen Lohn anlangt, so beweist der garnichts. Dein Herr kann Dich heute fortschicken, und dann ist's morgen mit dem Lohne aus Das ist nichts „Selbständiges".

Das Gesetz sagt aber wörtlich — schau' her, hier steht's, schwarz auf weiß — „Der Gemeinderath ist berechtigt, gegen die Verehelichung eines Gemeindeangehörigen männlichen Geschlechts Widerspruch einzulegen, wenn derselbe nicht im Stande ist, eine Familie selbständig zu unterhalten.“ Verstehst Du wohl: Selbständig?“

— Aber das ist ja doch schrecklich!

— „Schrecklich? gar nicht! Die Gemeinde ist die Hauptsache. Es dürfen keine armen Leute in's Ort, sonst macht's der Gemeindskasse Ausgaben; und wenn in der Kasse ein Loch ist, dann sind wir's, die's stopfen müssen. Und dann wollen wir auch kein hergelaufenes Volk aus dem Vogelsberg. Ich sage Dir, das ist eine hungerige Rasse. (Es giebt dort eine kleine Sorte Rindvieh, welche man „die Vogelsberger Rasse“ nennt; hierauf geruhten offenbar Seine Gnaden der Dorftyrann von Gansheim anzuspielen.) Wer aus unserer Gemeinde ist, soll auch aus unserer Gemeinde heirathen. Verstehst Du mich? Ich will Dir offen meine Meinung sagen. Entweder hast Du so viel, wie Du sagst, dann kriegst Du auch ein Mädchen hier aus dem Ort, das grad so viel hat als Du, oder vielleicht auch ein Bischen mehr; und dann bin ich's zufrieden, dann darfst Du heirathen. Oder was Du sagst, ist nicht wahr, dann können wir Dich nicht brauchen, und Deine Nixdörferin noch viel weniger. Denn wir wollen kein Lumpengesindel in unsern Ort. Bestehst Du darauf, die Vogelsbergerin zu heirathen, dann weiß ich: Du hast nichts, und was Du von Deinen Ersparnissen und von Deinem Lohn sagst, ist, denk' ich, lauter Spiegelfechterei. Denn wer was hat, der nimmt nicht Eine die nix hat. Mein Vetter, der Schöffe Seitz, hat noch drei Mädchen, die doch auch wenigstens menschenähnlich sind. Freilich hat er viel Kinder und es kriegt Eins nicht mehr mit als etwa tausend Gulden. Aber für Dich wär's doch was. Wenn Du wolltest, würde ich selbst den Frei-

werber für Dich machen. Ich will Dir zeigen, daß ich es gut mit Dir meine und — —"

— Spart Euch die Mühe, Herr Schulze, ich kann und will meine Catharina nicht im Stich lassen.

— „Wie Du willst. Des Menschen Wille ist sein Himmelreich. Ich wiederhole Dir aber zum dritten und letzten Mal: Aus der Geschichte wird nichts, und damit Punktum."

— Ich werde mich an die Regierung wenden, an das Ministerium, an die Landstände, an Seine Hoheit den Großherzog. Ich werde Euch verklagen. Ich will . . . .

— „Gut, mein Sohn, thu, was Du nicht lassen kannst. Wenn Du mich angreifst, werde ich mich vertheidigen. Aber es ist, wie wenn Du mit der Armbrust schieß'st und ich mit der Kanone, und wir sind tausend Schritt auseinander. Nun, wer sich in Gefahr begiebt, kommt darin um. Wer bleibt, der bleibt, und wem nicht zu rathen ist, dem ist nicht zu helfen. Du sollst in mir Deinen Mann finden; Du sollst den Schulzen von Gansheim kennen lernen! Du und Deine Nixdörferin! Adjes." —

So fing's an. Das war das acute Stadium. Dann kam das chronische. Der rothe Hann-Willem betrat den ebenso endlosen wie kostspieligen Instanzenzug, bei welchem man entweder graue Haare bekommt, oder sie ganz verliert. Er kletterte von einer Instanz zur andern und wurde überall zurückgeworfen. Er rannte von einem Rathgeber, von einem Anwalt, von einem Winkelconsulenten zum andern; von einer Behörde zur andern. Der Dorfschulze von Gansheim hatte Recht. Dieser schoß mit Kanonen und Hann-Willem kaum mit einem Flitzbogen. Jeder Sturm wurde abgeschlagen.

Als anderthalb Jahre seit dem Dialog mit dem Dorfschulzen herum waren, standen die Sachen so: Hann-Willem hatte eine große Masse Zeit, Geld, Lebensmuth und Gottvertrauen eingebüßt. Dafür hatte er es aber auch aus allen Instanzen schwarz

auf weiß, daß seinem Gesuche um Heirathserlaubniß nicht zu willfahren stehe, und zwar auch „Allerhöchsten Orts" nicht. Das war ein ganzer Büchsenranzen voll Papiere, die sich nach und nach angesammelt hatten.

Seine Ersparnisse waren daraufgegangen. Seine Braut hatte ein Kind geboren. Die Welt war ihren Gang weiter gegangen. Auch die Hessen-Darmstädtische „Staatsgenossenschaft" bestand noch, und der Dorfschulze von Gansheim triumphirte.

Das Brautpaar versuchte sein Glück bei der Gemeinde Nixdorf, aber die Lage hatte sich nun schon bedeutend verschlimmert. Die Brautleute hatten beide kein Vermögen; und die Braut hatte ein Kind, und folglich einen „schlechten Ruf." Die Gemeinde Nixdorf war katholisch und Hann-Willem protestantisch; wie Gansheim gegen die „katholische Kreuzköpfin" protestirt hatte, so protestirte Nixdorf gegen den „reformirten Dickkopf." In diesem finstern Winkel des Particularismus dampfte noch der ganze mephitische Niederschlag des dreißigjährigen Krieges. Gleich Tirol, hielt jedes Dorf für sich an der „Glaubenseinheit" fest.

Als abermals ein Jahr herum war, hatte das Paar auch für Nixdorf den Instanzenzug erschöpft, und ebenfalls mit dem vollständigsten Mißerfolge. Die Familie hatte sich abermals vermehrt, der Mann hatte seine Stelle verloren und eine neue nicht finden können.

Die Polizei hatte ihm bei Strafe verboten, Nixdorf zu betreten. Er aber konnte es nicht lassen, nach Frau und Kind zu sehen und für sie zu sorgen. Hätte er schlecht sein und der Gemeinde mit gleicher Münze bezahlen wollen, so würde er ihr einfach Frau und Kind haben zur Last fallen lassen. Allein das wollte er nicht. Er brachte ihnen sein Geld. Er übertrat das polizeiliche Verbot und wurde in das Gefängniß geworfen. Dort lernte er allerlei Strolche kennen, welchen seine körperliche Kraft imponirte. Die Bekanntschaft setzte sich auch jenseits der

Gefängnißmauern fort. Sie führte ihn in die Kneipe, wo er seinen Aerger zu vertrinken suchte. Der Hofgärtner Mufang ward unzufrieden mit ihm. Das ewige Fortlaufen nach Nixdorf die Gefängnißstrafen, das Trinken, die sich daran reihende Unlust zur Arbeit wurden ihm täglich vorgeworfen. Er fühlte, daß die Vorwürfe begründet seien, und doch sagte er sich wieder: „Wer ist an Alledem schuld? Warum mißhandelt man mich? Habe ich Jemandem Etwas zu Leid gethan?" Dieses Bewußtsein des ihm widerfahrenen Unrechts wurmte ihn in seinem Herzen und machte ihn immer bitterer. Auch jenen Vorwürfen trat er dann mit Festigkeit entgegen. Man entzweite sich. Der Hofgärtner schickte ihn fort; und kein anderer wollte ihn nehmen. Hatten es ihnen ja doch alle Behörden, von dem Dorfschulzen bis zu den Ministern hinauf, schriftlich gegeben, daß er nicht zu brauchen sei; hatte er doch eine „Zuhälterin", einen schlechten Ruf und wiederholte Bestrafungen aufzuweisen.

Auf Hessen-Darmstädtischem Boden war seines Bleibens nicht mehr. Er mußte auswandern. Bei „auswandern" denkt man in Westdeutschland zuerst an Amerika, und dann an Paris. Für Amerika reichten die Mittel nicht. Zwei Brüder der Catharine Thielemann von Nixdorf kehrten schon die Straßen von Paris. Sie hatten aus ähnlichen Gründen die Heimath verlassen müssen. Hann-Willem und Familie folgten ihnen nach. Sie machten die dürftigen Reste ihrer Habe zu Geld. Allein auch das reichte nicht. Die letzte Strecke mußten sie sich durchbetteln; und eines schönen Morgens war Paris um eine deutsche Straßenkehrerfamilie reicher. Ihr Lebensschifflein hatte zwei und ein halbes Jahr lang mit den Wellen des Polizeistaates einen schweren Kampf gekämpft und war mit zertrümmerten Planken in Frankreich an den Strand geworfen worden. Sie hatten nichts gerettet als das nackte Leben. Aber es nahm doch hier Niemand Notiz von ihnen. Kein Mensch kümmerte sich darum,

ob er protestantisch und sie katholisch, ob er aus Gansheim, sie aus Nixdorf war, wie viel Kinder sie hatten, und wie oft er im Gefängnisse gesessen, und ob sie einen „selbständigen Nahrungsstand" hatten oder nicht. Hatten sie nichts, dann hungerten sie.

Ein deutscher Geistlicher in La Vilette, bei dem sie in die Kirche gingen, machte sie darauf aufmerksam, daß hier in Paris ihrer Verheirathung nichts im Wege stehe, und so waren sie denn sowohl vor dem Maire, wie vor dem Priester Mann und Frau geworden, was im Großherzogthum Hessen ihren angestrengtesten Bemühungen nicht gelungen war. Aber diese Ehe galt nichts vor den Augen einer hohen Hessen-Darmstädtischen Obrigkeit, weil sie ohne deren Zustimmung und Mitwirkung geschlossen war.

Ich habe schon erwähnt, daß mir der rothe Hann-Willem damals in Beistand Schambatist's seine Noth klagte und meinen Rath einholte. Ich ging alle Möglichkeiten mit ihm durch, allein das Ergebniß war, daß ich für jetzt keinen Rath und keine Hülfe wußte, und daß mir schließlich nichts übrig blieb, als ihm zu sagen:

— Deutschland liegt in einer Krisis. In Schleswig-Holstein hat die Sache angefangen vor anderthalb Jahren. Sie wird sich fortspinnen. Wir gehen der Entscheidung entgegen, der Entscheidung darüber, ob wir das Schicksal Polens theilen, oder ein einheitliches Reich werden sollen mit gleichen Gesetzen, die auf der Grundlage der religiösen, bürgerlichen, wirthschaftlichen und politischen Freiheit ruhen. Ich zweifle nicht daran, daß, Dank der concentrirten Kraft Preußens, diese Entscheidung nicht im Sinne der Zerstückelung und der Knechtschaft, sondern in dem der Einheit und der Freiheit erfolgen wird. Wenn sich nicht mehr Staat gegen Staat abschließt, dann kann sich auch nicht mehr Gemeinde gegen Gemeinde abschließen; dann wird jeder Bedürftige da unterstützt, wo er sich aufhält, und alle Gründe, welche man für das Recht der Heimathsgemeinde, die Eheschließung ihrer Angehörigen zu hindern, bisher geltend

macht, sind dann weggefallen. Dann, aber auch erst dann, könnt Ihr mit Frau und Kind ruhig in Eure Hessen-Darmstädtische Heimath zurückkehren, Euch, wenn's verlangt wird, noch einmal auf Darmstädtisch mit Eurer Alten trauen lassen und Eure Kinder dort so ehrlich machen, wie sie es hier sind.

— „Wird denn das noch lange dauern, bis es so kommt?"

— Nein, höchstens noch fünf bis sechs Jahre.

— „Danke Ihnen, das, denk' ich, halt ich noch aus. Ich will ja gerne mein Leben im Elende zubringen, wenn meine Kinder nur ehrlich werden."

---

## IV.
## Geistlicher Trost.

Ich lernte auch einen der deutschen Geistlichen kennen, welche sich in Paris niedergelassen haben, und mit Eifer und Opfermuth ihren armen Landsleuten beistehen. In den Augen des Pfälzer Reichsverfassungskämpfers waren diese Männer „Reactionäre" und „Mucker." Ich erlaube mir anderer Meinung zu sein. Ich will über ihre kirchliche Richtung nicht urtheilen. Ich bin zu wenig Theologe, um mir ein sachkundiges Urtheil darüber anzumaßen, und zu wenig Ketzerrichter, um blind zu verdammen. Ich kann nur so viel sagen, durch das was diese Geistliche an den armen Deutschen in Paris thun, durch das allein schon haben sie sich einen Stuhl im Himmel verdient. Sie haben den Leuten nicht nur für eine Kirche, sondern auch für Schulen gesorgt, in welchen die Kinder dieser hessischen Straßenkehrer und sonstiger deutscher Proletarier für monatlich 12 Sous einen ausreichenden Unterricht erhalten. Man ist auch diesen armen Deutschen die Anerkennung schuldig, daß sie, obgleich ein Schulzwang für sie nicht existirt, obgleich sie in der Regel mit Kindern reichlich gesegnet sind — denn es ist ja gerade der Besitz von Kindern,

wegen dessen sie die Heimath mit Verbannung bestraft —, und obgleich endlich es ihnen sauer wird, selbst den geringen Betrag von ein paar Sous per Kopf aufzubringen: sehr darauf aus sind, ihrer Nachkommenschaft den erforderlichen Unterricht zu verschaffen. Die Eltern welche selbst lesen und schreiben gelernt haben, wissen den Werth dieser Fertigkeiten zu schätzen; Dank ihnen und den Predigern steht es in der That so, daß in Frankreich der Sohn des deutschen Gassenkehrers besser erzogen wird, als der des französischen Bauern, und daß die deutschen Proletarier lesen und schreiben können, während ich französische Hauptleute — solche, welche von der Pike auf gedient hatten — kennen gelernt habe, welche dieser nützlichen Kenntnisse gänzlich entbehrten.

Für Schule und Kirche sind hier natürlich öffentliche Mittel nicht verfügbar, und die armen Leute können auch weiter nichts aufbringen. Die Prediger mußten daher die Sammelbüchse unter den wohlhabenderen Deutschen in Paris sowie in Deutschland selbst herumgehen lassen, um, nicht ohne große Mühe, die erforderlichen Summen aufzubringen. Noch größer sind die Anstrengungen ihres Dienstes bei einer Bevölkerung, die oft in einem arg verwahrlosten und verwilderten Zustande ankommt und ohne die rettende Hand, welche ihnen die Geistlichen bieten, sittlich zu Grunde gehen würde. Bei dem Elend und der Armuth, worin die Leute in Paris leben, hat der Geistliche fast täglich am Kranken- oder Sterbebett zu thun, und nicht blos geistigen Trost zu spenden, sondern oft auch für leibliche Nahrung und Hülfe zu sorgen. Dafür zollen denn aber auch die Armen ihren Tröstern eine aufrichtige Liebe und Verehrung, und man mag den Glauben der letzteren theilen, oder nicht — wenn man eine Religion nach ihren Früchten beurtheilen soll, so kann diese nicht schlecht sein.

Von den Geistlichen erfuhr ich denn auch, daß damals solche

polizeiliche Beschränkungen nicht etwa allein in Hessen-Darmstadt (natürlich Mainz und die hessische Rheinprovinz ausgenommen, welche gleich der bairischen Rheinpfalz aus französischer Zeit her andere Einrichtungen haben), sondern in ganz Süddeutschland bestanden, sogar in den Hohenzollernschen Fürstenthümern, welche doch gegenwärtig zu Preußen gehören. Ich will hier nur die würtembergischen Einrichtungen anführen, weil sie in der Beschränkung am Weitesten gehen und im gegenwärtigen Augenblicke noch zu Recht bestehen. Nach dem würtembergischen Gesetze vom 4. December 1833 kann der Dorfschulze (und das Amt des Dorfschulzen ist dort lebenslänglich, wenn nicht gar erblich!) Jedermann, der nicht ein „selbständiges" Geschäft, oder eigenes Vermögen hat, das Heirathen verbieten. Hiernach sind alle Arbeiter, bei welchen weder das eine, noch das andere der Fall ist, zum Zwangscölibat verurtheilt. Ebenso jeder, welcher wegen Verschwendung, Hanges zum Trunk, Vagabundirens, Bettelns Strafe erlitten hat, oder deshalb in Untersuchung steht. Dazu kommt eine endlose Recursinstanz, welche von den Gemeindebehörden an das Oberamt, von diesem an die Kreisregierung und dann an das Ministerium geht und ebenso schlecht geregelt ist, wie in dem Großherzogthum Hessen.

Allein dieses Gesetz genügte den Dorfmagnaten noch nicht. In der zweiten Kammer, in welcher dieselben einen großen Einfluß haben, tauchten immer wieder neue Anträge auf, welche die Verhinderungsgründe vermehrt und erweitert und das Verbot der Gemeindebehörde zu einem unanfechtbaren gemacht haben wollten. Nur mit Mühe leistete die Regierung eine Zeit lang dem Andrange Widerstand. Bei letzterem stützte sie sich auf die evangelische Geistlichkeit Würtembergs, welche in einer Collectiveingabe an das Consistorium überzeugend nachwies, daß diese polizeilichen Beschränkungen unchristlich seien und in den davon betroffenen Volksklassen nur die Unsittlichkeit förderten.

Dieser Schritt der Geistlichkeit verdient alle Beachtung. Denn man hat auch sehr hochstehende Beispiele von dem Gegentheil. Der Congreß deutscher Volkswirthe, welcher in Deutschland zuerst ökonomische Reformbedürfnisse zu ermitteln, festzustellen und zu formuliren pflegt, hatte am 16. September 1863 den Beschluß gefaßt, daß es Jedermann, welcher Nation, welchem Lande, welcher Gemeinde er auch angehören möge, gestattet sein müsse, an jedem Orte, wo er wolle, seinen Aufenthalt zu nehmen, auch jeden erlaubten Nahrungszweig zu betreiben, Grundeigenthum zu erwerben, sich zu verheirathen und eine Familie zu gründen: und daß die Befugniß, zu heirathen, weder von der Zustimmung der Heimaths- oder der Niederlassungs-Gemeinde, noch von einer Vorprüfung oder Verwilligung Seitens einer Polizei- oder sonstigen Staatsbehörde, noch von dem Nachweis eines Nahrungsstandes, noch vom vorherigen Erwerbe des Staats- oder Gemeindebürger-Rechts, noch von sonstigen lästigen, oder einschränkenden Bedingungen abhängig gemacht werden dürfe. Kurz darauf schrieb ein mächtiger Kirchenfürst, Wilhelm Emanuel Freiherr von Ketteler, Bischof von Mainz, Thronassistent Seiner Heiligkeit des Papstes, eine Streitschrift „Die Arbeiterfrage und das Christenthum,“ worin er sich im Wesentlichen auf die Seite des socialistischen Agitators Ferdinand Lassalle stellt und bei demselben nur jene klerikalen Zuthaten vermißt, mit welchen den „Arbeiter“ zu beglücken der Bischof seiner Seits eifrig bemüht ist. Zugleich benutzte er die Gelegenheit, um gegen den volkswirthschaftlichen Congreß zu polemisiren und dem so eben mitgetheilten Beschluß folgende Kritik angedeihen zu lassen: „Also die Familie soll aufgelöst werden durch das Princip der unbedingtesten und unbeschränktesten Fähigkeit zu heirathen *und wieder auseinander zu laufen*.“ Das Auseinanderlaufen stammt nicht von den Volkswirthen, sondern ist „geistiges Eigenthum“ des Bischofs. „Wir“, so fährt der Bischof fort, „wollen

zwar nicht leugnen, daß in manchen Gegenden die Schließung der Ehe ungebührlich erschwert ist; auf der andern Seite aber ist eine gewisse Beschränkung berechtigt und in der Vernunft und im Christenthum wohl begründet, und eine Aufhebung aller polizeilichen Beschränkung kann nur den Leichtsinn bei Schließung der Ehen befördern und dadurch die Familie beschädigen." Der Bischof übersieht, daß es der Polizei noch nirgends gelungen ist, den Leichtsinn abzuschaffen, und daß hier in der That die polizeiliche Arznei, welche er empfiehlt, schlimmer ist, als die soziale Krankheit, welche er bekämpfen will. Uebrigens herrscht zwischen der polizeilichen Weltanschauung des Bischofs in Mainz und derjenigen der Regierung in Darmstadt eine herrliche Uebereinstimmung. Doch kehren wir von Mainz und Hessen-Darmstadt nach Würtemberg zurück!

Die würtembergische Regierung vermochte auf die Dauer nicht, der Zopfpartei Widerstand zu leisten. Zu der nämlichen Zeit, wo sie die Prügelstrafe wiederherstellte, 1852, erließ sie unter Zustimmung des Landtags ein Gesetz, wonach von dem Heirathscandidaten nicht nur der Beweis verlangt wird, daß sein Geschäft einen Ertrag abwerfe, der zum Unterhalte einer Familie ausreiche, sondern auch, daß er die zur häuslichen Einrichtung nothwendigen Gegenstände, die zum Geschäftsbetriebe erforderlichen Werkzeuge und endlich, daß er außerdem noch ein schuldenfreies Vermögen von wenigstens zweihundert Gulden (in Gemeinden erster Klasse) oder von einhundert und fünfzig Gulden (in Gemeinden zweiter Klasse) besitze, ja sogar, daß der Unglückliche auf Verlangen der Gemeindebehörde außerdem auch noch darthue, „daß und wie er dieß Vermögen eigenthümlich erworben habe." Die Gemeindebehörde kann Jedem die Heirath verbieten, von welchem sie aus irgend welchen unberechenbaren und uncontrolirbaren Gründen glaubt, oder zu glauben vorgiebt, er werde seinem Geschäfte nicht gehörig obliegen, oder es fehle

sonst aus irgend welchen Gründen an dem nöthigen Vertrauen. Namentlich aber soll die Verehelichung Dem verboten werden, der als Junggeselle ein schlechter Haushälter war. Wo aber in aller Welt ist Jemand zu finden, welcher in jungen losledigen Jahren ein guter Haushälter war?

Durch diesen Zustand der Gesetzgebung Süddeutschlands erklärt sich der mir Anfangs so auffallende Umstand, daß man in Paris überall süddeutschen Dialect hört, und daß es meist anscheinend gering bemittelte Menschen sind, die ihn sprechen. Das ist nicht die Schuld der Süddeutschen, welche im Ausland einen hohen Grad von Fleiß, Sparsamkeit und Thatkraft entfalten, sondern die Schuld dieser Gesetze. Letztere verschulden es wohl auch, daß in Würtemberg die Bevölkerung am Langsamsten vorschreitet, und daß man überall, nicht nur in allen europäischen Staaten, sondern auch in den anderen Welttheilen Ausgewanderte aus diesem an und für sich so reichen und fruchtbaren Ländchen findet; ein Umstand, der einem launigen schwäbischen Dichter Anlaß zu folgender Improvisation gab:

„— In Asien, in dem Hindostan,
Klopft' ich an einer Kneipe an,
Ging hinein und schrie:
„„Ist Keiner von Göppingen hie?““
— „„Nein, aber Einer von Aalen!“
rief ganz hinten in der Ecke ein alter Bramine.“

Einer der erwähnten deutschen Prediger in Paris, welche dort mit so glücklichem Erfolge unter den deutschen Einwanderern ihrem mühsamen Berufe obliegen, Pastor Müller in Batignolles, hat in einem kleinen und frommen Blatt, welches sich „das Schifflein Christi“ betitelt, einen Aufsatz veröffentlicht über den ärgsten der sittlichen Schäden, welchen die Deutschen, namentlich die Hessen-Darmstädter, Würtemberger und Baiern in Folge jenes schlimmen Standes der Gesetzgebung, aus ihrer Heimath

nach Paris mitbringen: über die „wilden Ehen". Ich theile einige der charakteristischen Stellen daraus mit. Sie lauten:

„Wenn es auch sehr traurig und beschämend für ein deutsches Herz ist, daß wir hier und anderswo gerade im Ausland einheimische Schäden, die über unsern deutschen Namen wahrlich keine Ehre bringen, aufgedeckt finden, so liegt doch in dem, was wir hier sehen und erleben mit diesen wilden Paaren neben manchem Trüben und Schlimmen auch etwas Tröstliches und Ermuthigendes. Alle diese Paare, die wir in jener Stunde auffanden und aufstörten aus ihrer verderblichen Ruhe, fühlten mehr oder weniger lebhaft das Unleidliche ihres Zustandes. Ihr Gewissen, wenn auch durch Leichtsinn und Schlaffheit abgestumpft, war doch nicht ganz und gar getödtet. Alle nahmen die ernsten, scharf strafenden Ermahnungen meines Amtsbruders fast ohne Widerspruch hin. Alle ohne Ausnahme ergriffen dankbar die helfende Hand, die wir ihnen boten, sie aus ihrer trostlosen Lage zu befreien. Alle fingen gleich an in ihren Kisten und Schränken nach den von der Heimath mitgebrachten und zur Civiltrauung erforderlichen Scheinen zu kramen. Was an den nöthigen Papieren noch fehlte, darum versprachen sie gleich zu schreiben und hielten auch Wort; alle jene Paare sind schon seit Jahr und Tag getraut: das hat wenige Monate, nachdem wir sie dort entdeckt, mit des Herren Hülfe geschehen können. Die armen Leute können also wenigstens in einem gewissen Grade die Klage des heiligen Apostels sich zu eigen machen: Ich weiß nicht was ich thue; denn ich thue nicht was ich will, sondern das ich hasse, das thue ich. (Röm. 7, 15.). Wollte Gott nur, daß ihr Haß und Abscheu gegen solchen heillosen Zustand etwas mehr wäre, als ein stumpfes, mattes Gefühl des Unbehagens.

„Das ist aber gewiß, wir würden ihnen schweres Unrecht thun, wenn wir das hier berührte, beklagenswerthe Unwesen ohne Weiteres in einen Topf werfen wollten mit der offenen,

frechen, grundsätzlichen Verachtung der Ehe und des Gebotes Gottes, wovon wir hier umgeben sind; wenn man freilich wohl sagen kann, daß Alles, was unsere Landsleute hier vor Augen haben, dazu dienen muß, ihr Gewissen einzuschläfern; kein bequemeres Schlummerkissen für die Sünde, Nichts, was den Sünder mehr beruhigt und ermuthigt, als wenn er sich sagen kann: Du thust ja nur, was so viele andere auch thun, Du bist nicht schlechter als sie!

„Ich will ja keineswegs die schwere Versündigung unserer armen Hessen am sechsten Gebot verkleinern oder bemänteln, aber Einiges läßt sich doch zu ihrer Entschuldigung beibringen. Als wir den Leuten dort ihre arge Sünde in's Gewissen zu rufen suchten, und sie an das Elend erinnerten, das sie durch ihre wilden Ehen über sich und ihre Kinder brächten, so tönte uns als Antwort aus Aller Munde das Klagelied entgegen, was ich nun seitdem in dem gleichen Fall oft habe wiederholen hören: „„Ja, Herr Pfarrer, wir hätten uns gewiß zu Hause schon copuliren lassen, wenn nicht unsere Gemeinde uns die Erlaubniß dazu wegen unserer Armuth verweigert hätte. Deshalb haben wir ja unsere Heimath vornehmlich verlassen und sind hierhergekommen, um unsere Trauung zu erwirken.““

„Es ist unleugbar, daß der Wunsch, die zu Hause geschlossenen unerlaubten Bündnisse eingesegnet zu sehen, einer der Hauptbeweggründe für die Auswanderung bei diesen hessischen Familien ist, und daß viele von ihnen, nachdem sie ihren Zweck erreicht, nach Hause zurückkehren und dort ihre Ehe nachträglich zur Geltung zu bringen suchen. Wir müssen es ihnen auch bezeugen, daß die Meisten bald, nachdem sie hier ansässig geworden, sich an den Prediger ihres Stadttheils, sobald nur erst ein geordnetes Pfarramt unter ihnen besteht, aus eignem Antrieb wenden, um die nöthigen Schritte zur Copulation einzuleiten. Manche freilich lassen's an sich kommen; aus Trägheit und

Stumpfsinn bleiben sie im offenen Widerstreit mit Gottes Willen und Gebot, bis der Mahner in der Person des Predigers zu ihnen in's Zimmer tritt. Einzelne setzen der Zucht und Forderung des Geistes Gottes nicht blos den Widerstand der Trägheit, sondern auch den des bösen Willens entgegen. Ihrer sind, Gott sei Dank nur wenige und werden sie, sowie einmal in der Gemeinde die Achtung vor der Ehe und somit das ganze Familienleben sich zu heben angefangen, offen und laut von den Uebrigen getadelt.

„Noch eins muß bei unseren Hessen anerkannt werden, das ist die Treue, mit der sie im Allgemeinen an dem ungesegneten Bande festhalten: auch darin unterscheiden sie sich klar und scharf von einer hier sonst im Schwange gehenden fluchwürdigen Gewohnheit. Es ist im Ganzen etwas Seltenes, daß, die sich einmal zusammengethan haben, wieder von einander laufen, besonders wenn sie Kinder haben und durch dieselben doppelt an einander gebunden sind. Wir trauen hier zuweilen Paare, die zu Hause schon 10 bis 12 Jahre mit einander gelebt und 4 bis 6 und mehr Kinder haben. Was für ein Jammer, daß die Kirche solchen Paaren ihren Segen verweigern muß, blos weil sie arm sind! Sagt doch der Apostel Paulus: Jemanden verbieten zu wollen, ehelich zu werden, das sei eine Teufelslehre!"

Soweit das „Schifflein Christi." Was mag wohl der Herr Bischof und päpstliche Thronassistent Wilhelm Emanuel Freiherr von Ketteler in Mainz zu dieser Schilderung der Lage seiner armen Hessen-Darmstädtischen Mitbürger sagen?

---

## V.

## Das Ende des Elends.

Fünf Jahre später — ich stand schon lange in Cöln in Amt und Würden — führte mich eines Tages, es war in der zweiten Hälfte des August 1870, Morgens früh ein Geschäft auf den rheinischen Centralbahnhof daselbst. Am Abend vorher oder in der Nacht war ein langer Zug von Westen angekommen, vollgefüllt mit deutschen Arbeiterfamilien, welche man aus Paris verjagt hatte. Die Eisenbahnverwaltung hatte die armen Leute für die Nacht in einem Wartesaal untergebracht, und der Restaurant sie Morgens mit Kaffee versorgt. Mehrere von ihnen standen truppweise in der Vorhalle und unterhielten sich über ihr Schicksal. Eine Gestalt darunter fesselte meine Aufmerksamkeit. Diesen dicken rothhaarigen Kopf auf dem kurzen Körper und den riesigen Schultern mußte ich schon gesehen haben. Er fixirte mich und ich ihn. Dann kam er auf mich zu, nahm grüßend die Mütze ab und fragte: „Sind Sie nicht der Dr. B.?"

„Ja."

„Dann habe ich schon die Ehre gehabt, Sie zu sehen, vor fünf Jahren in Paris, Rue des Marais Porte St. Martin, bei dem alten Jean Baptiste. Erinnern Sie sich denn nicht mehr an den Hann-Willem aus Gansheim im Darmstädtischen?"

Da ging mir denn plötzlich ein Licht auf; ich ließ noch einen Kaffee kommen nebst Cigarren, und Hann-Willem der Rothe mußte mir seine Kriegsschicksale erzählen.

„Oh, Herr Doctor, diese Franzosen! Was das für Menschen sind! Ich hab' mein Lebtag nicht viel Spaß an ihnen gehabt, und hab' immer gedacht, wenn der Dorfschulze von Gansheim und die Polizei von Darmstadt und das ewige kleine Kujoniren jeden Tag nicht wäre, dann wär's doch zu Haus, wo man sagen konnte: „Klein und rein," schöner und besser, als in all dem Pariser

Glanz und Spektakel und Schimmer und Schwindel. Ich will den Franzosen ihre guten Eigenschaften nicht abstreiten. Aber das ist gewiß, sie haben keine Gottesfurcht; und deshalb können sie weder die Wahrheit hören, noch das Unglück ertragen. Wie oft hat das gewechselt seit den letzten sechs oder sieben Wochen! Im Anfang wußten sie sich vor Uebermuth nicht zu lassen. Sie gingen förmlich auf dem Kopf und verwunderten sich mit ihren eigenen Beinen in der Luft, was sie für eine mächtige und große Nation wären. Uns Deutsche überschütteten sie mit Spott und Hohn und machten uns allerlei Windbeuteleien vor, wie sie Deutschland in acht Tagen in Stücke zerreißen wollten, sie und ihre Spießgesellen; sie selbst nämlich kämen von Westen hereinmarschirt, der Italiener von Süden, der Oesterreicher von Osten, und der Däne, der Schwed' und der Norweger von Norden. Jedem war schon sein Brocken im Voraus zugetheilt. Dann aber sagten sie wieder, sie meinten es sehr gut mit Deutschland, sie führten nur Krieg wider den Bismarck und wider die Preußen; diese Preußen seien eigentlich gar keine Deutschen, sondern Halbrussen; sie hätten Deutschland erobert und hielten es in der schrecklichsten Knechtschaft; die Deutschen hätten ja die Franzosen gerufen, damit sie ihnen die Freiheit brächten und Deutsche und Franzosen würden gemeinschaftlich den Preußen zu Boden schmettern, daß er wieder ganz klein werde und nicht mehr „Babb" sagen könne. So schwadronirten sie uns jeden Tag was Anderes vor. Jedenfalls, mochte man auch von ihrem Geschwätz glauben, was man wollte, so viel konnte man deutlich merken: sie führten nichts Gutes im Schilde; besonders die Blousenmänner. Das waren nämlich Kerls in weißen Kitteln, die zogen in der Stadt herum mit allerlei Fahnen, schrieen: „Nach Berlin, nach Berlin!" und brüllten die Mamselljäse. Das ist nämlich so ein Lied, was man früher in Paris nicht singen durfte, sonst wurde man vier

Wochen eingesteckt bei Wasser und Brot. Die weißen Blousen thaten als wären sie Arbeiter. Aber sie waren's nicht. Auch wußte kein Mensch, wie sie sich in unser Stadttheil verliefen; denn es kannte sie da kein Mensch. Die Polizei hat aber in Paris ihre Hände überall dazwischen, und deshalb glauben wir, sie hat auch hier gewiß diese Galgenstricke als Arbeiter maskirt, damit sie irgend was anstellen. Dann kamen drei Tage hinter einander lauter Siegesbotschaften. Da waren sie ganz verrückt, schmatzten einander auf der Straße ab und brüllten, daß die Häuser wackelten; und es wurden sogar freche Weibsleute auf Regiments-Unkosten in Wagen in der Stadt herumgefahren, die sangen den Leuten von oben herunter die Mamselljäse vor! Auf einmal kam der hinkende Bote nach. Es war Alles nicht wahr mit den Siegen, und sie hatten Prügel bekommen einen Tag nach dem andern. Da war es nicht mehr auszuhalten. Statt in sich zu gehen und sich ihres eigenen Leichtsinns und ihres Lugs und Trugs zu schämen, womit sie sich unter einander beschwindelt und in diese Teufelsgeschichte hineingeritten hatten, klagten sie Jedermann, nur nicht sich, an; den Kaiser, er wäre ein alter Esel; die Kaiserin, sie wäre eine schlechte Person; den Minister, er habe aufgeschnitten; kurz Jeder schob dem Andern die Schuld zu und merkte nicht, daß sie an Allen und an Jedem lag. Es dauerte nicht lange, da kamen sie auch an die Deutschen in Paris. Wir sollten alle Spione sein. Es wär unmöglich, sagten sie, daß der Preuß' den Franzosen geschlagen habe, wenn wir nicht vorher in Paris Alles ausspionirt und verrathen hätten. Ach, Du großer Gott, wir armen Gassenkehrer und spioniren! Wir waren froh, daß wir das nackte Leben hatten und machten uns so klein wie möglich. Um diese Zeit war es auch, kurz nach den ersten Hiobsposten, daß der alte Schambatist plötzlich spurlos verschwand. Einer seiner Pfälzer Landsleute erzählte mir, als sie Abends im Estaminet saßen, sei die Botschaft ge-

kommen, daß die Baiern und die Preußen zusammen die Franzosen aus Rock und Kamisol gehauen hätten. Da sei der Schambatist vor Freuden in die Höhe gefahren und habe gerufen: „Jetzt wird's gut, jetzt kann am Ened auch ein alter Republikaner wie ich, wieder mit Ehren zurückkehren, jetzt kommt ganz Deutschland unter einen Hut, Hurrah, es lebe die Reichsverfassung.“ Da seien die Franzosen über ihn hergefallen, darunter auch wieder solche verdächtige Weißkittel, und hätten ihn beschuldigt, er habe ein Hurrah auf Preußen ausgebracht und Frankreich den Untergang gewünscht. Schambatist aber habe ihnen im feinsten Französisch — denn das verstand er — eine Rede gehalten und ihnen gesagt, er sei weit entfernt, der Nation, deren Gastfreundschaft er, als ein politischer Flüchtling, seit mehr als zwanzig Jahren genieße, etwas Schlimmes zu wünschen; er habe nur die Hoffnung ausgesprochen, daß Deutschland seine rechtmäßige und freie Constitution wiedererhalte und einig werde. Da sei es einen Augenblick still geworden. Dann aber habe ein Weißkittel geschrieen: Bürger, laßt Euch durch seine glatten Worte nicht täuschen, glaubt mir, er ist ein deutscher Spion, nieder mit dem Verräther. Da hätten sie sich Alle auf ihn geworfen. Seine Freunde, die ihm helfen wollten, seien hinausgeschmissen worden, und als sie mit Verstärkung wiedergekommen, hätten sie nichts mehr vorgefunden. Der Kneipwirth sage, sie hätten ihn dem Gefängniß überliefert. Andere sagten, sie hätten ihn todt gestochen. Zu ermitteln war nichts in der Verwirrung und er ist, so lange ich noch in Paris war, nicht wieder zum Vorschein gekommen.

Wo wir Deutsche uns sehen ließen, wurden wir geschimpft und mißhandelt. Nicht blos die wirklichen Deutschen, sondern auch die Schweizer und Oesterreicher, ja sogar auch die französischen Elsässer, kurz Jeder der das Französisch nicht so sprach, wie der richtige eingeborene Pariser Bub'. Wer fort konnte, der ging. Aber da verbot die Polizei das Fortgehen und an der deutschen

Grenze wurden die Leute aufgehalten und wieder zurückgeschickt. „Die Deutschen“, sagten sie, „wollen nach Haus, um in die Armee einzutreten; das wollen wir ihnen legen, wir lassen sie nicht über die Grenze.“ In Paris aber, wo wir also bleiben sollten und mußten, da erklärte uns die Polizei, die sonst so allmächtig war, daß sie außer Stande sei, uns zu schützen. Nun, wenn sie uns nicht schützen konnte, dann mußte sie uns doch ziehen lassen! Aber nein, sie hatte dabei ihren Zweck. An uns sollten die Pariser ihre Wuth austoben. Wenn man in Gefahr ist, von einem bösen Hund gebissen zu werden, dann wirft man einen Stein nach ihm, dann beißt das dumme Thier in den Stein. Wir Deutsche, wir waren der Stein, der dem französischen Hund von der Polizei hingeworfen wurde, damit er nicht die Regierung beiße, sondern uns. Der dumme Hund biß und die Polizei lachte ins Fäustchen.

Auch war viel Bosheit, Neid und Niederträchtigkeit mit dabei. Wenn wir Deutschen mit Franzosen zusammen auf einem Bureau, oder einem Comtoir oder sonst in einem Geschäft dienten, dann erklärten die Franzosen dem Prinzipal, sie dienten nicht mehr mit einem Spion. Sie wußten recht gut, es war keiner.

Aber der Deutsche war fleißiger und ordentlicher und brachte es schneller vorwärts als sie, deshalb mußte er fort. Das war Grund genug. Der Prinzipal mußte nachgeben, der Mann wurde fortgeschickt; und wenn er dann ging und an die Grenze kam, dann wollten sie ihn nicht hinüberlassen, dann war er erst recht wieder ein Spion; er wurde arretirt, visitirt, eingesteckt, oder gar von dem Gesindel gesteinigt. Wenn er blieb, war's gefehlt! Wenn er ging, ebenfalls.

Mit uns Gassenkehrern ging's noch eine Zeit lang. Wir arbeiten nur Nachts, wir haben keine Franzosen unter uns; und bei Tag hielten wir uns in unsern „deutschen Höfen“, wo wir in Masse zusammenwohnen, verschanzt. Wehe dem, der uns hier

angegriffen hätte; wir hätten ihn mit blutigem Kopfe heimgeschickt. Als wieder eine neue Siegesbotschaft der Deutschen kam, da stieg auch wieder die Narrheit der Franzosen. Alle Deutsche in Paris wurden bei Strafe auf die Polizei geladen. Da schrieb man Alle auf, Männer, Weiber und Kinder, und wo ein Jeder wohnte. Dann legte man uns eine Schrift vor, die sollten wir unterzeichnen. Wir fragten, was drin stünde? „Weiter nichts, als daß wir gute Franzosen sein wollten.“ Wir merkten aber den Schnuppen. Hätten wir unterschrieben, dann wären unsere Jungen in die Armee gesteckt, und wir Alten wären bei den Schanzarbeiten angestellt worden. Der amerikanische Gesandte, Herr Waschborn (Mr. Washburne) hatte uns das gesteckt. Er ließ zugleich bei den Deutschen herumsagen, der König von Preußen habe ihn beauftragt, sich unserer anzunehmen, auch habe derselbe ihm ein großes Stück Geld zur Verfügung gestellt. Er hat uns auch später aus der schlimmsten Noth geholfen. Wir sahen, wir waren nicht mehr von Gott und der Welt verlassen, wie ehedem. Da hatten wir Courage und erklärten den Franzosen rundweg, mit dem Unterschreiben wär's nichts, wir wüßten was dahinter steckte, alle Deutschen wären Brüder, und wir wären keine Brudermörder. Da hieß es: „Marsch 'naus; zu Paris 'naus; zu Frankreich 'naus; und das gleich.“ Man ließ uns nicht einmal Zeit, unsere Sachen in Ordnung zu bringen; kaum konnten wir unsere Kinder zusammenrufen und unsere Kleidung, Wäsche und Betten in Bündel schnüren. So ging's Hals über Kopf nach der Eisenbahn und dann der belgischen Grenze zu. Auf der letzten französischen Station aber erklärten plötzlich die Grenzwächter und Polizeisergeanten, nur die Alten, die Weiber und die Kinder dürften durch, die jungen Männer aber dürften nicht hinüber; sie seien Contrebande, für die bestehe noch Grenzsperre. Wir schrieen auf französisch, so gut wir konnten: Was ist das für eine unordentliche Lumpenwirthschaft; in Paris

jagt man uns nach der Grenze und an der Grenze will man uns wieder nach Paris jagen, und in Paris schlagen uns die verrückten Menschen todt, wie die tollen Hunde. Das gab ein Geheul, wie in der Hölle; und zuletzt drangen die Weiber, meine Alte an der Spitze, auf die Polizisten ein, daß sie einen Schrecken bekamen und uns wieder einsteigen und fortfahren ließen. Einer der Sergeants de Police, dem meine Frau in ihrer Wuth mit den Nägeln garstig in das Gesicht gefahren war, wischte sich das Blut vom Backen und rief ihr noch dreimal in den Wagen hinein: Sand-Dippe. (Dippe = Topf) ....

— „Xantippe" corrigirte ich.

— Meinetwegen auch so; 's ist einerlei; jedenfalls war's ein Schimpfwort. Ich aber nickte meiner Alten zu und sagte: „Das war brav gemacht!" Sie lachte und meinte: „Wenn ich nur den Dorfschulzen zu Hause auch an's Leder könnte, die uns in dies niederträchtige Franzosenland hinausgejagt haben." Nun, Gott sei Dank, wir sind seit gestern wieder auf deutscher Erde, und heute Morgen noch fahren wir mit der Deutz-Gießener Bahn hinüber in's liebe alte Hessenland.

Auf einmal verfinsterte sich der Ausdruck seines Gesichts und er sagte ganz traurig:

— „Ja, aber Sie kennen ja meine Geschichte. Nach hessischem Gesetz ist meine Familie unehelich und unehrlich; und ich werde am Ende noch eingesteckt, weil ich ohne Erlaubniß im Auslande geheirathet habe. Meine zwei Aeltesten sind schon so groß und wissen von Alledem gar nichts. Sie können sich denken, wie mich das drückt."

— Von dem Druck kann ich Euch jetzt befreien, mein Freund, antwortete ich. Das hessische Gesetz, von dem Ihr sprecht, besteht nicht mehr. Der norddeutsche Bund und der Reichstag haben mit einem Federstrich alle jene polizeilichen Beschränkungen aufgehoben. Freilich gehört nur Oberhessen zum

norddeutschen Bunde. Ich weiß es zwar im Augenblick nicht genau, aber ich zweifle nicht daran, auch im übrigen Hessen wird dasselbe geschehen sein, oder es geschieht in der allernächsten Zeit. Denn nun ist die Zeit gekommen, von der ich Euch vor fünf Jahren in Paris sprach. Die deutsche Einheit, die Einheit Gesammt-Deutschlands ist fertig, mag der Krieg auch einen Verlauf nehmen, welchen er will. Wie auf dem Schlachtfeld das Blut aller deutschen Stämme zusammenfließt, so ist auch zu Hause das starre Erz der Sonderbündelei und Sectirerei zum Schmelzen gekommen und fließt in Strömen zusammen. Es bildet sich daraus eine gemeinsame Masse von Schönheit, Stärke und gutem Klang. Es wird sich in Zukunft bei uns nicht mehr Staat gegen Staat und Gemeinde gegen Gemeinde abschließen. Auch in Hessen-Darmstadt gilt jetzt Euere Alte für Euer Eheweib und Euere Kinder werden Euere ehelichen Kinder sein. Das große deutsche Vaterland wird nicht mehr um solcher erbärmlichen Gründe willen seine Söhne in das Elend jagen; und in Zukunft werden nicht mehr deutsche Hände die Pariser Gassen kehren. An jedem Orte Deutschlands wird hinfüro jeder Deutsche wie zu Hause sein; und wo Ihr auch sein mögt, da seid Ihr nicht mehr der vom Dorfschulzen und der Polizei geknechtete Helote von Gansheim, sondern ein freier deutscher Mann, der in seinen eigenen Schuhen steht.

— „Gott sei gelobt in alle Ewigkeit!“ schrie Hann-Willem freudig.

— Amen, sagte ich im Stillen.

Hierauf stellte mir Hann-Willem noch seine „Alte“ und seine fünf Kinder vor. Dann ging's hinüber nach Deutz. An der Spitze marschirten seine zwei ältesten Jungen. Es sind, obgleich in Paris aufgewachsen, so zwei recht reckenhafte Odenwälder Schlingel und bald als Flügelmänner verwendbar im deutschen Heere.

---

## VI.
## Zur Vervollständigung.

Die Geschichte des Gansheimers und der Rixdorferin ist damit zu Ende. Auch die des Schambatist. Der letztere ist auch nach der Capitulation von Paris nicht wieder zum Vorschein gekommen, und sonach kaum zu bezweifeln, daß er ein Opfer des Meuchelmordes geworden.

Zur Vervollständigung der Nachrichten, wie man in Frankreich die Deutschen behandelt hat, erlaubt sich der Verfasser noch zwei kleine Beispiele anzuführen. In beiden Fällen können die Namen genannt werden.

Zunächst entnehmen wir einem Briefe, welchen ein deutscher Kaufmann, der schon seit Jahrzehnten als solcher in Paris Niederlassung hat, von Wiesbaden aus an einen Freund in Berlin schreibt, Folgendes: „Als ich am 14. September von einem Gange in die Stadt in meine Wohnung zurückkehrte, erblickte ich am Eingangsthor meines Geschäftslokals einen unbekannten und etwas verwahrlost aussehenden Menschen in eifrigem Gespräche mit dem Portier und dessen Frau, lebhaft gestikulirend; als ich an ihm vorbei ging, fiel er mich mit den Worten „preußischer Spion“ an; und dann wurde ich von ihm und Anderen nach der nächsten Wache und von hier nach der Präfectur geschleppt. Dies war der Beginn meiner Gefangenschaft, welche nicht auf der Verfügung irgend einer richterlichen oder sonstigen Behörde zu beruhen scheint, sondern wahrscheinlich einzig und allein von jenem schäbigen Gentleman veranlaßt ist, dessen Befehle jedoch von der Executivgewalt vollstreckt wurden. Denn die letztere ließ mich nebst noch 57 andern deutschen Leidensgefährten, welche in ähnlicher Weise, wie ich, und ebenso schuldlos, ihrer Freiheit beraubt worden waren, unter quasimilitärischer Bedeckung nach der Bretagne transportiren. Dies

geschah theils in Wagen, theils auf der Eisenbahn in den zum Transporte von Verbrechern bestimmten Zellenwaggons. Unterwegs fand ich durch die Gunst von Umständen, welche mitzutheilen mir dermalen nicht gestattet ist, Gelegenheit, mich „sans tambour ni trompette“ stillschweigend zu empfehlen. Ich konnte die Mißhandlungen, welche mir die Barbaren zufügten, nicht länger ertragen. Nach einer mühseligen und gefährlichen Flucht langte ich am 18. September Abends halbtodt vor Müdigkeit und Hunger in Brüssel an. Man hatte es während meiner Gefangenschaft natürlich nicht für nöthig erachtet, mir irgend eine Mittheilung darüber zu machen, auf wessen Befehl und aus welchem Grunde ich verhaftet worden sei, noch weniger hat man mich einem Verhör unterzogen. Obgleich ich seit 1838 in Paris wohne, mit einem bedeutenden Geschäfte dort angesessen bin und mir nie habe Etwas zu Schulden kommen lassen, so genügte doch das von dem herrlichen „Citoyen“ auf's Geradewohl ausgestoßene Schimpfwort „espion prussien“, um mich des Verdachtes verdächtig zu machen, um mich körperlich zu mißhandeln und in das Gefängniß zu werfen, und um meinem Geschäft einen Schaden zuzufügen, der sich im Augenblicke noch gar nicht übersehen läßt, weil ich nicht weiß und nicht erfahren kann, was aus Allem geworden. Paris ist wirklich verrückt. Hier verwandelt sich die Angst vor dem äußeren Feind vermöge eines eigenthümlichen Prozesses in einen Terrorismus gegen den eigenen Nachbar. Weil man Schrecken empfindet, will man Schrecken ausüben; eine merkwürdige Art sich schadlos zu halten. Aber es ist so. Nur wer den Terrorismus des September 1870 in Paris mit eigenen Augen gesehen hat, der begreift jetzt das französische Schreckensregiment von 1793, das ihm bisher ein Räthsel war. Bisher fing man Ausländer, deutsche Spione. Jetzt beginnt man schon damit, „Verräther“ zu fangen, d. h. Franzosen, von welchen man behauptet, sie

seien schuld daran, daß Alles schlecht geht. Man geht natürlich von der Voraussetzung aus, da die Franzosen das auserwählte Volk und Paris die gottbegnadete Stadt sei, so müßte Alles, was sie thun, gut sein, und Alles was sie anpacken, gelingen. Wenn es nun trotzdem schlecht geht, so suchen sie die Schuld davon eher in jedem Anderen, als in sich selbst; und am Ende kommt es so weit, daß Jeder den Andern für den Urheber des Elends erklärt, für einen „Verräther", den man „septembrisiren" müsse; bekanntlich hat jener große Massenmord der Gefangenen und Wehrlosen im September 1792 stattgefunden. Diese Reminiscenz drängte sich mir während meiner Gefangenschaft unwillkürlich immer wieder von Neuem auf; und ich bin offenherzig genug zu gestehen, daß die Gefühle, welche sie in mir erweckte, gerade keine angenehmen waren. Da nun nirgends in der Welt die verschiedenen Klassen der Gesellschaft so wider einander aufgehetzt sind, wie in Paris, wo auch der Imperialismus stets in sozialistischer Hetzerei „gemacht" hat, so wird es nicht lange dauern, bis die verschiedenen Bevölkerungsschichten einander gegenseitig in den Bann thun. — Die Bourgeois werden die Proletarier für Räuber, und die letzteren werden die ersteren für Verräther erklären; und da sie alle bewaffnet sind, so werden sie schließlich auf einander schießen. Es ist sehr wohl möglich, daß in Paris eine zweite Junischlacht entbrennt, während der Feind vor den Thoren steht; und da Keiner von beiden Theilen in der entschiedenen Uebermacht ist, so wird Einer von Beiden den Deutschen die Thore öffnen, um mit ihrer Hilfe seine inneren Gegner niederzuwerfen, welche er mehr fürchtet und haßt, als den äußeren Feind. Es ist lächerlich, wenn einige deutsche Zeitungen für die „Republik" schwärmen. Sie ist gerade so schlecht, wie das Kaiserthum. Denn sie verharrt auf derselben Grundlage des Schwindels, statt dessen Fehler zu verbessern, wozu der Anfang wäre: sich das Lügen und Terrorisiren abzu-

gewöhnen. Nur in einem Punkt verrathen die Pariser einige Einsicht. Sie sind im Falle des gänzlichen Unterliegens, an welchen Fall freilich ein Theil immer noch nicht glaubt, auf eine gehörige Rechnung gefaßt. „L'argent, n'importe quelle somme, c'est rien!" sagen sie. Das habe ich überall auf Weg und Steg, ja mehr als tausendmal gehört. Ihre Eitelkeit ist so groß, daß je höher der Graf Bismarck die Kriegscontribution greifen wird, sie sich desto mehr geschmeichelt fühlen werden. Und wenn man bedenkt, daß bei dem letzten Anlehen der Stadt Paris, welches vor einigen Jahren stattfand, in wenigen Tagen 16 Milliarden gezeichnet wurden, so wird man finden, daß ein Sümmchen von 10 Milliarden die Kräfte keineswegs übersteigt. Kommt durch einen solchen Aderlaß Paris aus seinem Delirium definitiv heraus, dann hat es noch obendrein alle Ursache, sich für die ärztliche Behandlung erkenntlich zu zeigen. Man denke sich doch den Unsinn, diese Wiederholung des Edicts von Nantes, diese Vertreibung der Deutschen, welchen Paris seine industrielle und merkantile Blüthe verdankt und die es selbst in das Land hereingerufen hat! Denn ich weiß mich noch sehr wohl zu erinnern, wie während der dreißiger Jahre alle Zeitungen öffentliche Erlasse und Aufforderungen enthielten, nach Paris zu kommen, wo es an Arbeitern aller Art, namentlich an Tischlern, Schneidern, Schustern, Stellmachern fehlte; und wie man noch vor wenigen Jahren Deutsche zur Besiedelung der algierischen Domänen anwarb. Alle Die, welche man damals rief, jagt man jetzt fort. Darf im 19. Jahrhundert, mitten in Europa, eine Nation Das thun, ohne dafür büßen zu müssen? Denn diese Missethaten hat doch nicht Napoleon verübt; sie gehen aus von der Bevölkerung und zwar von allen Parteien ohne Unterschied. Wie kann also Favre sagen: „Wir haben von jeher dies Treiben verdammt"? Er selbst ist es, der's fortsetzt."

Diesem Briefe, welcher von Wiesbaden den 24. September

1870 datirt, füge ich einen zweiten bei, datirt Saint-Denis (bei Paris) den 10. Februar 1871. Er enthält die Geschichte der Leiden der Familie eines in Cöln heimathberechtigten, aber schon seit lange in Saint-Denis als Geschäftsmann ansässigen Deutschen. Diese Geschichte beweist, daß es Denjenigen, welche blieben, noch weit schlimmer ging, als Denjenigen, welche man vertrieb, und daß selbst Frauen und Kinder den äußersten Brutalitäten ausgesetzt waren. Der erwähnte Deutsche also, Herr Degenheuer aus Cöln, schreibt:

„Am 15. Mai 1870 verließ ich Saint-Denis, um eine Geschäftsreise nach Deutschland und Oesterreich zu machen. Damals dachte Niemand an Krieg. Man verließ sich auf das liberale Ministerium und auf das Plebiscit, dessen „Ja" gleichbedeutend waren mit dem Rufe nach Frieden. In Wien überraschte mich der völlig unerwartete, wie vom Himmel gefallene Ausbruch des Krieges. Um sofort zu meiner hier weilenden Frau und drei Kindern wieder zurückzugelangen, begab ich mich von Basel zu Fuß nach Hüningen, um so Paris zu erreichen. In Hüningen wurde ich indessen angehalten und als Spion festgesetzt. Ich berief mich auf einen mit dem Maire und dem Präfecten von St. Denis eingegangenen Miethcontract, und bat, dem ersteren zu telegraphiren. Man gab mir nicht einmal eine Antwort auf dieses gewiß berechtigte Verlangen, sondern beschränkte sich darauf, mich in das Gefängniß zurückzuführen, wo meine Ungeduld und Sehnsucht immer höher stieg. Am fünften Tage endlich gelang es mir, auszubrechen und Basel wohlbehalten zu erreichen. Ich ging nun nach Saarbrücken, trat dort als freiwilliger Krankenpfleger zu den Johannitern, um so auf dem schnellsten Wege Paris zu erreichen. Bis zum 12. September war ich bei dem 7. sächsischen Feldlazareth beschäftigt und wurde dann der 2. Escadron 2. Leibhusaren-Regiments Nr. 2 attachirt, mit dem ich statt nach Paris zu kommen, die verschie-

densten Kreuz- und Querzüge von Pithiviers bis Alençon vom 17. September bis 31. Januar mitzumachen hatte. Trotz aller Mühe meinerseits, sowie der Anstrengung verschiedener Freunde, war es mir nicht möglich, irgend etwas über mein armes Weib und meine armen Kinder zu erfahren, noch denselben einige Nachricht über mich zukommen zu lassen. Der einzige Trost, der mir blieb, war der, daß der Bürgermeister von St. Denis, Monsieur Giot, als mein Hauswirth und als Vater der Stadt meine Frau und Kinder beschützen würde. Der 31. Januar brachte uns die Capitulation von Paris, und ich nahm sofort Abschied vom Regiment, um meine Familie aufzusuchen. Am 6. Februar erreichte ich St. Denis, das, wie ich wußte, bombardirt worden war. Von 24 Räumen meiner Wohnung war auch nicht ein einziger von den Bomben ganz verschont geblieben. In einem noch kaum etwas erhaltenen Zimmer, dessen Fenster mit Papier verklebt waren, fand ich die Aermsten, meiner Ankunft seit acht Tagen mit Schmerzen harrend. Das Zusammentreffen, das Wiedersehen eines im Aeußern verwilderten Soldaten mit den von Krankheit und Elend Niedergedrückten, dieser herzbrechende Augenblick läßt sich nicht schildern. Hatte ich mir nun auch den Schmerz und das Elend meiner Familie stets in den grellsten Farben vorgemalt, so übertraf das, was ich zu hören und zu sehen bekam, doch noch alle meine bisherigen Vorstellungen. Gegen Ende Juli war meine Frau krank geworden. Als die Ausweisung der Deutschen erfolgte, sandte die uns von Köln aus befreundete Familie Sch. ihren Hausarzt aus Paris, damit die Arme gar nicht zurückbleiben sollte. Indessen es verschlimmerte sich ihr Zustand. Als am 4. September die Republik proclamirt wurde, und die Eisenbahnfahrten gehemmt waren, blieb der Pariser Doctor T. aus und unser hiesiger Doctor M. starb am Typhus. Weil die kranke verlassene Frau eine Deutsche, verweigerten ihr verschiedene Aerzte, deren Namen ich

nennen kann, den Besuch, bis endlich Herr Doctor R. von hier von der Verlassenen hörte und sich bei ihr einfand. Die Genesung trat ein, so daß meine Frau sich am 28. September zum ersten Male wieder in den Garten tragen lassen konnte. Am 5. October aber trat der Polizei-Commissar von St. Denis mit zwei Schergen in mein Haus; jedes Eckchen, jedes Winkelchen wurde untersucht, jedes Blättchen Papier, beschrieben oder bedruckt, confiscirt. Meine Frau ward beleidigt und beschimpft, vom Krankenbette aufs Polizeibureau geschleppt. Dasselbe Schicksal traf meine neunzehnjährige Tochter. Auf der Polizei wurden die vorgefundenen Briefe übersetzt und die unschuldigsten Aeußerungen reichten hin, eine todtkranke Frau und drei Kinder als der Spionage verdächtig und für verhaftet zu erklären. Meine Tochter wurde nach Hause geführt, die beiden Kleinen von 9 und 13 Jahren in Empfang zu nehmen und der Polizei zuzuführen. Als meine Frau um Zeit bat, unsere Sachen unter Verschluß zu bringen, erklärte der Polizei-Commissar, Alles was wir besäßen, sei zur Strafe dem Staate verfallen. Am folgenden Tage sollten Frau und Kinder in das Gefängniß nach Paris abgeführt werden. Allein der Arzt widersetzte sich Dem; als derselbe gegen den Transport der Kranken protestirte und die möglichste Schonung empfahl, versprach der Commissar, die Kranke einem Maison de Santé zu übergeben. Doch nach kaum einer Stunde wurden die „Spioninnen" in einen Zellenwagen geladen und dann ging es nach Paris zur Präfectur. Auf halbverfaultem Stroh mußten dieselben bis zum 12. bleiben. An diesem Tage wurde nach wiederholten Verhören vor dem Instructionsrichter, von dem Procurator der französischen Republik die förmliche und feierliche Anklage erhoben, wider: „Albertine Adolphine Degenheuer, 7 Jahre alt, Marie Antoinette Degenheuer, 13 Jahre alt, Marie Catharina Degenheuer, 19 Jahre alt, Sophie Degenheuer, geborene Hartmann,

40 Jahre alt, alle im Einverständniß mit dem Feinde gehandelt zu haben"; auf Grund dieser Anklage, die eines Fouquier-Tinville würdig war, weil deren Grausamkeit mit ihrer Albernheit wetteiferte, mußten die Armen auch die Haft wechseln; als „Angeklagte" wurden sie dem Gefängnisse von St. Lazare überwiesen. Offenbar um meine arme Frau so recht bis auf das Blut zu kränken, und ihr den letzten Trost zu rauben, zog man zuerst den Kindern in ihrer Gegenwart die Kleidung der weiblichen Zuchthaus-Sträflinge an; dann aber trennte man die Kinder von ihr und sperrte sie allein ein. Man drohte den Kleinen, in so fern sie nicht geständen, daß im September preußische Offiziere in meiner Wohnung gewesen. Und als sie nicht gestanden, was sie nicht gestehen konnten, — denn es war nicht wahr — entzog man ihnen einen Tag lang die ohnehin spärliche Kost gänzlich. Man wollte sie auf der Folter des Hungers zwingen, zum falschen Ankläger ihrer eigenen Eltern zu werden. Meine Frau hatte man angeblich an den Forts herumschleichen, den Viehstand aufnehmen sehen, dieselbe theilte Karten aus zum Passiren der preußischen Vorposten ꝛc. Am 1. November brachte man meine Frau abermals zur Präfectur und sie erhielt dort die Kinder in einem in guter Gesellschaft oder öffentlich nicht zu beschreibenden Zustande zurück mit der Bemerkung, sie seien alle frei; indessen mußten die Armen hier abermals bis zum 5. November auf verfaultem Stroh ohne jede Decke verweilen. Als ihnen dann die Thüren geöffnet werden und sie auf die Straße treten, da fällt durch lange Krankheit entkräftet, von der Gefängnißluft und dem Elende ermattet, die Mutter inmitten ihrer Kinder in eine Ohnmacht. Noch an demselben Tage besuchte der Arzt die Kranke, die mit den Pocken behaftet aus dem Gefängnisse entlassen war. Dem Himmel sei Dank ist eine vollständige Genesung eingetreten, die wir der liebevollen Behandlung des Herrn Doctor N. zu dan-

ken haben. Bürgermeister Giot und der Polizei-Commissar haben es für gut gehalten, vor dem Einrücken unserer Truppen das Weite zu suchen.“

* * *

Man sieht, der Schuster Simon vom Temple hat Nachkommen hinterlassen, und sie sitzen auf der Mairie und der Präfectur.

So marschirt man an der Spitze der Civilisation.

---

# Der Trunk zu Bitsch.

Ein Lothringer Kulturbild aus dem sechszehnten Jahrhundert.

---

Das kleine Bergnest Bitsch, in der östlichen Ecke des bisherigen französischen Moseldepartements, etwa in der Mitte zwischen Zweibrücken nördlich, Zabern südlich, Weißenburg östlich und Saargemünd westlich, gelegen, ist erst durch den Versailler Präliminarvertrag in unsere Hände gefallen. Während des ganzen Kriegs hat es uns die Verbindungsbahn zwischen Weißenburg und Forbach gesperrt.

— „Ach, das dumme kleine Bitsch," sagte ein biederer Baier, „dem Bitsch geb ich a Batsch, und dann fällts auf die Noas'n." Ein anwesender Norddeutscher bat sich von mir eine Uebersetzung dieser Worte aus. Namentlich wußte er nicht, was „a Batsch" war. Ich erläuterte ihm: Batsch heißt auf süddeutsch Hand, Handschlag und auch Ohrfeige und entspricht also dem norddeutschen „Patschen"; die Anwendung und Auslegung des Wortes ist sehr verschieden, je nachdem ich von mir oder von einem Anderen spreche. „Ich gebe Dir a Batsch" heißt: ich haue Dir Eine. „Gieb Du mir eine Batsch" (oder eine Batschhand) heißt: „Reiche mir Deine Bruderhand." Letzteres in Freundschaft, natürlich; ersteres in Streit. Selbst in der Sprache

also spiegelt sich der Egoismus des Menschen. Dasselbe Wort bedeutet, wenn ich das Ding austheile: „Prügel"; wenn ich es empfange: „Freundschaftsbezeigungen." Uebrigens findet sich die Wurzel dieses Worts in allen indogermanischen Sprachen. Ich erinnere an das dänische „Bask" (Schlag), an das französische „battre," und an das griechische „Πατάσσειν." Im Sanskrit allerdings —

— „Um Gottes willen, halten Sie ein, lieber Landsmann", sagte mein deutscher Bruder aus dem Norden. „Sie verschwenden Ihre Sprachstudien an einen völlig Unwürdigen. In einer halben Stunde habe ich das Alles wieder vergessen. Es hat ja auch kein praktisches Interesse, weil „Bitsch" von der „Batsch" nicht fällt. Sie haben ja als rastloser Fuß-Wanderer diese Gegenden wohl alle durchstreift? Kennen Sie auch Bitsch"?

— Ja wohl, ich habe mich dort vor einigen Jahren im „goldnen Kreuz" sehr wohl befunden. Es ist ein recht behagliches, echt deutsches Nest, wie denn überhaupt dieser ganze östliche Zipfel des Mosel-Departements, welcher sich an der Südgrenze der baierischen Pfalz, gegenüber Bliescastel, Zweibrücken und Pirmasenz, hinzieht, stockdeutsch ist und alle Versuche, ihn französisch anzupinseln, repudiirt hat. Wie kann man auch Orte französiren, welche die schönen germanischen Namen „Rappen-Weiler", „Haspel-Scheidt" und „Sturzelbronn" führen? Bitsch selbst freilich wird in officiellem Französisch, statt mit „sch", mit „che", also „Bitche", geschrieben. Das ist lächerlich. Aber noch lächerlicher ist es, daß wir Deutsche es nachschreiben. Ich habe officielle preußische Karten gesehen, auf welchen nicht nur Bitche steht, sondern auch alle die andern ehrlichen deutschen Namen in Elsaß und Lothringen in jener Verballhornung eingetragen sind, durch welche die Franzosen sich dieselben mund- und schriftgerecht zu machen gesucht haben. Nun, das wird hoffentlich von jetzt an aufhören.

Der Wirth im „goldnen Kreuz“ zu Bitsch, bei welchem wir damals campirten, war so ein recht wein- und lachlustiger, gemüthlicher Pfälzer. Er hatte zwar Augenblicke von „grandeur“ und von „gloire“, aber dann kam doch der ehrliche Deutsche immer bald wieder recht armsdick zum Durchbruch. Er war nicht der „Esel in der Löwenhaut“, sondern der deutsche Löwe in der französischen Eselshaut. Sobald sich letztere verschob, erkannten wir in ihm — damals schon den Landsmann.

— „Wie denn zum Beispiel?“

— Nun z. B. erzählte er uns eines Tages mit echt französischer Ruhmredigkeit eine Geschichte von der Belagerung von Bitsch im Jahre 1793. „Damals,“ sagte er, „sind auch die Preußen gekommen und haben gemeint, das ging' so, mir nichts dir nichts, das Bitsch zu nehmen. Sie kamen herangeschlichen wie der Dieb in der Nacht. Natürlich war dabei Verrath im Spiel. Sie machen und erreichen ja überhaupt das Bischen, was sie erreichen, immer seulement grâce à la trahison. Die Besatzung schlief und die Preußen hatten sich richtig schon der Außenwerke bemächtigt. Es war nämlich stockdunkel, so daß man die Hand vor den Augen nicht sehen konnte. Da fügte es ein Zufall, daß ein einfacher Bürger die Annäherung des Feindes merkte. Es war ein Stiefbruder meines Großvaters, den Gott selig habe in der Ewigkeit. Sein Haus stand zwischen den Außenwerken und dem Schloß ziemlich vereinzelt. Er schreit, allein sein Ruf wird zwar vom Feinde, jedoch nicht im Schloß gehört. Sein Patriotismus und seine Verzweiflung steigen. Was thun? Er läßt das Haus von seiner Familie räumen. Und dann? Hast du nicht gesehen dann siehst du's noch, — steckt er es selbst an allen vier Ecken in Brand. Die französische Besatzung wird nun allarmirt. Sie sieht bei dem Schein des Feuers die Bewegungen des Feindes. Die Garnison und die Bürger der Stadt — denn auch diese hatten sich bewaffnet — stürzten sich auf den Feind

und werfen ihn mit Macht zurück. Alle Felder waren mit verwundeten und todten Preußen bedeckt. Daneben allein 250 Gefangene, worunter 13, die meines Großvaters Stiefbruder mit eigener Hand umzingelt hatte." So erzählte der gute Kreuzwirth. Er war ein wenig überrascht, als statt der staunenden Bewunderung, auf welche er gerechnet zu haben schien, ein schallendes Gelächter die Antwort war. Wir sagten ihm, von dieser Mordgeschichte wisse bei uns kein Mensch ein Wort, und die Franzosen hätten ihm wohl das so aufgebunden. Er meinte: nein, er habe es von seinem Großvater selig, und der habe niemals geflunkert. Von den Franzosen — oder richtiger den „Wälschen"; denn er theilte die Franzosen in „Wälsche", worunter er vorzugsweise die Pariser verstand, und in deutsche Franzosen, wozu er sich selbst rechnete — gab er zu, es seien große Schwindler, Lügner und Betrüger. Besonders auf Paris war er bös zu sprechen. „Dieses Babel saugt uns das Mark aus den Knochen, namentlich mit seinen ewigen Staatsstreichen und Revolutionen, die alle entsetzlich viel Geld kosten, und die wir bezahlen müssen. „Früher", sagte er, „habe ich gar nicht begreifen können, was nur der Zweck dieser ewigen Revolutionen sei. Aber jetzt weiß ich's. Meiner Mutter Bruder, der in Paris Etwas bei der Polizei ist, hat mir's gesagt: Wer bei dem Staatsstreiche oder bei der Revolution oben bleibt, der steckt alles Geld ein, das er in der Bank und in den Kassen des Staats findet, — und wir, die armen Leute in der Provinz, wir müssen dann die Kassen wieder füllen. Deshalb kommen wir auch auf keinen grünen Zweig." Er klagte dann sehr über Steuerdruck, und fragte uns mit Sorgfalt und Verstand aus, wie diese und jene finanzielle Einrichtung bei uns in Deutschland sei. Wir setzten uns zusammen und trieben deutsch-französische Finanzstatistik mit der Kreide auf dem Wirthstisch. Die Bilanz stellte sich sehr zu unsern Gunsten, d. h. die Franzosen mußten viel mehr bezahlen.

Der fidele Kreuzwirth wurde nachdenklich ob dieser Berechnung und wiegte sinnend sein dickes rothes Haupt. Als ihn aber mein junger Reisegefährte — vielleicht ein wenig zu rasch und lebhaft — fragte, ob es nun nicht besser wäre, Bitsch gehöre wieder wie früher zum deutschen Reiche, und es wäre keine Grenze mehr zwischen uns, da antwortete er: „Na, ein deutsches Reich giebt's ja schon lang nit mehr, aber Frankreich ist ein mächtiger und großer Staat, mit Gleichheit vor dem Gesetz; und pfälzisch oder badisch können wir doch nicht werden; das wäre für uns a Bissel affrontirlich". Dann setzte er noch lachend hinzu: „Was aber die Grenz' anlangt, — die ist uns sehr einträglich". Damit meinte er den Schmuggel.

Soviel vom Wirth. Glauben Sie aber nur nicht, wir hätten, nach der Art deutscher Studenten, unser Studium von Land und Leuten auf das Wirthshaus beschränkt. Wir haben uns auch das alte Bergnest und dessen Umgebung gründlich betrachtet. Die Festung Bitsch, nach französischem Schematismus eine „place de guerre de la 3ème classe", liegt auf einem hohen und steilen Felsen von Vogesen-Sandstein (grès vosgien). Unten liegt das Städtchen, eingeschlossen zwischen der Basis des Forts und seinen eigenen Umfassungsmauern. Es hat nicht einmal 3000 Einwohner; und ich weiß mich in der That kaum noch irgend einer Sehenswürdigkeit aus demselben zu erinnern, als höchstens schöner Glasmalereien in der sonst geschmacklosen Kirche. Unser Wirth erzählte uns dagegen Wunderdinge von der Festung. Der ganze Felsen, worauf sie steht, soll inwendig ausgehöhlt, gewölbt und casemattirt sein. Auch sei ein Ziehbrunnen darin, der hinabreiche bis in die „ewige Teufe", wie unsere Bergleute sagen. Alle diese Heiligthümer haben wir natürlich nicht erblickt, sondern uns darauf beschränkt, die schöne Rundschau zu bewundern, welche man von der Festung aus hat auf die ganze Kette der unteren Vogesen. Wir machten auch Ausflüge nach

den benachbarten Walddörfern, nach Haspelscheidt an der „Waldeck", welche letztere im officiellen Französisch feierlich „la forêt de Waldeck" heißt, wie im Elsaß „das Holz" genannt wird „la forêt de Holz." Unten liegt da ein schöner großer Weiher mit trefflichen Fischen und oben auf der Höhe findet man Reste von Mauern und Erdwällen, welche der Eingeborene „das alte Schloß", der Franzose dagegen „le château d'Alt-Schloss" nennt. Der Schulmeister behauptet, es sei „ein altes Lager des Hunnen Atila", da er aber uns nicht für „Gelehrte" hielt, so würdigte er uns nicht der Mittheilung der ohne Zweifel sehr triftigen Gründe für seine interessante Ansicht. Dann kommt man an ein paar Häuser, wovon eins die Aufschrift führt: „Zur Prinzen-Hand." Etwas weiter des Weges löst sich das Räthsel insoweit, als hier in eine steile Sandsteinwand eine Hand eingemeißelt ist. Ich sage „insoweit", denn es entsteht sofort die neue Frage: Was bedeutet diese vertiefte Sculptur? Einige behaupten, der Herzog von Lothringen genannt Ferry der Dritte, habe hier eine Schlacht und in dieser Schlacht zuerst die rechte Hand und dann das Leben verloren. Andere versichern, es sei ein römisch-heidnisches Alterthum, „ex voto" geweiht dem Mercurius, der Jemandem eine kranke Hand geheilt. Letzteres ist wahrscheinlicher, denn wenn ein Herzog zuerst die Hand und dann sogleich auch das Leben dazu einbüßt, so ist es doch nicht die Hand, der man ein Denkmal setzt.

Ein anderer dieser Waldorte ist Sturzelbronn, am Schwarzbach, zwischen steilen Hügeln gelegen. Dort sind die Trümmer einer schönen Abtei, welcher die „großen Ideen von 1789" den rothen Hahn auf das Dach gesetzt haben.

Doch, da fällt mir ein, ich habe da in meiner Mappe sehr interessante Aufzeichnungen über Bitscher Zustände aus der Mitte des 16. Jahrhunderts. Ich habe sie wörtlich ausgezogen aus einer alten schwäbischen Familien-Chronik, welche mir im vorigen

Jahre der Zufall in die Hand führte. Da ich nicht weiß, wie wir Beide sonst diesen einsamen Abend zubringen sollen — denn das Kartenspiel verstehen wir ja beide nicht —, so bin ich bereit, Ihnen diese „Geschichte vom großen Trunk in Bitsch“ vorzulesen, — wörtlich so, wie sie in der Chronik geschrieben steht.

— „Ah, das ist ja herrlich! Bitte, erweisen Sie mir die Freundschaft.“

Und ich las ihm aus der Chronik vor, was folgt:

* * *

„Wie der Graf Philipp von Eberstein sich mit einer Wittfrau von Balieul zu Sanct Omar (Saint-Omer) verheirathet und Graf Frowein (Fröben) Christoph von Zimmern mit anderen Grafen auf die Hochzeit gereist.

Der alte Graf Wilhelm von Eberstein hatte von seinem Gemahl, einer geborenen Gräfin von Hanau, vier Söhne, welche alle vier ein gebührlich Alter erreichten. Davon hatte ihr Vater zwei, nämlich den Grafen Philipp und den Grafen Bruno, dem weltlichen Stande, und die beiden Andern, nämlich den Grafen Wilhelm und den Grafen Otto, dem geistlichen Stande bestimmt. Die zwei zuletzt Genannten, so die jüngsten waren, wurden von Jugend auf zum Lernen angehalten und auf die Schulen geschickt. Die beiden Aelteren aber wurden an der Fürsten Höfe gethan; und als der Aelteste, Graf Philipp, so ziemlich herangewachsen, kam er vom Lothringer Hofe, wo er bis dahin gewesen, zu Kaiser Karl dem Fünften, dessen Truchseß er ward. Nicht lange darnach begab es sich, daß der Kaiser Karl vor Argiriam (Algier) zog [1541]; und da folgte ihm besagter Graf Philipp als Truchseß und Kriegsmann. Und da der Kaiser in solcher expeditio damals großen Unfall und einen nicht zu verwindenden Schiffbruch erlitt, so war es darum um so höher zu achten, daß so viele ehrliche und gute Männer so elendiglich in

dem barbarischen Elemente umkamen, ohne daß sie zu einem Gefechte mit dem Feind gelangen konnten; und wenn sie auch am Leben blieben, so wurden sie doch des Hungers, der ungewöhnten Luft und des übergroßen und beharrlichen Unwetters wegen, sowie auch von dem ungestümen Meere so krank, daß viele davon starben. Unter den Kranken befand sich denn auch besagter Graf Philipp von Eberstein. Der ward auf den Schiffen bei der Rückfahrt so schwach und elend, daß schon Mancher ihn aufgab.

Als aber der fromme Kaiser Carolus V. solches Unglück erfuhr, da hatt' er mit seinem Kriegsvolk, und vorab mit seinen Dienstleuten, ein groß Mitleiden. Darum schickte er dem Grafen Philipp und den Andern, so mit ihm in derselbigen Galeone krank lagen, und sich Niemand mehr recht ihres Lebens versah, nicht nur Geld, sondern auch seinen eigenen Leibarzt und einen Kaplan, damit er sie als treuer Vater und Herr mit weltlichem und geistlichem Beistand versehen lasse. Solche große Gnade und Treue des löblichen Kaisers hat bei diesem jungen Grafen und den Andern so viel verfangen, daß sie durch den Fleiß des Arztes, jedoch nicht ohne absonderliche Vorsehung des Allmächtigen, dem Tode damals entronnen und mit dem Leben davon sind kommen. Ich hörte damals, daß sie, unter allen Unfällen keine größere Beschwer hätten gehabt, als den Hunger. Was sich aber auf dieser Meerfahrt begeben und um was es sich gehandelt, das ist hier weiter nicht dienlich, sondern anderswo von Anderen nach Gebühr aufgezeichnet und beschrieben worden.

Der fromme Kaiser Carolus, als er in diesem schreckbaren naufragio und in seinen größten Nöthen, knieend vor einem kleinen Altar im Schiff, sein Gebet vollbracht, da sei, so sagt man, ein Barfüßer-Mönch in seine Cajüte gekommen und habe das Kruzifix vom Altar gerissen, es dem affligirten Kaiser unter die Nase gehalten und gesprochen: „Das ist Dein Herr, Dein Schöpfer; den hast Du durch Deine Hoffahrt und Ueberhebung

erzürnt; der straft Dich jetzund"; und hat so den frommen betrübten Kaiser noch mehr mit seiner Importunität molestiret. Wär' ich's gewesen, ich hätt' befohlen, den tollen Pfaffen über Bord zu werfen. Aber der fromm' Kaiser litt das Alles und war geduldig. Dafür hat er auch nachher wieder Freude erlebt. Gleichwohl, nach diesem Unfall vor Argieria (Algier) ward allenthalben in deutschen Landen davon räsonnirt und ein Jeglicher sagte sein Judicium, so gut er's verstand. Der Graf Haug von Montfort kam dazumal einst nach der Abtey Weingarten. Der Abt frug den Grafen, was doch die Ursach', daß der fromm' Kaiser so großen Unfall im Kriege erlitten, und daß seine Unternehmungen nicht mehr so, wie hiervor, gelängen. Der Graf schwieg bei der ersten Frage und auch bei der zweiten. Wie aber der Abt das zum dritten Male ad propositum brachte, sprach er: „Herr Abt von Weingarten, so Ihr mir nichts zu ungut haltet, will ich Euch in größter Wahrheit die wahr' und gründlich' Ursach' nicht vorenthalten." Der Abt sprach: „Ja Herr, sagt mir was Ihr wollt; ich will zufrieden sein." Sprach darauf der Graf Haug: „Fürwahr, der Kaiser hat in seinem Kriegsrathe Niemanden sitzen, als Euch Mönche und Pfaffen, und folgt Euch; und dieweil Ihr Mönche das Kriegshandwerk nicht versteht, da geht's denn leider auch so, wie es geht. Die Fürsten Grafen und Herren und andere ehrliche Kriegsleut', die viel versucht und erfahren, die braucht man dann freilich nach der Hand, aber zu spät, denn sie kommen zur rechten Zeit und vorher vor Eurem schwarzen Haufen nicht in den Rath." —

Da wischte sich der Abt das Maul und hatt' sein Theil. Er bekannt' auch, der Graf hätt' ihm die Wahrheit gesagt. Aber ad propositum (à propos), der Kaiser hat damals eine nachtheilige expeditio gethan; und wiewohl ihm groß Hab und Gut untergegangen, so ist das doch gar nicht in Anschlag zu bringen gegen die guten Männer von allen Nationen, die allmitein-

ander Hungers und Krankheit halber haben sterben müssen. Man erzählt, wie das Kriegsvolk, sowohl die von Adel als auch sonst, krank, und halb todt vor Hungers also in den Schiffen gelegen, haben sie einander öfters im Gespötte für ihr Nachtessen zu Gaste geladen, also sprechend: „Ich will Euch heute Nacht zum Gast haben, zum „Resenbach“ (Stuttgart?) oder „zur Krone“ oder da und dort, da will ich Euch einmal gehörig tractiren; Ihr sollt haben gute Grundeln, guten Salm, guten Braten, Kapaunen und Wildpret“. Da mag sich Einer denn denken, was Denen das Maul wässerte nach solchen Worten. Und wirklich sind ihrer Viele hernach, als sie wieder in die Hülle und Fülle der Speisung kamen gestorben, dieweil sie sich überfressen hatten.

Da nun für dieses Mal der junge Graf Philipp von Eberstein mit dem Leben davon gekommen, ist er darnach viele Jahre lang bei Kaiser Carolus V. in Hispania und auch in deutschen Landen zu Hofe gewesen, hernach auch von ermeldetem Kaiser in Kriegen wider Frankreich und sonst gebraucht werden. Die namhaft wehrbare Stadt Audomar, — man nennt sie aber für gewöhnlich nur Sanct Thomas — in Artois gelegen —, hat er etzliche Zeit als ein Kaiserlicher Obrister mit einem Regimente deutscher Lanzknechte inne gehabt und wider Frankreich vertheidigt. Nun wohnte damals eines vornehmen französischen Herrn nachgelassene Wittib in dieser Stadt St. Thomas; die war des Geschleches und Herkommens eine von Balieul und Donliers, genannt mit dem Vornamen Johanna; und wiewohl sie schon von ihrem väterlichen Erbe eines großen Vermögens, so war ihr doch von ihren Herren und Gemahlen seligen, deren sie bereits zwei gehabt, und von Denen sie auch kein Kind hatte, nicht wenig zugefallen und anererbt. Dieweil aber damals zwischen dem Kaiser Carolus V. und Frankreich grade ein leidlich Einvernehmen, also daß sie beiderseits wieder anfingen, mit einander zu wandeln, so ließ sich dennoch besagte Wittfrau, wie gesagt, mehren-

theils nur zu Sanct Thomas finden und wollte ihren Besitzungen auf dem Lande nicht allzusehr trauen, sondern blieb in ihrer Behausung in der Stadt; die war wahrlich einem schönen Palatio gleich, mit ihren Gärten und allem Zubehör; auch an einem recht gesunden Ort in der Stadt gelegen; und wie man sagt, ist das einst von einem Bastard von Burgund erbaut worden. Diweil denn nun Graf Philipp von Eberstein Obrister in der Stadt war, ist durch Mittelspersonen eine Heirath zwischen ihm und dieser reichen Wittfrau angetragen worden; und kam darauf die Sach' so weit, daß er sich mit ihr, mit Wissen und Willen ihrer nächsten Freund' verlobet. Ich hörte damals, daß sie gegenüber ihrer Sippschaft in aller Unterhandlung sich so vernehmen lassen: Sie hätt' ihnen, ihren Sippen, vormals zweimal gefolget, und nach ihrem Rath sich verehelicht; wie das nun jedesmal schlecht gerathen, das wüßten sie wohl noch; derohalben sei sie nunmehro dahin entschlossen, das dritte Mal nach ihrem eigenen Gefallen, aber dennoch in ein vornehm' Geschlecht zu heirathen.

Es ward nun die Hochzeit zu Sanct Thomas anberaumt auf die Fastnacht im Jahre 1556; und wurde dazu auch eingeladen der junge Graf Wilhelm von Eberstein von Cöln, wo er Domherr war. Aber es wurde wieder rückgängig, denn der gute junge Graf wäre dazumal schier in Flandern ertrunken. Darauf wurde denn die Hochzeit zum andern Male abgeredet auf Sonntag Quasimodo in obbemeldetem Jahre zu Sanct Thomas. Graf Philipp schrieb dem alten Grafen Wilhelm von Eberstein, seinem Herrn Vater, Nachricht von solcher Handlung, nebst Bitt', in diese Heirath zu willigen, daneben auch ihm zu Ehren auf der Hochzeit zu erscheinen. Desgleichen verschrieb er darzu seines Herrn Vaters beide Brüder, die Grafen Bernhard und Johann Jacob. Auch seiner Frau Mutter Bruder, den Grafen Philippsen von Hanau. Desgleichen seinen Schwager, den Grafen

Frowein Christoph von Zimmern. Diese Alle mit einander, — mit alleiniger Ausnahme des Grafen Johann Jacob, welcher um beweglicher Ursachen willen damals nicht konnte von Hause abkommen — verglichen sich mit einander dahin, diese Hochzeit zu St. Thomas zu besuchen und ihrem Sohn, Vetter und Schwager zu Gefallen — wie lang auch der Weg sein möchte — zu erscheinen. Es ward verabredet, daß die Herren in Bitsch zusammen kommen und nachgehends durch den Westrich sowie durch Brabant und durch Flandern, ihren Weg in das Artois nehmen wollten.

Der edele Herr und Graf Frowein Christoph von Zimmern, nachdem er die Herrschaftssachen, soweit wie möglich, erledigt, begann seine Reise gleich nach Mitfasten. Er reiste durch das Kinzigthal. Er war Willens zu seinem Herrn Schwiegervater, dem alten Grafen Wilhelm von Eberstein, zu reiten. Es fiel aber damals ein solches Regenwetter ein, und gingen die Schneegewässer so heftig, wodurch die Kinzig anlief und groß ward, also daß der Graf nicht über das Wasser kommen konnt' und mußt' zu Steinach über Nacht bleiben.

Nun war das Wasser die selbige Nacht wieder etwas gefallen; derohalben der Graf sich am andern Morgen vornahm, es in Gottes Namen zu wagen und durch die Kinzig zu reiten. Er hatte Einen, so das Wasser erkundschaftet, bestellt; der ritt voran. Des Grafen Pferde, deren er sechse auf die Reise mit sich genommen, waren, als er durchritt, vor, hinter und neben ihm in dem Wasser. Aber da er einen kleinen Zelter ritt, welcher sonst gleichwohl trefflich und gut ging, aber etwas schwach war, da konnten die Dienstleute nur mit großer Mühe ihn selbst nebst dem Pferde erhalten, zudem das Wasser so strenge lief, daß es dem Grafen schwindelte, und er in Gefahr war, vorn über zu fallen. Und wofern nicht Einer der Diener, Rudolf genannt, gewesen wäre, der ihn mit Gewalt sammt seinem Rosse erwischte,

so wär's mit ihm vorbei gewesen, und wär' er im Wasser geblieben. Aber durch Gottes Gnade und die Sorgfalt Rudolf's und der übrigen Dienstleute, ist er damals am Leben erhalten worden. Als er nach Eberstein kam, blieb er bei seinem Schwiegervater nur drei Tage; dann aber haben sie ihren Weg selband nach Bitsch genommen. Während er aber in Eberstein lag und sich die Herren einstmals sich an einem Morgenimbisse letzten, begab es sich, daß Graf Frowein Christoph von Zimmern sich dabei zum Oeftern den Bart strich, wie denn überhaupt zu Zeiten Einer diesen, der Andere einen anderen Apperlon [Apperlon = Wunderlichkeit] und Gebärde an sich hat. Nun hatte damals der Ebersteiner ein fünfjähriges Pflegetöchterchen bei sich, namens Jungfrau Anna von Rosenstein; wie das nun sieht, den Herrn den Bart streichen, so schreit es hellauf dem Frauenzimmer zu: „Hei dieser Mann hat Läus' im Bart." Das war Jedermann sehr spaßhaft, und das Kind wollte mit seinem Geschrei gar nicht aufhören. Des Tags nun, da der alte Graf Wilhelm und sein Tochtermann Frowein von Eberstein wegritten, da sind sie in dem Städlein Lichtenau — gehört dem Grafen von Hanau — abstiegen, des Willens dort den Imbiß zu nehmen und noch selbiger Nacht bis nach Hagenau zu gelangen, wo Graf Bernhard von Eberstein auch schon war; und der Graf Wilhelm hatte seinen Schatzmeister vorausgeschickt, die Herberge daselbst zu belegen. Ich weiß aber nicht, wie sich die beiden Grafen zu lange bei dem Imbiß verhinderten [verweilten], zudem sie auch schon bei der Zwerchfahrt über den Rhein über Gebühr aufgehalten worden waren, — kurz, sie kamen erst ganz spät und mit Anbruch der Nacht nach Hagenau, vor das Stadtthor, das schon verschlossen war. Mit Anrufen und Nachsuchen um Einlaß und mit Versprechungen, da ward nichts gespart; aber die Wächter auf den Thürmen verwiesen sie immer von einem Thor zu dem andern. Also ward die halbe Stadt und mehr, so viel

überhaupt vor dem Wasser umritten werden kann, etzliche Mal auswendig umritten; und dann ritten die Einen da hinaus, und die Andern dort hinaus. Was soll ich sagen? Die Wächter wollten aufs Letzt' keine Antwort mehr geben; und wurden mit dem Hin- und Herreiten und Umkehren an anderthalb Stunden und darauf zugebracht. Auf's Letzt' blieb nichts Anderes übrig, die Herren mußten mit ihren Edelleuten und Reitern abziehen; denn es giebt keine Herberge oder sonstige Behausung nah vor der Stadt. Sie beriethen sich in der nächsten Besitzung oder in einem Dorf, so ein Wirthshaus hat, über Nacht zu bleiben in der Hoffnung, es werde ihnen am andern Tag besser gehn. Darauf kamen sie zu einigen Villen und Schlößlein, die gehörten Bürgern der Stadt Hagenau. Da wollt' man sie aber durchaus nicht einlassen; denn wiewohl sich die edeln Herren bei Namen nannten und die besten Worte von der Welt gaben, so wollte man ihnen doch nicht trauen und glaubte vielleicht gar, es stecke eine Tücke dahinter. Deshalb mußten sie abermals weiter, obgleich da drinnen in Hagenau in der Stadt die Herberge bestellt und in der That mit den allerköstlichsten Bissen von Fisch und Fleisch zum besten zugerichtet war. Letztlich, nach drei oder vier Stunden in der Nacht, da kamen sie in ein Dorf — heißt Schweighausen und gehört dem Grafen von Westerburg — in das Amt und zu dem Schlosse Rauschenburg gehörig. Dieses Amt hat selbiger Graf Westerburg vor wenigen Jahren von seinem Weibe, einer geborenen Gräfin von Bitsch, der Tochter des Grafen Simon Wecker von Bitsch, zum Heirathsgute erhalten.

Als nun die Grafen Eberstein und Zimmern selband nach Schweighausen kamen, ganz spät in der Nacht, da fanden sie gleichwohl zwei Wirthshäuser, aber nur so wie sie im Elsaß auf dem Lande herkömmlich sind. In solchen war von Victualien weiter nichts als Wein, Brot, Milch und Eier. Die Stuben

waren sehr heiß und lagen voll Stroh. Die Bauern saßen in den Stuben und tranken und waren toll und voll. Sobald nun der alte Herr, Graf Wilhelm, dahin kam, da wies er in der einen Herberg die Bauern hinaus. Sie mußten weichen, und es war wohl auch für sie selbst an der Zeit und das Beßt', daß sie heimgingen. Nun war aber Jedermänniglich hungrig und lüstig zum Essen und schmuck (schmeckte) Alles vortrefflich. Darnach ließ man anderes Stroh in das Zimmer tragen; darauf legte sich der alte Herr, Graf Wilhelm. Nun verlangte er zwar, sein Tochtermann solle sich zu ihm in das Stroh legen; allein der wollt's nicht thun; denn er bedachte, so er sich zum alten Herrn legte und sich im Stroh bewegte, so möchte das dem alten Herrn zur Beschwerniß gereichen, und er selber könne sich doch dessen nicht gänzlich enthalten. Deshalb legt' er sich auf die Bank am Fenster. Darauf schlief er, so viel sein konnt'. Nun war aber das Haus nur nothdürftig gebaut aus Holz und Lehm, und es war, wie am Rheinstrom üblich, nirgends ein luftdichter Verschluß an Thüren, Fenster und Wänden. Wenn nun der junge Herr Frowein, Graf Wilhelms Tochtermann, sich mit dem Angesicht gegen das Fenster wandte, so ging ihm die Luft vorne auf den Leib. Kehrte er sich dann um, so ging ihm die Luft auf Rücken und Lenden, was er noch viel weniger vertragen konnte. Zudem lag so ein Bauer, der Wirth im Haus, der mit dem alten Herrn im Trinken ganz leichtsinnig gewesen, auf der andern Bank; dem stank der Huf so arg, daß man meinte, der Athem müßte einem darüber ausgehen. Also drehte sich der Graf Frowein fast die ganze Nacht um und um, wie man einen Braten am Spieß umdreht. Dann gegen das Fenster, dann gegen die Stube, dann, wenn ihm Beides zu arg geworden, stand er auch einmal auf und schaute zum Fenster hinaus. Was derweil die Knecht' und das Gesinde die selbige Nacht für ein Regiment und zu ihrer Kurzweil für eine gute

Tractation geführt, das will ich für diesmal bei Seite lassen. In der Herrenstube aber ging es die ganze Nacht zu, wie oben gemeldet, so daß schier wenig geschlafen wurde. Des Morgens war man zu guter Zeit wieder zu Pferde und kam früh nach Reichshofen in das Städtlein. Das ist voreinst dem Grafen Jörg von Bitsch gewesen; der aber hat's seinem Vetter, dem Grafen Jacob, abgegeben. Da aß man denn zu Mittag. Graf Bernhard von Eberstein, der zu Hagenau geherbergt, gesellte sich daselbst zu der Compagnia. Nach dem Morgenessen kamen etzliche trunkene Bauern in das Wirthshaus; und dieweil die Selbigen von Reden und Gebärden gar abenteuerlich, so hatten die Herren ihre Kurzweil mit ihnen. Als nun die Herren weiter nach Bitsch ritten, da gab es naß' und kalt' Wetter; und dieweil man durch den wüsten und wilden Bitscher Wald reiten mußte, hatte der Graf Wilhelm einen seiner Lehnsleute, einen Kriegsmann, genannt Jacob von Windeck, mit sich auf die Reise genommen; der Selbige unterwand sich, die Herren zu führen durch den Wald, der wahrlich groß und irrsam ist. Man ritt eine so lange Zeit hin und wieder, daß endlich Niemand mehr wußt', wo hinaus; und dabei regnete es mehrentheils, als ob man mit Kübeln schüttete. Jedoch half ihnen doch Gott, daß sie endlich, wenngleich etwas spät, glücklich nach Bitsch kamen. Dort hatte Graf Jacob bei sich seine jungen Vettern, Graf Eberwein von Hohenstein, Graf Allwig und Wilhelm von Sulz (ein elsasser Geschlecht) und den Grafen von Ysenburg-Büdingen. Dann war auch noch da der Graf Lips von Hanau und dessen Sohn Philips; denn es war damals im Gemunkel, daß zwischen des Grafen Jacob Tochter und diesem Grafen Philipsen eine Heirath sollte vorgenommen werden, was auch nachgehends geschehen. Diese Grafen waren Alle vorher schon auf Bitsch. Wie nun die beiden alten Grafen von Eberstein auf Bitsch kamen mit ihrer Gesellschaft, da wurden sie hoch empfangen und in

ihr Gemach geleitet. Aber sie konnten kaum die Mäntel ablegen. Denn es herrscht ja der deutsche Brauch, daß man zunächst zur Tafel läuft und willkommen schreit, sonst muß man zur Straf' die Töpfe vom Heerde rücken. Es hatte also von den Gästen keineswegs ein Jeglicher die Gelegenheit, zu thun nach seinem eigenen Gefallen, und wie es die Nothdurft erfordert, sondern die Gäste wurden sofort vom Grafen Jacob von Bitsch und den anderen Herren zu Tisch geholet. Von dem Frauenzimmer war allda Jacobs Gemahl, eine Gräfin von Hohenstein, und deren beide Töchter; desgleichen Frau Kleopha, Graf Wilhelms von Sulz Gemahl; die verheirathete Schwester des Markgrafen Karl von Baden und noch eine ledige Schwester Namens Jacoba; auch Karls Mutter, eine Schwester des Grafen Jacob. Unter Anderm wurde Graf Frowein, um ihn als Gast zu ehren und da er vorher noch nicht in Bitsch gewesen, zwischen die alte Gräfin von Bitsch und die junge Jacoba von Baden hinter den Tisch gesetzt. Nun ward ihm aber, sobald er hinter den Tisch und in einen so engen Pferch gekommen, im Leib etwas unrecht; also daß er vermerkte, wofern er sich bei Tisch viel nöthigen und geben lasse, ihm solches sehr zu Unstatten, ja sogar zu großen Schanden und Spott würde gereichen. Denn sintemals er die Nacht zuvor in Schweighausen im Wirthshaus, und dann den ganzen Tag im nassen Wetter und aller Kälte zugebracht, kann man sich wohl denken, was ihm das Alles einen Unrath und Mangel im Leib zuweg gebracht. Derohalben durft' er sich nicht bewegen und regen. Aengsten halber brach ihm, wie natürlich, der Schweiß aus, also, daß ihm die hellen Tropfen an der Stirne und im ganzen Angesicht lagen, und Mancher wohl sah, daß ihm was fehlte. Aber Niemand wußt', was. Es sollt's auch damals Niemand wissen. Graf Bernhard von Eberstein verwunderte sich auch darob und sprach zu ihm: „Schwager, was sitzet Ihr also? is Euch nit wohl? Warum

denn legt Ihr dem Frauenzimmer nicht vor?" Ach Gott, der gut' Herr hätt's ja gerne gethan; aber es hatte, wie oben gemeldet, seinen besonderen guten Grund, und er durft' es nicht wagen. Wie nun das Nachtmahl nach „Bitscher Brauch" schon eine schöne Weile gewähret, da schickte der Graf Eberwein von Hohenstein einen Edelmann mit einem Maßglas voll Wein zum Grafen Frowein, und ließ ihm ansagen, er wolle mit ihm auf gute Kundschaft trinken. Er aber schlug es dem Edelmann mit Fug ab, und mit Bitt', ihn bei dem Grafen Eberwein zu entschuldigen und ihm zu vermelden, daß er gar nicht wohl auf sei, sondern sich recht übel befinde. Aber das wollte bei dem Hohensteiner nichts verfangen: er trank das Glas aus und schickt' es dann dem Schwaben mit allerstärkstem Rheinwein gefüllt, mit Bitt', ihm nunmehro Bescheid zu thun und das nicht abzuschlagen. Der gute Herr Frowein stack nun hinter dem Tisch, war eng umsessen und kunnt' nicht weichen. Derohalben war er in größter Noth, mit dem Vorsatz, so er den Trunk gethan, wolle er sich so stellen, als ob ihm seine Nase schweißte (blutete), aufstehn und auskratzen, sage man auch dazu, was man wolle. Wie er nun einen Trunk des starken Weins thut, siehe da, da erwämt der starke Rheingauer Wein den Magen dermaßen, daß er gleich eine Besserung empfand. Derohalben that er sofort noch einen größeren Trunk; und als er merkte, daß ihm der Wein bekam, da that's ihm um so wohler, und er trank aus.

Indeß war die halbe Mahlzeit vollendet; und also stand nach „Bitscher Brauch" das Frauenzimmer auf und ging weg, was die Mehrzahl der Gäste wohl zufrieden war. Nun hatte Graf Jacob von Bitsch vermerkt und Acht gegeben auf das groß' Glas mit schwerem Wein, und wie er hörte, daß dem Grafen Eberwein war Bescheid gethan worden, da hob er die selbig Nacht einen großen Trunk an. Das währet' über die halbe Nacht hinein. In Summa, durch Hilfe des guten und schweren

Rheinweins verging alles Bauchweh, und wurden die Kranken allesammt wieder gesund. Die Herren blieben drei ganze Tage auf Bitsch. So sie aber noch drei Tage länger allda hätten sollen verharren, so ist kein Zweifel, es wäre ihrer ein Theil der übergroßen Unmäßigkeit halber krank geworden. Wären sie aber auch selbst dann noch länger allda geblieben, so ist es möglich, es wären vielleicht ihrer Etzliche gar verstorben, und statt des Mannes ein Trauer-Brief heimkommen.

Da ich aber nun einmal an dieser Materia bin, so will ich ein wenig von dieses Grafen Jacob Brauch und Gepflogenheiten, die er auf Schloß Bitsch und an anderen Orten hatte, erzählen. Daß die Grafen von Zweibrücken, so man die Grafen von Bitsch derzeit nur nannte, ein absonderlich fürnehm und alt Geschlecht sind, ist, so achte ich, jedermänniglich, der sich auch nur ein wenig der Kenntniß derer alten Geschlechter beflissen, bekannt, und ist es glaubhaft, daß sie ursprünglich von den Grafen von Catzenelenbogen abstammen, so der Chatten Fürsten und Heerführer gewesen. Sie haben vor dreihundert Jahren oder etwas mehr ihre fürstliche Grafschaft Zweibrücken an die Pfalzgrafen bei Rhein vertauscht gegen die Herrschaft Bitsch, so vor Jahren das „Dominium Bidense" geheißen; und es bedünkt mich fürwahr, daß sie ein Austausch gewesen, wie der des Glaukos und Diomedes, [diese beiden homerischen Helden vertauschten bekanntlich ihre Rüstungen, und zwar eine goldene gegen eine eherne], heißt auf gut deutsch: „Ein Roß um eine Sackpfeife." Von da ab also haben die Grafen diese unfruchtbare und steinige kleine Welt hier innegehabt mit ihren Hölzern und Hecken. Aber es ist ihnen zu unserer Vorfahren Zeiten ein unerwartet Glück widerfahren; denn wie man spricht, der Niedergang des Einen sei des Anderen Aufgang, so ist das auch allhier geschehen. Die fürnehmen und mächtigen Herren von Liechtenberg (im Elsaß) sind ausgestorben und alle ihre Güter sind an die beiden Grafen-

geschlechter von Bitsch und von Hanau gefallen. Da sind sie denn nun wieder in Ehre und Vermögen gekommen. Aber daneben gingen die Sachen auch wieder rückwärts. Denn das Geschlecht Bitsch steht jetzt auf diesen zwei Augen des Grafen Jacob. Der aber hat sein Lebtag lang ein solches Regiment geführt mit Essen und Trinken, daß er solcher Unordnung halber in allen deutschen Landen verrufen, und es kein Wunder ist, daß er keinen Sohn, sondern nur noch eine einzige Tochter hat, wiewohl er vor Jahren einen Sohn gehabt hat. Der ist bei drei Jahr alt worden; so hat aber Graf Jacob eine solche Hoffahrt mit ihm geübt, daß es kein Wunder war, wenn Gott ihm selbigen wieder genommen.

So Graf Jacob einheimisch war und nicht hat über Land reiten wollen, ward das Morgenmahl um zehn Uhr ungefähr oder etwas früher angefangen; und es dauerte gewöhnlich auf vier Stund'. Woferne aber liebe und angenehme Gäste vorhanden waren, so hat es vor fünf Stund' niemals aufgehört. Nach dem Morgenmahl hat man nicht drei Stunden Pause, so fängt das Nachtessen an. Da kommt erst der Gaul ins Rennen, und erhebt sich dann das richtige Trinken mit: „Wir Zwei gegen die Zwei" und sonstigem „Ad-coram-Nehmen". Solches währet bis ungefähr um die zehn oder eilf Uhren in der Nacht. Alsdann, wenn manch' Einer getrunken, daß er schier nichts mehr sieht, so fängt das Spiel an. Da ratschte man denn noch so eine Stunde oder zwei. Darnach geht der Schlaftrunk an. Wer sich den ganzen Tag über und auch beim Nachtmahl zusammengenommen, der mag dann mit Essen und Trinken noch wohl zukommen. Dieweilen aber die Herren Grafen spielen, darf kein fremder Edelmann und auch kein Diener in das Zimmer kommen. Geschieht es dennoch, so sind Etzliche dafür bestellt und verordnet, die sind mit großen Pocalen und gutem Wein versehen und fertigen den Eindringling ab, daß er auf eine gute

Stunde keinen Durst mehr verspürt. Ich hab's wahrlich selbst gesehen, daß ein Diener kaum nur einmal in den Saal hereingesehen, da ward er gestellt und ihm eine solche Weinkappe übergezogen, daß er froh war, wie er wieder hinauskam. Zwischendurch aber liefen die Knecht' und Buben mit großen Kannen und Flaschen im Schloßhofe hinter einander her und wer trinken wollt' und Durst hatt', der mocht's thun, da war kein Mangel. In Summa, es ging allewege zu, als wollte man nicht lange mehr wirthschaften. Aber zum Schlaftrunk da wurd' neben dem Confect und den Confitüren noch allerlei Essen, wie Braten und Anderes, aufgetragen. Dabei bleibt es jedoch nicht. Jetzt ruft Graf Jacob einem Edelmann, man solle eine Specksuppe machen. Dann muß man „Metzer Krammetsvögel“ machen, das ist ein geröstetes Brötlein; — dann blaue Hechte sieden; — bald Das, bald Jenes. Solch Schwelgen währet bis nach Mitternacht, etwa bis um zwei Uhr gegen Tag, zu Zeiten noch länger. Alsdann erst geht man schlafen. Und wenn auch ein solches Regiment sonst weder für die Seele noch für den Leib tauglich oder vortheilhaft ist, so ist es doch dazu gut, daß Einem die Flöhe bei Nacht weiter nicht lästig fallen. Des Morgens aber gehn Pfeifer, oder auch Trommelschläger, wenn Graf Jacob grade Besatzung in dem Schloß liegen hat, im Schloß und auf den Wällen umher, schlagen zur Morgensuppe und rufen dazu: „Woferne, Ihr lieben Brüder, alle Die, so gestern voll und toll gewesen, sich wieder erlaben und erholen wollen, so sollen sie kommen in diese oder jene Stuben; da werden sie ein Süpplein finden und des guten Weines genug!“ Da fangen denn die Abenteuer des Tages wieder von vorn an.

Es sind wirklich namhafte Leute dieser Schlemmerei und dieses Apicii wegen gestorben; und wenn ich es nicht selbst mit eigenen Augen gesehen, wär' mir's unglaublich gewesen. Auch habe ich glaubhaft vernommen, daß solch' Unwesen nicht allein

zu denen Zeiten, so vornehme Gäst' und fremde Leut' vorhanden, sondern auch, so Graf Jacob allein mit seinen Jägern, Forstmeistern, Edelleuten oder was er sonst ihm genehmes Gesind haben mochte, so sei es in gleicher Weise gehalten worden. Sein Schwager, Graf Eberwein von Hohenstein, ist wegen des überschwänglichen Trinkens, so er dem Grafen Jacob zu Gefallen gethan, kürzlich gestorben; und so ist auch seiner Schwester Sohn, der junge Graf Rudolph von Sulz, unwidersprechlich lediglich um derselbigen Ursach' willen ohne Leibeserben mit Tod abgegangen. In Summa, wie konnte Gesundheit und Gedeihen aufkommen bei einem so ungebührlichen und überfließenden Wesen? Des Menschen Leib ist von Fleisch, Bein und Blut formirt, und wenn er auch fest, wie Eisen oder Stahl, zusammen gefügt wäre, so muß doch auf's letzte ein solcher Wandel auf irgend eine Art auch das härteste Geschöpf oder gar Metall mit Gewalt, wie ein giftiges Aetz-Wasser, anfressen.

Das Frauenzimmer auf Bitsch war nur die erste Nacht zum Vorschein gekommen. Darnach kam's nit mehr hervor, sondern blieb hinten in seinem Gemach. Die fremden Edelleute aber, so mit dem Herrn Grafen dahin gekommen, wollten wegen des unmenschlichen Trinkens auch nicht heran, sondern aßen mit den Dienstleuten. Das war aber Graf Jacob durchaus nit zufrieden. Er wollt', sie sollten im Saal essen, und ließ ihnen entbieten, herauf zu kommen. Aber sie entschuldigten sich wiederholt und blieben aus. Solches Hin- und Her-Entbieten, das geschah einmal, zweimal und dreimal; und zuletzt entbot ihnen Graf Jacob von Bitsch, wenn sie nun endlich nicht kämen, dann werde er sie durch seine Trabanten in den Thurm werfen lassen. Und in der That, wären sie nit kommen, er hätt' sie, wie angedroht, holen und zum Thurm führen lassen. Doch sie hatten Menschenverstand. Sie kamen; damit war des Grafen Jacob Wille erfüllet und die große Confusion, welche drohete, glücklich abgestellt.

Aber zuletzt verdarb noch der Kellermeister zu Bitsch die Sache und ward er von wegen des Grafen Wilhelm von Eberstein in das Burg-Verließ geworfen. Und die Ursach' war die:

Graf Jacob von Bitsch hatt' befohlen, man sollt' seinen Gästen nur vom allerschwersten und stärksten Wein einschenken. Dieweil aber ein so überschwänglich und grausenhaft Trinken war, und der Graf Jacob für sich selbst alle Vortheil' und Praktiken gebrauchte, so machten die Gäste hinter dem Rücken des Grafen Jacob mit dem Kellermeister ein heimlich Abkommen, daß er ihnen, statt schweren, nur einen leichten Wein gab, was ihnen in dem Sauf-Turnier zu großem Vortheil gereichte. Aber Graf Jacob wurd' die Sach' gewahr; und da hatt' er ein so groß Mißfallen darob, daß er seinen Kellermeister allein um dieser Ursache willen einspunden ließ; und selbst dem alten Grafen Wilhelm von Eberstein gelang 's nit, ihn wieder los- und freizubitten.

In Summa, es ist nicht wohl möglich, daß man's bei so unmöglichem Verschwenden, auf die Dauer kann aushalten.

Gott weiß, wie das wird enden.

Uebrigens kann ich's nicht unterlassen, eine überaus gute Historia zu vermelden, die dem Grafen Jacob kurz zuvor auf Lichteneck begegnet. Jacob war mit seiner Schwester, der verwittweten Gräfin von Sulz, nach Lichteneck gekommen, traf aber daselbst seinen Schwager, den Grafen Konrad von Tübingen, nicht zu Hause. Als man nun zu Nacht aß, und Konrads Gemahlin, eine geb. Truchseß von Walpurg, mit ihren Gästen guter Dinge war, begab es sich, daß ein kleines Hündlein, ein Steuberle oder Pünscherle, wie man solche Hund' zu nennen pflegt, unter dem Tisch war, um dort die Knochen und was sonst abfiel, zu erschnappen. Ich weiß nicht, wer das Hündle unter der Tafel erzürnt oder ihm was zu Leid gethan. Aber unversehens schnappt es um sich und beißt den Grafen Jacob

in die Wade; vielleicht hat er es auch gestoßen oder getreten. Darauf erblaßt Jacob und ruft seiner Schwester ganz kläglich zu, sie wolle doch helfen und rathen, es habe ihn ein unsinniger (toller) Hund gebissen, er besorge, das koste ihm sein Leben. Ueber diese Rede erschrack Jedermänniglich. Jeder stand auf und erhob große Klage, besonders die Schwester. Der guten Gräfin von Tübingen war sehr bange, daß sich ein solch' Inconveniens in ihrem Hause begeben hätt'. In Summa, es war ein groß' Turba und Umherlaufen; der Eine rieth Das an, der Andere Jenes. Inzwischen läuft das klein' Hündlein zur Thür hinaus. Da schreit Graf Jacob: „Ihm nach, ihm nach! Liebe Freund', das ist der unsinnig Hund. Seht nur, wie er flieht, den Schwanz zwischen die Beine geklemmt. Fangt ihn. Lauft ihm nach, schlachtet ihn und bratet mir seine Leber. Das hilft!" Auf solchen Befehl stürzte Alles, Edelleut', Edelfrauen, Jungfrauen, Knecht', Buben und allerhand Volk, dem Hund nach. Wie aber der Hund sieht, daß man ihm nachjagt, fürcht' er sich noch mehr, und wahrlich nicht ohne Grund; wollte man ihm ja doch zu Leib und für den Grafen seine Leber braten. Also lief das Hündlein, was es laufen konnte, die eine Stiege hinauf und die andere wieder hinunter, hierhin und dorthin; und es war ein wildes Gedresch nach dem Hund', ehe man ihn konnte fangen. Indessen fand sich Jemand, der Verstand genug hatte, zu rathen, man solle doch lieber nicht gleich den Hund todt schlagen und die Leber braten, sondern erst einmal feststellen, ob er wüthend (toll) sei, oder nicht. Diese Meinung drang denn auch endlich durch, und selbst der Graf Jacob beruhigte sich dabei.

Wie man also den Hund hatte, hielt man ihm Essen vor, dieweil man sagt, daß kein wüthender Hund gekochte Speisen esse. Also da man nun dem guten Hunde gebratenes Fleisch und andere gute Bißlein vorwarf, da griff er zu; und er hätt', glaub'

ich, ein halbes Kalb aufgefressen, so wenig war er wüthend. Um jedoch den kranken Grafen zufrieden zu stellen, mußte man ihm den Hund vor die Augen bringen und ihn essen lassen, daß er es selber sah. Aber Graf Jacob wollte sich doch nicht die Hosen ausziehen lassen, sondern man mußte sie ihm von den Schenkeln herunter schneiden. Da fand sich denn, daß der Hund nur mit zwei Zähnen ihm ein kleines Grifflein gegeben. Gleichwohl brachte man den Grafen mit feierlichem Ernste zu Bette. Er schlief darin ohne Unterbrechung die ganze Nacht durch den gesundesten Schlaf; und da es den andern Tag wieder gut war, hatte man keine Ursach' nach dem Wundarzte zu schicken, und war die Sache zu Ende.

Von des Grafen Reisen über Land, da wäre ein besonderer Tractatus zu machen. Denn wenn er Willens war, an einen Ort zu reiten, so fing er damit an, seinen Morgenimbiß zu nehmen. Das währte manchmal von Morgens 7 oder 8 Uhr bis um 3 oder 4 Uhr Nachmittags. Das nannte man „die Bitscher Suppe", und ist zu einem Sprüchwort geworden. Während er nun acht Stunden lang seine „Suppe" ißt, müssen drunten im Schloßhofe die Knechte auf ihren Gäulen halten und auf ihren Bacchus warten. Was ihm von ihnen, während er an seiner „Suppe" sitzt, gegönnt und angewünscht wird, das möcht' ich nicht mit ihm theilen. Geht es dann gegen Abend, so fängt die Reise dann erst an. So kommt er denn mehrentheils erst um oder nach Mitternacht in die Herberg, im guten Glauben, er seie ganz willkommen da, wo er so zur Unzeit anlangt. Seine Köche schickt er voraus; die müssen oft zum zweiten und dritten Mal kochen und immer wieder von Neuem anrichten, ehe er ankommt. Was bei All' dem für Nutzen herausspringt, ist leicht zu erachten, besonders da er mehrentheils mit starker Bedeckung reist, also mit dreißig, vierzig, ja fünfzig und mehr Pferden. Es ist zu verwundern, daß seine nächtlichen und

unzeitigen Reisen so gut ablaufen, namentlich da er von Körper ein schwerer und zu Roß unbeholfener Mann, und dabei meistens knüppelvoll ist. Dieses Reisen und bei Nacht Umherterminiren haben ihm seine Vettern, die Grafen von Sulz, so ziemlich abgelernt, so daß auch sie selten bei Tag in's Quartier kommen, sei's bei Freunden oder in der Herberg'.

Das Schloß Bitsch hat übrigens der Graf Jacob wohl ausbauen lassen; und da es ziemlich hoch auf einem überragenden hohen Felsen gelegen ist, so hat er die Bewohner des Städtleins Bitsch, welches vordem den größeren Theil des Felsens einnahm, während das Schloß nur den kleineren Theil von Alters her innegehabt, abgefunden. Die haben hernach ihre Häuser herunter in das Thal gebauet; er aber hat alle Häuser des oberen Städtleins abgebrochen, und rund um den Felsen herum auf drei Seiten einen Wall aufgeführt. Auf der vierten Seite aber liegt das Schloß dem Ort so nahe, daß er einen Wall oder andere Festungswehr nicht hat bauen können. Da wurde das Städtlein ummauert.

Ungefähr fünf oder sechs Jahr nach der Zeit, davon ich oben geschrieben, hat er seine einzig Tochter Fräulein Mariane, dem jungen Grafen Philipsen von Hanau-Lichtenberg vermählet, und ist die Hochzeit auf dem Schlosse Bitsch mit so überschwänglichen Unkosten und Pracht gehalten worden, dergleichen von einer Grafenhochzeit in langer Zeit nicht erhöret worden. Darauf aber sind die beiden Mitschwieger uneinig geworden; und seitdem führt der von Bitsch, wo er auch hinreist, seinen Schatz, bestehend in etzlich-tausend Gulden baar Geld, stets überall mit sich, wie man glaubt, damit es seinem Schwiegersohne, oder dem Mitschwieger, wenn Gott ihn unversehens abrufe, nicht in die Hände falle.

Also ist es ein Jammer, da der Segen Gottes nicht beiwohnet."

* * *

Als ich meine Vorlesung beendigt hatte und den Hauptmann — denn das war mein norddeutscher Bundesbruder, mit dem ich damals im Feld mich über Bitsch unterhielt, — fragte, was er von der Geschichte halte, sagte er:

— „Donnerwetter, Doctor, so was laß ich mir eher gefallen, als Ihr verwünschtes Sanskrit, womit Sie mir zuerst zu Leib gehen wollten. Das ist ja eine gar zu reizende und schnurrige kleine Geschichte. Wie das Alles so schön klar herauskommt, wie die Personen so charakteristisch hervortreten und doch so lustig durcheinander wirbeln und wimmeln. Aber doch eine etwas verkommene Zeit, dieses „große sechszehnte Jahrhundert!" Alles in Verwirrung und Auflösung! Kaiser Carolus Quintus überall in der Welt herum seiner phantastischen Universalmonarchie nachjagend; in Spanien, in Italien, in Algier, — überall, nur nicht in Deutschland! Die Ritter cujoniren und hänseln die Bauern. Sie verachten die Bürger; und die Städte machen ihnen dafür die Thore vor der Nase zu. Vor den Villen der städtischen Patrizier werden sie zurückgewiesen weil sie „verdächtiges Volk" sind. Es sind noch dieselben reichsunmittelbaren und ritterbürtigen Geschlechter, welche diesseits und jenseits des Rhein, — dort im Schwaben-, Alemannen- und Frankenlande — hier im elsaßer und lothringer Reichslande — ihre reichen Besitzungen haben. Aber der besoffene Graf unterscheidet sich wenig vom trunkenen Bauer, mit dem er unziemliche Kurzweil treibt. Während Frankreich sich immer mehr zu politischer Einheit und wirthschaftlicher Freiheit im Innern zusammenschließt und damit stets neuen Boden für seinen Culturfortschritt gewinnt, haust jeder dieser Grafen für sich allein auf seinem Schloß. Er befestigt dasselbe und hält sich seine reisigen Lanzknechte. Allein um Kaiser und Reich kümmert er sich das ganze Jahr nicht. Sich selbst betrachtet er als Mittelpunkt der Welt. Von seinen mittelalterlichen Vorfahren hat er alle Laster, aber

keine einzige ihrer zahlreichen und großen Tugenden geerbt. Kleine Duodez-Tyrannen, ruiniren sie sich durch einen barbarischen, sinn- und geschmacklosen Luxus und werfen den in's Burgverlies, der an ihrer Völlerei nicht theilnehmen will. Sie sind wahrlich „toller" und „unsinniger", als der von ihnen mit Unrecht beargwohnte Pinscher. Da wird es Einem denn recht begreiflich, daß solche heruntergekommene phantastische Edelleute, welche ihr ganzes Augenmerk nur darauf richteten, ihre Person, ihr Geschlecht und ihren Besitz durch Trunk zu ruiniren, nicht fähig sind, der wachsenden Macht des politisch und militärisch bereits geeinigten Frankreich Widerstand zu leisten. — Aber gestehen Sie mir nur offen: Nicht wahr, die Geschichte ist nicht aus einer alten Chronik? Sie haben sie selbst componirt? Sie klingt fast gerade, als wär' es ein Capitel aus Ihrer Geschichte der Kleinstaaterei!"

— Nein, Capitano, da irren Sie sich doch. Ich wollte, ich könnte so was erfinden und so richtig den Ton des 16. Jahrhunderts treffen. Allein ich darf mich nicht mit fremden Federn schmücken. Die Geschichte steht wirklich wörtlich in der „Zimmerischen Chronik".

— „Zimmerische Chronik, was ist das? Nie was davon gehört!"

— Es ist die Geschichte einer reichsritterschaftlichen, später gräflichen Familie Schwabens, derer von Zimmern, welche sich auch zuweilen Zimbern schrieben, um anzudeuten, daß ihre Vorfahren schon in alten Zeiten in Gemeinschaft mit den Teutonen das alte römische Reich unsicher gemacht hatten. Diese Chronik stammt aus dem 15. und 16. Jahrhundert und ist für die Geschichte dieser Zeit eben so reich als zuverlässig, während sie sich über die früheren Perioden vielfach in Fabeln ergeht. Wer ihr Verfasser ist, kann man von ihr so wenig sagen, wie von den unsterblichen Gesängen Homeros. Ein ganzes Geschlecht hat

daran gearbeitet. Es scheint, ein Jeder der Grafen, welcher die Feder zu führen verstand, namentlich aber im 16. Jahrhundert die Grafen Frowein und Wilhelm, haben, was ihnen wissenswerth dünkte, aufgeschrieben, und zwar Anfangs auf lose Blätter und Bogen; die hat man denn später zu stattlichen Bänden zusammen gebunden; und endlich ist in dem dritten Viertel des 16. Jahrhunderts ein gelehrter Redactor darüber gekommen und hat das Ganze zusammengeschrieben in ein zierliches Deutsch, das ich meinerseits in der Abschrift oder dem Auszug, den ich Ihnen vorgelesen, etwas verdorben, d. h. von vielen schwäbisch-alemannischen Dialect-Eigenthümlichkeiten, welche heut zu Tage das Verständniß erschweren, gereinigt habe.

Entstanden ist die Chronik auf dem Schlosse Zimmern, welches zwischen dem alemannischen Rottwil und dem schwäbischen Oberndorf, unweit des Neckar liegt. Der Schluß-Redactor war Hans Müller aus Meßkirch, früher Obervogt in dem soeben bereits erwähnten Städtchen Oberndorf am Neckar. Wie löblich seine Ansichten von der Aufgabe eines Geschichtsschreibers sind, und wie sehr solche allen modernen Historikern zu wünschen wären, mögen Ihnen folgende Stellen beweisen, welche ich mir ebenfalls aus der Chronik ausgezogen habe:

„Der Historias schreiben und alte Geschichten verzeichnen will, der soll nichts verschweigen, sondern die Wahrheit, so viel sie ihm bewußt, anzeigen und hierin Niemanden schonen. Die andern historici übergehen dieses Alles, und will Niemand der großen Herrn Privatleben anzurühren, oder sonstwie der Katze die Schelle anzuhängen, sondern schreiben mehrentheils nur ihres Bauches oder Gewinnes wegen, daran sie doch höchst unrecht thun und eher Schmeichler und Ohrenmelker, als Historici zu nennen wären. Denn nicht allein, was löblich und so das Licht erträgt, ist zu beschreiben, sondern vielmehr auch das Unlöbliche und Ungebührliche, damit die Nachkommen dessen geden-

ken und es einsehn, warum etwa Gott ein ganzes Reich sinken läßt und mit erschrecklichen Strafen heimsucht. Endlich soll der, so Historias schreiben will, nicht nur die ernsthaften Händel, sondern auch Anderes, was sich Lächerliches und Schimpfliches zugetragen, melden, denn man muß zu Zeiten den ernsthaftigen und leidigen Fällen und Geschichten auch etzliche gute Schwänke und lustige Possen anhängen, damit also die Handlungen durcheinander gemischt, und die Leser bei guter Laune erhalten werden."

Das also ist Hans Müllers Programm; und er hat in seiner Chronika leidlich Wort gehalten. An das Gerüste einer Geschichte Derer von Zimmern reiht sich darin eine Darstellung der gleichzeitigen Zeitereignisse, eine lebendige Schilderung von Personen und Oertlichkeiten, Geschichten anderer vornehmer Geschlechter, Aufzeichnungen über Sitten und Gewohnheiten, Sagen, Sprüchwörter, Lieder, Gebräuche, volkswirthschaftliche, rechtliche und sonstige Culturzustände; und zwar das Alles in solcher Fülle, daß ich in der That kein Buch aus dem 16. Jahrhundert kenne, welches so reich ist an interessanten Einzelnheiten, namentlich von culturhistorischem Werthe.

— „Nach der Probe, die Sie mir mittheilten, zweifle ich nicht an Ihrer Empfehlung. Ist denn dieses wundervolle Buch gedruckt?"

— Ja, vor Kurzem hat es Herr Dr. Barack, fürstlicher Hofbibliothekar in Donau-Eschingen, mit echt philologisch-historischer Sorgfalt herausgegeben. Es ist in Tübingen erschienen und bildet vier dicke Bände.

— „Ich werde mir das aufschreiben und wenn der Krieg zu Ende ist, mir das Buch bei der königlichen Bibliothek leihen. Ist es so schön, wie ich denke, so werde ich beim Lesen noch oft mit Dank und Vergnügen Ihrer und unseres gemeinsamen Quartieres gedenken."

---

# Metzer Skizzen.

## I.
## Vor Metz.

Ich habe einige Zeit vor Metz gelegen und bin dann mit der ruhmreichen Division Kummer in die eroberte Stadt eingerückt, in welcher ich am ersten Tage, bevor noch die Zufuhr von Auswärts eingetroffen, von Pferdefleisch, Lerchen (nach Art der bekannten „Leipziger Lerchen"), Kleienbrot und Champagner lebte. Die Kriegsscenen haben Andere besser beschrieben, als ich es vermöchte. Aufzeichnungen habe ich dort auch nicht gemacht. Aber ich möchte, in die Ruhe der Heimath zurückgekehrt, doch gerne einige meiner Wahrnehmungen über Land und Leute aus dem Gedächtniß skizziren.

Das Moselthal oberhalb Metz und noch mehr bei Metz bietet dem Auge ein reizendes Bild. Das Terrain hebt sich nur allmählich vom Flusse aus und erst in einer halben Stunde Entfernung vom Ufer beginnen die Berge, welche den Fluß begleiten und sich bei Metz, wo die Mosel, drei Arme und zwei Inseln bildend, sich mit der Seille vereinigt, zu einer Runde ausweiten, deren einzelne Glieder jene Höhen ausmachen, worauf die Forts, zum Theil erst seit 1866 begonnen und noch nicht ganz vollendet, rund um die Stadt herum errichtet sind.

Das bedeutendste davon, Saint Quentin, thront dem, zum größeren Theil auf einer Erhöhung auf dem rechten Ufer liegenden Metz gegenüber ähnlich, wie der Ehrenbreitstein gegenüber der Stadt Coblenz. Das eigentliche Metz, eingeschlossen zwischen Mosel und Seille, hat ein unebenes Terrain, enge Straßen und hohe, große Gebäude, zum Theil von schönen, architektonischen Verhältnissen und monumentalem Charakter. Das Enge und Winkelige und doch Interessante der Stadt erinnert lebhaft an Mainz. Die alten Straßen haben nicht mehr Breite, wie die Platea in Herculanum und Pompeji. Dieser Umstand und eine Menge römischer Ueberreste und Erinnerungen mahnen an das alte Divodurum, das jedoch nicht ganz an der Stelle des jetzigen Metz, sondern mehr stromaufwärts an der Stelle der jetzigen Vorstädte Le Sablon und Montigny gelegen zu haben scheint. Von diesen Antiquitäten fällt am Meisten in die Augen der römische Aquädukt, welcher von den Bergen auf dem linken Moselufer das Wasser über den Fluß hinüber nach dem römischen Divodurum brachte. Eine Reihe von Pfeilern dieser Wasserleitung, verbunden durch Bogen, welche mir jedoch nicht antik, sondern restaurirt zu sein scheinen, steht mitten in dem Orte Jouy; die Landstraße, welche von Süden her auf dem rechten Moselufer gen Metz läuft, führt unter diesen „Arches de Jouy“ durch. Auf dem linken Ufer erblickt man am selben Berge ebenfalls noch eine Reihe solcher Bogen in halb zerstörtem Zustande. Das Mauerwerk ist ausgezeichnet, der Cement an vielen Stellen noch völlig intakt. Die Wasserleitung speiste die öffentlichen Bäder (Thermen) und die Naumachia, d. h. den Circus, in welchem Gefechte zu Wasser aufgeführt wurden Hier kommen Einem längst vergessene Verse aus der „Mosella“ des Ausonius, ähnlich wie in Trier, wieder ins Gedächtniß. Jene Wasserleitung — von Gorze her — speist heute noch Metz, wo sonst das Wasser sehr schlecht ist. Sie läuft aber nicht mehr,

wie zur Zeit der Römer hoch über den stolzen Aquädukt, sondern kriecht bescheiden auf und unter der Erde.

Es sind nicht nur die Ueberreste der römischen Zeit, welche in unseren Augen der Gegend von Metz einen südlichen Charakter verleihen. Auch andere Umstände tragen dazu bei. Die Dörfer zeigen geschlossene Straßen, Haus an Haus, wie in Italien, während unsere deutschen Dörfer im Wesentlichen noch denselben Charakter tragen, wie zur Zeit des Tacitus, der von ihnen in seiner Germania sagt: „Die Gehöfte liegen zerstreut, und Jeder baut sich an, wo er will, wie ihm gerade ein Quell oder ein Busch oder sonst Etwas an dieser Stelle zusagt.“ Vermöge dieses geschlossenen Charakters und der massiven Bauart der einzelnen Häuser und Gehöfte eigneten sich denn auch die Wohnungen besonders zum Gefecht. In den Dörfern, welche im Bereich der Kämpfe liegen, sind fast in allen äußeren Mauern Löcher eingebrochen, welche als Schießscharten dienen. In einzelnen Orten, wo die Bewohner später zurückkehrten, sind die Löcher nothdürftig mit Lehm wieder zugeschmiert. In anderen stehen sie noch offen:

— „In den öden Fensterhöhlen
Wohnt das Grauen;
Und des Himmels Wolken schauen
Hoch hinein.“

Von mehreren Gehöften stehen nur noch die äußeren Umfassungsmauern. Die Eingebornen versichern stets, das hätten „die Preußen“ gethan, während es doch das gemeinsame oder wechselweise Werk beider Theile ist, je nachdem der Kampf an den Tagen der drei großen Schlachten hin und her wogte oder die eingeschlossenen Franzosen später bei ihren Versuchen, die Cernirung zu durchbrechen, sich in einem Dorfe festsetzten und dann wieder hinausgeworfen wurden. Eine muthwillige oder geflissentliche Zerstörung kann man dabei natürlich Keinem der

streitenden Theile zur Last legen. Es ist eben der Krieg. Ich fragte den Maire eines Dorfes, einen freundlichen alten Mann, der mir manche schätzenswerthe Auskunft gab, warum man denn hier diese enggeschlossene Bauart für die Dörfer wähle? und versuchte, ihm die wirthschaftlichen Vortheile klar zu machen, welche die mehr aufgelöste Ansiedelung in Deutschland habe. Der französische Dorfschulze zuckte die Schultern und antwortete: „Man will es einmal so, es ist Befehl" — eine Antwort, die man auffallend oft erhält in Frankreich, in dem Lande der großen Prinzipien und Ideen von 1789, der glorreichen Revolutionen und der „gekrönten Demokratie". Ich bezweifle übrigens, daß diese Art der Anlage der Dörfer auf einer allgemeinen gesetzlichen Vorschrift beruht; denn sie findet sich nicht überall in Frankreich, z. B. weder in dem Elsaß, noch in der Bretagne.

Eine vollständig italienische Bauart hat das Städtchen Gorze, das etwa 2000 Seelen zählt und an der Ausmündung eines malerischen und waldreichen Seitenthals der Mosel liegt. Hier begann auch der römische Aquädukt, welcher das Wasser des Gorzebaches nach Metz führte. Ich fragte, als ich auf eigene Faust, natürlich ausgerüstet mit den nöthigen Legitimationen, die Cernirung von Metz beging, einen märkischen Soldaten: „Geht's hier nach Goors?" (so spricht der Eingeborne den Namen.)

— Goors? is nich, sagte der Märker.

Ich buchstabirte ihm das Wort.

— Ah, Sie meinen Jortze? erwiederte er und zeigte mir mit landsmannschaftlicher Freundlichkeit den Weg. Die Soldaten machen sich überhaupt mit großem Geschick die fremden Namen mundgerecht. Das Dorf Corny z. B. nennen sie Cor-nich und zuweilen auch Jor-nich oder Jar-nich. Warum auch nicht? Unser Hochdeutsch ist darin viel zu pedantisch-prüde.

Der Engländer greift ja auch zu und assimilirt die Fremdwörter. Aus dem Omnibus hat er sich einen „Bus“ und aus dem Cabriolet ein „Cab“ zurechtgemacht. Ob er hinten was abschneidet oder vorne, ist ihm ganz einerlei; er will sich's bequem machen; und er hat recht. — Gorze hat eine prachtvolle Benediktiner-Abtei; und ohne Zweifel haben eben so wie am Rhein, auch hier die Benediktiner zuerst den Weinbau kultivirt.

Weiter nach Metz zu liegt ein Dörfchen auf dem linken Moselufer, das einen entschieden italienischen Eindruck macht. Schwere, an Fenstern arme, blendend weiße äußere Mauern, so hoch aufgeführt, daß der niedrige und flache Dachstuhl dahinter verschwindet; Haus an Haus; die Oekonomieräume im Hause versteckt; über dem Ganzen ein Paar hochstämmige Pinien, die ihre breiten Kronen in der Luft wiegen. Man könnte sich, wenn das Wetter nicht augenblicklich so rauh wäre, und wenn es nicht so verzweifelt tagtäglich-klagkläglich regnete, plötzlich nach den Appeninen versetzt glauben. Auch das Innere der Häuser, wenigstens bei den wohlstehenden Einwohnern und in den größeren Dörfern, mahnt mehr an den Süden, als an den Norden. Die Häuser sind aus Stein erbaut und zeigen eine Raumverschwendung, welche uns Deutschen auf dem Lande unbekannt ist. Das Haus in Corny, welches mich beherbergte, gehörte einer Wittwe Lacour, einer wohlhabenden alten Bäuerin. Ihre Kinder und Enkel, welche der Mehrzahl nach in anderen Dörfern der Umgegend wohnen, die von den Schrecken des Kriegs heimgesucht worden sind, befanden sich in Metz, wohin sie mit ihren Vorräthen und ihrer fahrenden Habe geflüchtet sind. In Folge dessen leidet die gute Frau Lacour an einem schrecklichen Dualismus der Gefühle. „Zwei Seelen wohnen, ach, in ihrer Brust!“ Sie wünscht ihre Nachkommenschaft zurück, von welcher sie mit Grund vermuthet, daß sie in der schon so lange abgeschlossenen Stadt leide; deshalb erklärt sie mir beim

Frühstück, es sei Nonsens mit dem längern Widerstand, Mees (so spricht sie Metz aus) könne nichts Besseres thun, als lieber heute wie morgen capituliren; und ich stimme ihr aus ganzem Herzen zu. Ich erfreue mich also des herzlichen Einverständnisses mit dem weiblichen Reichsfeind. Aber kaum eine halbe Stunde später, wo sie mein Zimmer reinigt, ist die Stimmung unserer „Niobe“ umgeschlagen. Sie stellt sich vor mich hin und demonstrirt mir trotz ihres Alters mit lebhaften Gestikulationen und funkelnden Augen, ihre ganze männliche und weibliche Descendenz, Töchter und Söhne, Schwiegersöhne, Schwiegertöchter und Enkel wolle sie lieber auf dem Altar des Vaterlandes opfern, als daß das Bollwerk Frankreichs deutsch werde! wer von einer Capitulation auch nur spreche, sei ein Verräther. Uns schwerfälligen Deutschen kommt ein so rascher Stimmungswechsel komisch vor. Doch ich wollte nicht von den militärischen und politischen Ansichten der Madame Lacour, sondern nur von ihrem Haus sprechen, welchem die besseren Wohnungen des Dorfes alle gleich oder ähnlich sind. Es ist ein großes steinernes Oblong von anderthalb Stockwerken; auf der einen Seite die Wohnungen, auf der andern Stallung und Vorrathsräume, Alles unter einem Dache und äußerlich nicht unterscheidbar. Getrennte Oekonomie-Gebäude giebt's nicht. Die Wohnung hat 4—5 helle, schöne große Zimmer; die meisten aber besitzen keinen besonderen Eingang, die Bauart ist also höchst unzweckmäßig. Die dicken steinernen Wände der Zimmer sind bis obenhin getäfelt mit weiß angestrichenem Holz, dazwischen Stuck und zuweilen auch Marmor. An der einen Wand ist ein großer Kamin, der, auch ohne Ofen dabei, zur Heizung, wenigstens bei der jetzigen Temperatur, hinreicht. Freilich geht man auch mit dem Brennmaterial verschwenderisch um; und es haben schon hunderttausende von Weinbergspfählen daran glauben müssen. Die Zimmergeräthe sind altmodisch und schwer, aber solid. Vor

allem zeichnet sich das Bett aus. Es ist mindestens so breit, als ich lang bin (5 Fuß 9 Zoll). Man freut sich darauf, wenn man bei dem abscheulichen Wetter Abends müde und durchnäßt nach Hause kommt. Das Bettzeug ist vortrefflich und so hoch gehäuft, daß man einen Anlauf nehmen muß, um hinein zu springen, wenn man es nicht etwa vorzieht, mittelst eines Stuhles in das Bette hinein zu steigen. Jedes Zimmer hat einen Spiegel über dem Kamin. Die einzige sonstige Dekoration der holzbeschlagenen Wände bilden kleine Porzellangefäße, oben mit einem Kreuze geschmückt und mit Weihwasser gefüllt; dann Heiligenbilder und endlich geistliche Bescheinigungen über kirchliche Akte, letztere ebenfalls unter Glas und Rahmen. So z. B. ein Attest, daß die Tochter der Wittwe L., Maria Octavia, dann und dann zum ersten Male zur heiligen Kommunion gegangen. Das Attest ist auf ein mit reichlichen, kirchlichen Randzeichnungen versehenes Blatt geschrieben und verdient insofern den Charakter eines Bildes. Auffallend war es mir, daß darauf der Name meiner Wirthin nicht Lacour geschrieben war, wie sonst, sondern Lawur. Ich fragte sie darüber; sie versicherte, das sei ganz das Nämliche. Ich besaß jedoch nicht genug etymologische Kühnheit, in der Schreibart Lawur einen germanischen Rest zu wittern. — Auf der andern Seite der Straße hatte Frau Lacour ihren Hausgarten. Er ist, wie hier alle Gärten, mit hohen und dicken Mauern eingefaßt. In diesen Bauerngärten fiel mir vor Allem eine hochentwickelte Obstkultur auf, welcher man ansieht, daß sie nicht von Gestern datirt. Es sind namentlich Zwerg- und Spalierbäume, auf welche man sich geworfen hat. Auch der Gemüsebau ist trefflich. Weinbau aber versteht sich hier überall von selbst. Freilich von der peinlichen Sorgfalt, mit welcher man im Rheingau die Weinberge behandelt, scheint man hier keinen Begriff zu haben. Der Weinbau in Metz hält etwa die Mitte zwischen dem hohen Grade von

Kultur, welchen man in Deutschland, und dem äußersten Grade von Nachlässigkeit, welchen man in Italien und Ungarn findet. Jedenfalls kann ich den deutschen Weinproduzenten, welche, obgleich sie alle Anderen überflügelt haben, doch zum Theil noch, ich glaube wirklich nur aus übler Angewöhnung, die Kinderschuhe der Schutzzöllnerei tragen, zu ihrer Beruhigung sagen, daß ihnen die Weine von Elsaß und Lothringen keine Konkurrenz machen werden, auch wenn sie keinen Zoll mehr bezahlen. Denn wenn auch manche davon beim ersten Ansatz lieblich zu schmecken scheinen, so kommt doch alsbald jene Rauhheit, jener Mangel an Kultur zum Vorschein, welchen man im Rheingau mit dem technischen Epitheton „borstig“ zu bezeichnen pflegt. — Der Garten nun erhebt sich terrassenförmig mit breiten steinernen Treppen. Die unterste Terrasse ist die bestgepflegte, gerade wie in den italienischen Berggärten; auch hat sie einen Pavillon. Von der obersten führt eine steile Treppe ins Freie durch eine Thür, welche von zwei starken steinernen Pfeilern, auf jedem das Standbild eines Heiligen, eingefaßt ist.

In den Häusern findet man nirgends eine Thüre oder ein Fenster, welche schließen; offenbar für die Ventilation sehr nützlich, aber unangenehm für solche, die empfindlich gegen Kälte und Zugluft sind. Während sich in den deutschen Städten die Wohnungen, wenigstens die neuen, durch die Vortrefflichkeit der Produkte der Bautischlerei und Schlosserei auszeichnen, ist im Elsaß und in Lothringen das Gegentheil der Fall. Die Thürschlösser sind meistens schlecht und veraltet. Die Regel bildet das offene, sogenannte „deutsche Schloß“, welches man nur von Außen mit dem Schlüssel, von Innen dagegen mit dem Riegel öffnet. In allen diesen Dingen gemahnen uns diese Häuser an die Zeit unserer Großeltern. Dagegen findet man aber auch nicht, wie bei uns, die Spuren des dreißigjährigen Kriegs und der schrecklichen Zeiten des Verfalls, die ihm folgten.

Jenes, nach unsern Begriffen altmodische Element trifft man auch in den Häusern der Vornehmen. Ein hoher Militär-beamter, welchen ich kennen lernte, wohnte mit seinem Personal in diesem Dorfe in der Villa eines Metzer Notars, welcher dieselbe nur im Sommer als Sommerfrische benutzt. Der Bau war solid und die Einrichtung zeigte einen gewissen Luxus. Die Bibliothek des Herrn Notars bestand aus Geschichtswerken und französischen Classikern, die der Frau Notar aus Gebetbüchern aller Art, die in Folge fleißigen Gebrauchs sehr abgegriffen, auch hin und wieder mit Flecken, ex variis causarum figuris, versehen waren. Die Wände zierten treffliche alte Kupferstiche, meist Landschaften von Claude Lorrain mit mythologischer oder biblischer Staffage. Thüren, Fenster u. s. w. waren aber ebenso schlecht und verwahrlost, wie in dem Bauernhaus, und der Eingang zu all den Herrlichkeiten führte durch die Küche, in welcher, als ich sie passirte, ein preußischer Soldat Kaffee zubereitete. Dieser Soldat war eigentlich ein junger Berliner Droschkenkutscher, hatte aber im Felde ein glänzendes Koch-Genie entfaltet, das bis dahin Niemand in ihm geahnt hatte. So bildet der Krieg seine Leute.

---

## II.
## Die Capitulation.

In Metz selbst habe ich auch von Eingebornen deutsch sprechen hören und zwar in demselben alemannischen Dialekt, welchen man im Elsaß und im südlichen Baden redet und der dem Norddeutschen ebenso unverständlich ist, wie einem Süddeutschen jene Sprache, welche Fritz Reuter unsterblich gemacht hat. Die Wahrheitsliebe verpflichtet mich jedoch hinzuzufügen, daß es außer den Kellnern im Hotel de l'Europe nur einige

Leute waren, von deren Lippen ich deutsche Laute vernahm. Die Kellner beweisen gar nichts; denn deutsche Kellner habe ich noch überall in Europa getroffen. Auf der anderen Seite aber steht zu vermuthen, daß bei der herrschenden Stimmung die Eingebornen, welche beide Sprachen sprechen, sich lieber der französischen bedienen. Auch abgesehen von den lokalen Umständen aber findet man es öfter, daß der Süddeutsche, welcher kein Hochdeutsch, sondern nur seinen Dialekt spricht, mit dem Norddeutschen lieber französisch parlirt, sei es, daß er in diesem demselben überlegen zu sein, oder weil er sich auf solche Art besser verständigen zu können glaubt, oder weil er sich seines Dialekts schämt. Man kann diese Beobachtung namentlich in der deutschen Schweiz machen. Zuweilen verleugnen auch die Leute geflissentlich und tendenziös ihr Deutsch. Ich habe selbst ein auffallendes Beispiel davon in Südtyrol erlebt, wo in der That die italienische Sprachgrenze in raschem Vorschreiten nach Norden begriffen ist, während sie in dem benachbarten Graubünden eben so rasch von der deutschen Sprache nach Süden zurückgedrängt wird. Ich wohnte eines Sommers, es war vor 1859, längere Zeit in Riva am Gardasee bei einem Wirthe, welcher Deutsch sprach. Einige Jahre nach 1859 führte mich der Zufall wieder in das nämliche Haus, und der Besitzer, zwischenzeitig „Italianissimo" geworden, verstand kein Wort Deutsch mehr. Ich sagte ihm italienisch, ich habe schon einmal, dann und dann, bei ihm gewohnt. Er erinnerte sich. Ich hielt ihm vor, daß wir damals stets Deutsch mit einander geredet hätten. Das müsse ein Irrthum in der Person sein, er habe nie eine Sylbe Deutsch verstanden. Ich fing an Deutsch zu sprechen. Ich sagte ihm einige Schmeicheleien, für welche der Italiener sehr empfänglich ist. „Non capisco, Signor." Ich sagte ihm Grobheiten. Mit eisernem Gesichte wiederholte er: „Excusa, Signor, ma non capisco." Ich mochte machen, was

ich wollte, es half Alles nichts. Und da sein Hotel gut war und „Deutsch" nicht auf der Speisekarte stand, so beruhigte ich mich dabei.

Ich glaube aber nicht, daß eine solche Verstellung mit im Spiele war, wenn ich auf dem Dorfe, wo ich wohnte und in der Umgebung von Metz von den Eingeborenen auch nicht ein Wort Deutsch gehört habe. Gleichwohl verräth die Bevölkerung in Lebensgewohnheiten, Tracht und Typus noch mancherlei Deutsches. Ihr Körperbau ist groß, grobknochig und breitschulterig. Ihre Köpfe sind stärker und nicht so schmal und spitz, wie die französischen. Endlich machen sie, wenn ihrer mehrere mit einander reden, nicht ein solches Geschrei und Gelärm durcheinander, wie die Franzosen. Wohl aber lieben sie es, trotz all des Unglückes, das der Krieg über sie gebracht hat, recht herzlich zu lachen. Auch ihr Französisch ist anders, als das, welches in Paris und Umgegend gesprochen wird. Ich kann mir über die Unterschiede in Betreff der Worte und der Aussprache, der Grammatik und der Syntax, nicht bis in die Einzelheiten hinein vollständige Rechenschaft geben. Denn ich bin kein Sprachgelehrter. Ich halte mich zunächst an Rhythmus und Tonart. Der Pariser spricht sein Französisch in einem schleifenden Ton und macht am Ende eine scharf hervortretende Schlußcadence, welche ein wenig gesungen wird. Die Metzer Bauern dagegen schnappen das Ende kurz ab und sprechen in demselben hopsenden Rhythmus, wie die Deutschen in der allemannischen und fränkischen Mundart. Hört man ihnen aus einer Entfernung zu, in welcher man die einzelnen Worte und Sylben nicht unterscheiden kann, so glaubt man in der That nicht Französisch, sondern Deutsch zu hören. In der Stadt Metz dagegen, in der sehr viele Offiziere und Beamte leben, und wo sich vor der Einschließung und während derselben auch eine große Anzahl der Demi-monde, und Geringeres der Art, angesam-

melt hatte, herrscht auch in der Sprache schon mehr Pariser Schick. In Metz giebt es eine Vorstadt, welche nach „den Deutschen“ benannt wird. Ich fand aber auch hier die deutsche Sprache in der Minorität. In den Kirchen und auf den Kirchhöfen fand ich auf den Leichensteinen aus dem 15. und 16. Jahrhundert theils französische, theils deutsche Inschriften. Aus der früheren Zeit habe ich nur lateinische, aus der späteren nur französische gefunden. Im Ganzen war mein Aufenthalt zu kurz, als daß ich mir ein Urtheil über die Nationalitätenfrage anmaßen könnte.

Gewiß ist, man trifft in und außerhalb der Stadt ganz dieselbe tolle und verzweifelte Stimmung, so weit die französische Zunge klingt. Niemand will den Krieg angefangen haben, alle Welt verwünscht ihn; und doch verdammt Jedermann den Frieden und Alles, was den Friedensschluß vorbereitet, namentlich alle Capitulationen. Am meisten schrieen aber gegen die letzteren solche Civilisten, welche niemals die Waffen getragen haben und sie niemals tragen werden. Ich mußte einem Bürger von Metz, der in demselben Augenblick zuerst den Marschall Bazaine einen Feigling schimpfte und mir dann erklärte: „Wir Metzer (nous, les Messins) wollen nicht zu Preußen, denn dort müssen wir alle Soldat werden, und wir sehen ja was Preußen seinen Soldaten Alles zumuthet,“ — ich mußte diesem Helden geradezu in das Gesicht lachen. Auch in Nancy sah und hörte ich, wie die Menge den gefangenen französischen Offizieren von Metz auf der Eisenbahn drohte und ihnen alle möglichen Schimpfworte zurief, — eine Menge, welcher man wirklich — Heinrich Leo in allen Ehren — mit der Bezeichnung „skrophulöses Gesindel“ kein allzu großes Unrecht zugefügt haben würde.

Die französischen Soldaten von Metz dagegen, als sie die Waffen streckten, als sie sich von ihren Offizieren verabschiedeten, wobei es manche ergreifende Scene gab; als sie dann abmaschirten,

nach den Plätzen, wo sie ihr Lager schlagen und kampiren sollten bis zur Abfahrt nach Deutschland, machten im Ganzen einen guten Eindruck. Ich spreche namentlich von der Garde, welche ich aus nächster Nähe beobachtete. Die Leute waren gut ausgerüstet, von hohem schlanken Wuchs und guter Mannszucht. Sie zeigten ein würdiges Benehmen; und ich habe, obgleich ich darauf achtete, keinen einzigen Betrunkenen unter ihnen gesehen. Im Aufschlagen des Lagers, Anlage der Feuerstellen zeigten sie viel Anstelligkeit und Raschheit. Auch machten sie kein Hehl daraus, daß sie zuletzt den schwarzen Hunger ausgestanden hatten, und daß sie froh wären, aus der nassen Guillotine erlöst zu sein, wo sie von Fieber, Ruhr und Hungertyphus dezimirt wurden.

Einer von ihnen erzählte mir: Coffinières, welcher die Besatzung, und Bazaine, welcher die Armee vor der Stadt, zwischen der Stadt und den Forts kommandirte, hätten mit einander gestanden, wie Katze und Hund. Bazaine sei zuerst der Proviant ausgegangen, Coffinières habe noch welchen gehabt. Bazaine, Angesichts des Hungers, habe allein capituliren wollen; Prinz Friedrich Karl aber habe ihm antworten lassen, ohne Coffinières sei es nichts mit der Capitulation. Allein Coffinières habe mit Bazaine weder Lebensmittel theilen, noch capituliren wollen. Darauf habe ihm Bazaine zu wissen gethan, wenn er innerhalb einer bestimmten Frist weder das Eine noch das Andere thue, werde er, Bazaine, die Stadt (Metz) stürmen. Erst danach habe Coffinières sich entschlossen, mitzucapituliren. Was an diesen „Mythen des Lagers" Wahres ist, weiß ich nicht. Jedenfalls hat Bazaine aus Hunger capitulirt, und, wenn auch zugestanden werden mag, daß er für die sogenannte „Republik," d. h. für die Straßenregierung de la „dépense" (statt défense) nationale, nicht schwärmte, und mehr politisirte und diplomatisirte, als es einem Soldaten geziemte, so ist doch die Beschuldigung des „Verraths" Unsinn!

Auch die Civilbevölkerung, mit Ausnahme der Wenigen, welche heimlich etwas bei Seite geschafft hatten, litt Noth. Denn schon am Tage nach der Capitulation wandte sich die Stadt mit einem Hülferuf an den Armee-Intendanten Engelhard. Es erschienen bei demselben der stellvertretende Maire (der Maire selbst lag krank an der Ruhr) und ein Gemeinderath mit der Bitte um Ueberlassung von Proviant für die hungernde Bürgerschaft, und sobald die unterbrochenen Eisenbahnverbindungen wiederhergestellt waren, was unter Leitung der Eisenbahndirectoren Dulon und Vogt mit staunenswerther Geschwindigkeit geschah, ist aus den reichlichen Vorräthen der Armee mit größter Bereitwilligkeit der Noth gesteuert worden. Von einer Spur von Dankbarkeit gegen den großmüthigen Feind war freilich bei der Bevölkerung nicht das Geringste zu bemerken. Vielmehr machte sie allerlei kindische Demonstrationen. Die Frauen kleideten sich in Schwarz; und das Standbild des Kriegshelden Fabert, das auf dem Platz Napoleon steht, war so in Flor gehüllt, daß man kaum die Figur des geharnischten Marschalls erkennen konnte.

Die deutschen Soldaten nahmen von all diesen Demonstrationen nicht die geringste Notiz, den gefangenen französischen Soldaten gegenüber zeigten sie vielmehr eine wahrhaft rührende Großmuth. Sie theilten das letzte Brot, den letzten Schluck und den letzten Taback mit ihnen und suchten ihnen das Bittere ihrer Lage möglichst wenig empfindlich zu machen. Die Aufsicht über die gefangenen Franzosen war eine so nachsichtige und so gelinde, daß gewiß mancher Franzmann sich seitwärts in die Büsche geschlagen hat, was schwerlich ein Unglück ist, da er ohne Zweifel nicht zu Gambetta, sondern „zu Muttern" gegangen.

Schon gegen das Ende der Cernirungszeit kamen große Trupps Franzosen zu unsern Vorposten und wollten überlaufen, um dem Hunger, der Nässe und der Kälte zu entgehen. Da es nicht in unserem Interesse lag, die Zahl der

Esser in dem eingeschlossenen Raum auf unsere Kosten zu vermindern, so hatten unsere Soldaten den strengsten Befehl die Ueberläufer zurückzuweisen. Da ereignete sich nun zum Oeftern folgende Scene: Ein Haufen Franzosen kam herangerückt, legte schon auf große Entfernung die Gewehre ab und näherte sich dann mit kläglichem Gewimmer: „Wir sind Eure Kameraden, Eure armen Kameraden, wir hungern, gebt uns Brot!" Sie wurden bedeutet, zurückzugehen, sonst gebe man Feuer. Es half nichts, sie rückten immer näher. Aber unsere Soldaten konnten sich nicht entschließen, von ihren Waffen Gebrauch zu machen. Lieber schenkten sie ihnen den letzten Brocken. Wollten die Franzosen aber selbst dann noch nicht wanken oder weichen, dann griffen die Unseren zum Stock und prügelten sie zurück.

Ich hörte oft, wie unsere alte „Niobe" Lacour unsere Soldaten schmähte; und ich dachte, es ist ein Glück, daß die Jungen es nicht verstehen. Eines Tages fragte ich sie: Nun, wie kommt Ihr denn mit der Alten herum? Da sprach der Soldat Fischer: „Sie schimpft uns täglich wenigstens ein Dutzend mal die Jacke voll, wir aber lachen uns einen Buckel darüber." Und Köppen antwortete: „Ja, ich gloobe, sie könnte uns Jift jeben, aber sie hat keens." Und dabei lachten sie beide in ausgelassenster Lustigkeit. Es ist ein unerschöpflicher Fonds von Gutmüthigkeit und Lebenslust in den Herzen dieser Prachtmenschen, welche doch zugleich auch so eisern und todesmuthig im Dienste sind.

Sie wissen nichts davon, daß Goethe sagt:

„Edel sei der Mensch
Hilfreich und gut"

aber sie handhaben diese Lehre täglich, auch dem Feinde gegenüber, ohne daß sie deren Urheber kennen.

Das ist ihnen um so höher anzuschlagen, als es ihnen selbst zeitweise herzlich schlecht erging. Zwar litten sie keinen Mangel

an Nahrung. Auch die Bekleidung war zuletzt ausreichend. In den letzten Tagen vor der Capitulation kam sogar noch eine Unzahl eiserner Oefen an, die jetzt wohl gen Paris gewandert sind. Aber im Uebrigen war es schlimm. In der Zeit, wo es nicht regnete, fehlte es an Trink- und an Waschwasser. Ein Soldat, der lange in der Nähe von Malancourt gelegen, erzählte mir: „Die Bauern mußten uns dreiviertel Stunden weit das Wasser an einer Quelle in Flaschen holen, und dann kam auf den Mann, wenn überhaupt Etwas auf ihn kam, höchstens ein Fingerhut voll. Regnete es, dann hatten wir nichts als schlechtes Cisternen-Wasser, mehr Lehm als Wasser. Wir tranken es pur; nur für die Verwundeten wurde etwas Früchtesaft beigemischt. Und nun dieser Wassermangel, während wir beinahe ersoffen und erstickten in der dickflüssigen Brühe der Laufgräben, und auch in den Quartieren die Wände von Feuchtigkeit trieften, und die Tapeten wie nasse Lumpen daran herunter hingen. In Folge des endlosen Regens hoben sich die Gräber, weil die Masse von Leichen darin aufquoll; wir mußten sie von Neuem zuwerfen und dabei denken: Wer weiß, wie lange wird's dauern, dann erweist Dir ein treuer Kamerad denselbigen Liebesdienst; und wenn es uns manchmal etwas weh um's Herz war, dann sangen wir:

„Ich bin, ich weiß nicht wer;
Ich komm', ich weiß nicht, woher;
Ich geh', ich weiß nicht wohin;
Ich weiß nicht, warum ich so lustig bin."

Aber im Ganzen waren wir wirklich doch alle Zeit lustig. Denn es ist doch schön im Krieg, besonders für ein junges lediges Blut, wie ich, und wenn wir wieder nach Hause kommen, dann wird es noch schöner werden. Denn wir bringen unserm lieben Lande einen langen Frieden; desto sicherer, je gründlicher die Arbeit ist, die wir hier in Frankreich verrichten. Wir haben

ja manchmal ein wenig Heimweh; aber lieber wollten wir Jahr und Tag hier verbleiben, als daß wir halbe Arbeit verrichten."

Wenn man diese frische Sprache unserer tapfern Jungen hörte, dann that man in der Tiefe seines Herzens dem deutschen Volk und dem deutschen Vaterlande demüthige Abbitte für jedes schnöde Wort des Unmuthes, das Einem in schlechten Zeiten wider sie entfahren.

Und nun im Gegensatz dazu die Franzosen! In einem einzigen Punkte fand ich sie alle einig: Sie waren nämlich immer noch die große Nation, man hatte sie verrathen, und sobald der Verrath aufhört, müssen und werden sie siegen. Das war gerade wie wenn sie Alle miteinander den nämlichen Text auswendig gelernt hätten.

„Wenn doch Deutschland auch einmal so einig wäre," war mein erster Gedanke, „aber bei uns, im lieben Vaterlande, will der Eine das Elsaß und der Andere will es nicht; der Eine will es preußisch, der Andere reichsunmittelbar, der Dritte gar personalunionlich à la Lauenburg machen; und dann kommt endlich ein Mann, der sich für einen Philosophen hält, weil er auf einem eiskalten kosmopolitischen Isolirungsschemel sitzt, und sagt: Pfui, Kinder, wer wird aus seiner Uebermacht Nutzen ziehen; haben wir gesiegt, dann müßten wir uns bei dem Feinde wegen dieser unphilosophischen Plumpheit entschuldigen und, unter den Klängen des Sarastro in der Zauberflöte, beschämt-vergnügt in's beſſ're Land der Heimath zurückwandeln." Wahrlich wo drei Deutsche versammelt sind, da haben sie vier verschiedene Meinungen und Jeder, der davon etwas nachgiebt, gilt für einen Verräther und „Renegaten". Wären wir doch einmal in der Vernunft so einig wie die Franzosen in der Thorheit."

Das war allerdings der erste Gedanke, sage ich. Aber bald überzeugte ich mich, es war nicht der richtige. Denn erstens gedeiht die Vernunft nur in der Freiheit und in dem Widerstreite

der Meinungen; und zweitens, worin waren denn die Franzosen einig? Etwa in der Sache? Nein, lediglich in der eiteln inhalts- und gedankenlosen Phrase, welche Einer dem Andern nachsprach.

Seien wir froh, daß wir von dieser Nationalkrankheit unserer Nachbarn frei sind, die bei ihnen von allen Seiten gepflegt worden ist und selbst den Vernünftigsten über den Kopf gewachsen ist.

---

## III.

## Monsieur Tout-le-Monde.

Ich muß jetzt immer an den alten Thiers denken, der als irrender Ritter von Hof zu Hof pilgerte und überall offene Thüren und schöne Worte, aber verschlossene Herzen und keine Neigung zu helfen fand. Er hat verschiedene historische Romane geschrieben, worunter „die Geschichte des Konsulats und Kaiserreichs“ der Beste ist. Wenn man auch gegen den Feind gerecht sein will, so muß man es ihm lassen, daß er ein Meister in der populären und durchsichtigen Darstellung ist. Er weiß, unter Beiseitesetzung nicht nur des Unwesentlichen, sondern zuweilen auch des Wesentlichsten, die verwickeltesten Finanzoperationen und die schwierigsten Schlachtpläne so einfach zu erzählen, daß sie auch Laien verstehen können. Noch ausgezeichneter ist er durch die Art, wie er der Vorsehung das Pensum korrigirt und ihr ihre Fehler nachweist. Die große Nation und ihr Held Napoleon I. bleiben bei ihm immer siegreich, auch wenn sie geschlagen werden. Sie sind stets klug, auch wenn sie dumme Streiche machen. Was Napoleon I. thut, ist wohlgethan. Allerdings mißlingt ihm zuletzt Alles und sein Regiment bricht zusammen. Aber er selbst ist niemals Schuld daran. Thiers entdeckt irgend eine Kleinigkeit, die zufällig versagte, einen General, der einen Fehler gemacht, ein Korps, das sich verlaufen, oder sonst einen völlig unerwarteten, unmotivirten, unvorher-

fehlbaren Nebenumstand, der das Spiel verdorben hat. Thiers und sein Kaiser haben stets Recht und die Weltgeschichte hat manchmal Unrecht.

Jener Deus ex machina, welcher bei Thiers „tückischer Zufall“ heißt, heißt jetzt „Verrath.“ Alle sind darüber einig, „wir sind die Opfer des Verraths.“ Aber wer der Verräther ist, darüber gehen die Meinungen auseinander. Nach den Einen ist Napoleon der Betrüger, nach den Andern der Betrogene. Der klagt die Mameluken und Arkadier an, jener die Unversöhnlichen; der Gambetta, jener Bazaine. Kurz, am Ende sind sie alle Verräther, und in ganz Frankreich giebt es keinen unbescholtenen Mann mehr. Die Monarchisten schelten die Republikaner, die Liberalen die Klerikalen, und umgekehrt. Nach den Einen ist das Zustandekommen, nach den Anderen die Bekämpfung des Unfehlbarkeits-Dogma's die Ursache alles Elends; und so fort mit Grazie in infinitum.

Ein junger deutscher Arzt im Feld hat alle Diese hinüber und herüber klingenden Beschuldigungen in sehr schöne französische Verse à la Béranger gebracht. Jeder Vers endet mit dem Refrain:

— „Vendu, trompé, trahi —
C' est toujours la même mélodie.“

Mir fällt dabei immer ein Erlebniß aus dem Jahre 1853 ein. Ich war damals mit einem jüngeren Freunde nach Paris gegangen, woselbst er wegen etwas mangelhafter Sprachkenntniß, stark auf mich angewiesen war. Dies konnte jedoch nicht hindern, daß sich unsere Wege zuweilen trennten. Ich hatte damals, in der Zeit der plattesten und geistlosesten Reaction, der sich nur Wenige zu widersetzen wagten, einen gründlichen Ekel an der Politik überhaupt, und an der französischen insbesondere. Mein junger Freund dagegen, wißbegierig, wie er war, wollte absolut politische Weisheit saugen an den Brüsten der französischen Kammerberedsamkeit, welche ja vor 1848 die Spalten der deutschen Zeitungen füllte und die Milchnahrung lieferte für die

politischen Säuglinge Deutschlands. Ich aber hielt mich lieber an die Kunstschätze des Louvre, während mein Freund in den gesetzgebenden Körper ging. Nachdem wir beiderseits einige Tage lang dieser sehr verschiedenen Beschäftigung obgelegen, benutzte er eine Ruhepause, wahrend deren wir in dem „Café des milles Colonnes" unser Souper einnahmen, dazu, um mir zu bekennen, daß er das Französisch des gesetzgebenden Körpers nicht verstehe; die Aussprache sei eine ganz andere, als er sie in Deutschland gelernt habe, auch fange die Sache an, ihn zu langweilen, weil immer ein und derselbe Mensch das Wort habe; ein ganz unausstehliches Geschöpf im schwarzen Frack und weißer Weste, mit höchst monotonen und doch sehr affectirten Manieren und Gesten; jeden Satz spreche er im Anfang ganz schnell und am Ende mache er eine Art Triller; kurz, es sei in Allem das Gegentheil von Dem, was er erwartet habe, er sei deshalb auch jedesmal höchstens eine Viertelstunde drin gewesen und habe dann lieber auf den Straßen flanirt. Diese Erzählung reizte meine Neugierde; ich ging am andern Tage mit ihm in die Sitzung. Wir blieben drei Stunden; während dieser Zeit sprachen sechs Redner; mein Freund, welcher nur sehr unvollständig verstand, was sie sagten, war aber immer noch geneigt, sie alle sechs mit einander zu identifiziren und für eine und dieselbe Person zu halten. Und in der That, seine Meinung hatte eine Art Berechtigung. Denn alle Redner hatten in Kleidung, Frisur, Bart, Haltung, Mienen und Gebärden, Tonfall, Sprachweise u. s. w. die auffallendste Aehnlichkeit, die einem Deutschen um so mehr auffallen muß, je mehr bei uns ein Jeder seinen Stolz darein setzt, „etwas Appartes" zu haben.

Die Uniformität der Meinung, welche ich punkto „Verrath" überall vorfand und die sich sogar bis auf den Ausdruck und sogar bis auf die einzelnen Wendungen und Worte erstreckte, erinnerte mich lebhaft an jenes Mißverständniß von 1853.

Wenn ich dieser auffallenden Erscheinung nachsinne, bin ich manchmal geneigt zu glauben: Der Franzose sagt überhaupt nicht seine eigene individuelle Meinung, sondern das, wovon er glaubt, es sei die Ansicht seiner Umgebung, seiner Landsleute, die Ansicht Frankreichs, die Ansicht der großen Nation. Dazu hat er drei Gründe: Erstens ist er immer ein wenig Schauspieler. Er spricht in erster Linie nicht, um seine Ansichten zu entwickeln, sondern um Beifall zu ernten; und Beifall erntet er blos, wenn er sagt, was den Leuten gefällt. Zweitens ist es so bequem, zu sagen, was alle Welt sagt. Und drittens entspricht es auch so sehr den Grundsätzen der Gleichheit und Brüderlichkeit, über welchen man in Frankreich die Freiheit, soweit man etwa dort jemals eine realistische Vorstellung von derselben gehabt haben sollte, vollständig vergessen hat.

In der That, es ist auch gefährlich, oder wenigstens von unangenehmen Folgen, wenn man in Frankreich etwas Anderes agt, als jener große Unbekannte, welcher sich „Tout-le-monde“ nennt, und dort noch weit mächtiger ist, als die „Demi-monde.“ Die Antwort darauf lautet stets: Vous n'avez pas le sens commun — en France tout le monde pense, comme moi — on le fera comme tout le monde — tout le monde l'est aujourd'hui — montrez moi un fils de famille qui fasse autre-chose — tout le monde en fait autant 2c.

Es giebt übrigens auch vorurtheilsfreie Franzosen, namentlich solche, welche sich außerhalb Frankreichs mit Erfolg umgesehen haben; und diese haben die genannte Krankheit, welche ich die Tout-le-monde-Manie nennen möchte, richtig erkannt und sie ihren Landsleuten in Schimpf und Glimpf, in Scherz und Ernst, auf das Beweglichste geschildert, ohne jedoch bis jetzt einen sichtlichen Erfolg an Heilung oder Belehrung aufweisen zu können. In erster Linie nenne ich unter diesen Vorurtheilsfreien Herrn Eduard Laboulaye; und unter seinen Werken nimmt

wieder die erste Linie ein „Paris in Amerika," welches das sinnige Motto trägt: „Aegri somnia" — Fieberträume, Fieberträume des kranken Frankreich!

Der Held der Geschichte, ein ehrsamer Bürger, Daniel Lefebvre, beleidigt einen amerikanischen Spiritisten und Zauberer Jonathan Dream dadurch, daß er an seinen transcendentalen Künsten zweifelt. Der Hexenmeister zaubert Herrn Lefebvre zur Strafe und zur Belehrung nach einer Stadt in Nordamerika, wo er sein Haus, seine Familie, seine Nachbarn u. s. w. wiederfindet, nur Alles aus dem Romanischen in's Germanische, aus dem Französischen in's Amerikanische übersetzt und demgemäß umgestaltet. Nachdem er sich dort eingebürgert hat und sich im Sonnenglanze religiöser, bürgerlicher, wirthschaftlicher und politischer Freiheit wohl zu fühlen beginnt, wird er nach Frankreich zurückversetzt, wo zwischenzeitig sein Körper in einer Art Todesschlaf gelegen, wie man meint, in Folge einer starken Dosis Opium, welche er zuvor genommen. Wieder erwacht, erzählt er seine amerikanischen Erlebnisse. Man läßt sich's gefallen: denn man denkt, er hat sehr lebhaft geträumt. Dann aber lobt er die amerikanischen Institutionen, er bekennt sich zu einer angelsächsisch-amerikanischen Weltanschauung und will solche bei den Seinigen geltend machen. Er hat andere Ansichten, als der französische Tout-le-Monde. Das ist sehr bedenklich. Jetzt beginnt man an seinem Verstand zu zweifeln.

Er fragt seine Tochter, ob sie schon ans Heirathen gedacht habe. Seine Frau wird wüthend, das Mädchen roth. „Nun, mein Kind," sagt er zu letzterer, „Du bist beinahe zwanzig Jahr alt, warum soll man nicht von diesem Gegenstand sprechen? Habe nur volles Vertrauen zu mir. Wenn Dein Herz schon gesprochen, so sag' es mir. Wen Du wählst, der wird mir als Schwiegersohn recht sein."

Die wüthende Mutter schickt die erröthende Tochter aus

dem Zimmer. „Aber, Daniel, ruft sie, wie kannst Du mit dem armen Geschöpfe so grausam umspringen?“

— Was ist denn dabei Grausames? Warum soll ich sie nicht fragen?

— „Aber, Daniel, unsere Tochter ist ein ehrbares Mädchen, und ein ehrbares Mädchen hat nie Liebschaften. Sie macht es, wie ihre Mutter. Sie wartet den Hochzeitstag ab und liebt dann den Mann, welchen ihre Eltern ihr ausgesucht haben.“

— Das ist doch wohl etwas spät. Ich halte es für gefährlich, sein Geschick lediglich der Wahl der Eltern anzuvertrauen. Man heirathet für sich und nicht für seine Mutter. Mit dem Pflichtgefühl, das ist ja recht schön. Allein es kann doch nicht jene Gluth der Liebe ersetzen, welche zwei Herzen von selbst zusammenführt.

— „Ich weiß nicht, mein Herr“ sagt die Frau spitz und scharf, „wo Sie diese neue Moral herbezogen haben; aber ich hoffe, Sie achten Ihr Haus und Ihre Familie zu sehr, um sie mit solchen Paradoxen zu besudeln.“

— Aber meine Liebe, das ist doch überall so, daß ein Mädchen bei der Heirath ihr eigenes Herz zu Rath zieht; in Amerika z. B. — —

— „Schweig mir von Amerika! Sind wir denn Irokesen, Huronen und Rothhäute?“

— Aber auch in England, in Deutschland, ja sogar in Spanien ist es so; und ich habe nie gehört, daß dort die Ehen weniger glücklich sind, als in Frankreich.

— „Ach, Daniel, Du scheinst nicht recht bei Verstand zu sein.“

— Jedenfalls, meine Liebe, ist Einer von uns Beiden von einem Vorurtheil beherrscht und raisonnirt in den Tag hinein.

— „Meinetwegen, nur besteht der Unterschied zwischen uns, daß kein Mensch in Frankreich Deine Meinung theilt und daß Jedermann denkt wie ich.“

— Ah, der Herr „Jedermann" herrscht also auch in meinem Hause; das war in Amerika anders, seufzt der Mann.

Da kommt der Sohn, er war beim Friseur, sein Haupthaar ist in der Mitte sorgfältig gescheitelt und seine Locken duften alle Wohlgerüche Arabiens.

Der Vater fragt ihn nach seiner Beschäftigung. Sie besteht in Nichtsthun. Da dies in Amerika anders ist, so sagt Lefebvre:

— Aber, mein lieber Heinrich, das kann doch nicht ewig so fortgehn mit diesem Schlaraffenleben. Du bist sechszehn Jahre alt und mußt daran denken, was aus Dir werden soll.

— „Ach, Du meine Güte", ruft die Mutter, „welche Grausamkeit! Laß ihn doch seine Jugend noch genießen. Das eilt ja nicht so."

— „Freilich, Papa," meint Heinrich, „nächstes Jahr hat's auch noch Zeit. Da wirst Du mir einen Einpauker nehmen und" — —

— Der wird Dich dann abrichten wie einen Staarmatz.

— „Ach, was," fällt die Mutter ein, „Jedermann nimmt sich einen Einpauker. Da ist z. B. der Junge des Banquier Mandel. Er war dumm wie Stroh und wußte gar nichts. In drei Monaten hat ihm der Einpauker das ganze Konversations-Lexikon in den Kopf getrichtert."

— Ja wohl, meint Lefebvre, aber drei Monate später war er wieder so dumm und so unwissend, wie zuvor. Aber sage mir, lieber Heinrich, was willst Du werden?

— „Alles was Du willst, mein lieber Papa."

— Aber fühlst Du denn keine Neigung, keinen Beruf in Dir?

— „Nein, Papachen, das überlasse ich Alles Dir. Wenn ich nur in Paris bleiben, recht oft ausreiten und mich mit meinen Freunden amüsiren kann, — das Uebrige ist mir einerlei. Aber in Paris will ich bleiben. Im Uebrigen füge ich mich meinen Eltern."

— „Ach das gute Kind,“ lispelte die Mutter, „wie es seine Eltern lieb hat.“ Sie streichelte ihm dabei die parfümirten Locken. Aber der Vater behandelte die Sache mit amerikanischem Geschäftsernst. Er sagte:

— Was? Also blos amüsiren willst Du Dich? Weißt Du nicht, daß man keineswegs blos zum Plaisir in der Welt ist? Die Arbeit, — das ist Gottes Gebot; das ist der Zügel unsrer Leidenschaften, der Stolz und das Glück unseres Lebens. In Amerika steht ein junger Mann in dem Alter wie Du, schon in seinen eigenen Schuhen; er hat das Gefühl seiner Pflicht und das Bewußtsein seiner persönlichen Würde; er arbeitet und ist versorgt.

— „Aber Daniel“, fiel die Mutter ein, zitternd vor Ungeduld, „Daniel, wie kannst Du nur dies arme Kind so quälen, das ja Alles Dir überläßt? Laß ihn doch; er wird's machen, wie Jedermann.“

— Das heißt also, er wird nichts machen?

— „Er wird einen Dienst bekommen,“ meinte die Mutter.

— Ja, das ist es ja grade, — einen Dienst, ein Pöstchen, eine Stelle! Kann denn mein Sohn nichts Besseres werden, als ein Diener?

— „Ach was,“ sagt unwillig die Mutter, „schwatz' nicht so. Heutzutage sucht Jedermann eine Stelle im Staatsdienste zu bekommen. Wo ist denn Jemand von guter Familie, der es nicht thut? Warum es nicht machen, wie die anderen Leute auch, wie Jedermann?“

— Aber Heinrich, wandte sich der Vater zum Sohn, ziehst Du es denn nicht vor, selbst Deines eigenen Glückes Schmied zu sein, und Dir ein Loos zu erobern, das Du Deiner eignen Kraft, Deiner Fähigkeit, Deinem Fleiße verdankst? Warum wirst Du nicht, statt Dich um ein Pöstchen zu bewerben, Advocat, Arzt, Techniker, Fabrikant oder Kaufmann? Ist denn die Unabhängigkeit gar nichts in Deinen Augen?

— „I, warum nicht gar!“ sagte die Mutter, indem sie verächtlich die Schultern zuckt. „Am Ende soll er noch gar Gewürzkrämer werden und Düten drehen oder Kaffee wiegen?“

— Nun, und was denn? Du meinst also: Für eigne Rechnung und für eignes Geschäft Zucker wiegen, das ist eine Schande. Aber Dictando-Schreiben und Actenheften auf Rechnung der Regierung, — ja, das ist nobel! Das ist glorreich! Und um dies hohe Ziel zu erreichen, da muß man denn zuvor noch kriechen und betteln, seine Ueberzeugung verleugnen und schweifwedeln vor Menschen, welchen man sonst vor Verachtung den Rücken wendet!

— „Jedermann handelt so“, erwiederte die Mutter, „willst Du vielleicht besser und klüger sein, als Jedermann?“

— O Vorurtheil, o Vorurtheil, wahrlich, Paul Louis Courier hat recht, wenn er schreibt: Wir Franzosen sind ein Volk von Knechten.

— „Daniel, ich bitte Dich, mach' diesem lächerlichen Auftritt ein Ende. Bedenke doch, daß ich zu angegriffen bin, um so schreckliche Aufregungen zu ertragen. Wenn Du wieder bei ruhigem Blut bist, wirst Du gewiß wieder auf die Stimme der Vernunft hören. Aber im Augenblick bist Du verrückt.“

— Dieser Ausdruck ist wahrlich nicht am Platz in Gegenwart unseres Sohnes. Aber warte nur, ich werde Dir zeigen, daß ich Herr im Hause bin. Ohne Rücksicht auf Deinen Verzweiflungsschrei und Deine fixen Ideen, werde ich unsere Tochter zwingen, eine Heirath aus Neigung und nicht eine Vernunftehe zu schließen. Ich werde unsern Sohn nöthigen, einen Beruf nach seinem Geschmack zu wählen, einen Beruf, in welchem er unabhängig ist.

— „Er ist wahnsinnig“, schrie die Frau und sank ihrem Sohn in die Arme. Man schickte heimlich zum Doktor Olybrius,

der ein sehr berühmter Pariser Arzt, zugleich aber auch ein vor Eitelkeit fast platzender Dummkopf, Ignorant und Charlatan ist. Man läßt ihm sagen, Papa sei geisteskrank, denn er habe andere Ansichten als die anderen Leute, „er denke nicht mehr so, wie Jedermann denkt.“ Olybrius erscheint mit zwei Nachbarn und Freunden, um den Geisteszustand zu erforschen. Als Wahrheitserforschungsmittel wählt er die Unterhaltung über einen Gegenstand, den sie Alle wenig oder gar nicht kennen, nämlich über Amerika. Lefebvre schildert die dortigen Institutionen. Die Andern erklären, solche Zustände, Sitten und Einrichtungen seien absolut unmöglich, und Dr. Olybrius sagt von Zeit zu Zeit, indem er eine Prise nimmt, mit gewichtigster Miene: „Folgen des Opiums.“ Hier eine kurze Probe des Examens:

— „Giebt es in Amerika auch Minister?“

— Gewiß.

— „Auch einen Cultusminister?“

— Nein.

— „Aber das ist doch unmöglich!“

— Nein, denn dort sind die Kirchen und sonstigen Religionsgesellschaften unabhängig vom Staat und von einander. Jede darf öffentlich ihren Cultus entfalten. Jede darf ihre Tempel öffnen, ohne daß das Gesetz sie bedrohte.

— „Aber das ist ja doch ganz unmöglich. Dadurch wird ja die bürgerliche Gesellschaft den Intriguen der Priester, dem Religionshasse und dem Glaubenskrieg preisgegeben. Das giebt ja alle Tage eine Bartholomäus-Nacht.“

— Oh, durchaus nicht. Es ist nämlich nicht nur die Kirche frei, sondern auch der Staat; die Schule, die Armenpflege, die Wohlthätigkeit sind es auch. Jeder der will, kann lehren und und Unterricht ertheilen, und Wohlthätigkeits- und Armenanstalten errichten, ohne daß er bei der Obrigkeit suppliciren, oder

eine Concession erwirken muß, als handelte es sich um ein schlechtes Haus.

— „Folgen des Opiums!“ spricht Dr. Olybrius ernsthaft.

— Nein, Dr. Olybrius, ich sage Ihnen, wenn Einer von uns an einer fixen Idee leidet, dann sind Sie es.

— „Ich habe überhaupt niemals irgend eine Idee,“ replicirt der würdige Doktor, „ich konstatire nur in Gegenwart dieser sehr ehrenwerthen Herren, daß Sie bis jetzt kein verständiges Wort gesprochen haben, und daß Sie andere Ansichten haben, als Jedermann. Das constatire ich, und das ist genug.“

Dann beginnt wieder das Examen.

— „Hat Amerika auch einen Staatsrath?“

— Nein. Der ist dort nicht nöthig. Die Gerichte halten Ordnung. Die Rechtsprechung genügt; auch die Verwaltung ist derselben unterworfen.

— „Welch ein Unsinn! Wie kann ein Volk auch nur sechs Monate existiren ohne jenes bewundernswerthe Gleichgewicht, welches wir in Frankreich durch die Trennung der Gewalten hergestellt haben. Wie kann ein Präfekt regieren ohne Administrativjustiz?“

— Ja, Präfekten giebt's ja auch keine in Amerika.

— „Was, keine Präfekten?“ riefen Alle herzlich lachend, „wie soll denn das gehen ohne Präfekten? Was soll denn da aus den Bürgern werden, wenn Niemand für sie wacht und handelt?“

— Großer Gott, das ist doch sehr einfach. Sie besorgen selbst ihre eigenen Geschäfte, auch in öffentlicher Angelegenheit. Daran habt Ihr wohl noch gar nicht gedacht, Ihr Herren Staatsmänner?

— „Nein,“ sagte Olybrius, „denn wir denken nur an Dinge, welche wirklich und vernünftig sind, aber nicht an Chimären.

Aber sagen Sie mir, wer soll denn die öffentliche Meinung lenken, wer soll die Leute denken lehren?"

— Gar Niemand, natürlich; das machen sie Alles selbst.

— „Was, und nicht einmal ein Preßbureau sollte es geben?"

— Nein, in diesem Lande der Huronen, wie Ihr's nennt, pflegt Jeder unter dem Schutz der Gesetze zu sagen und zu drucken, was ihm beliebt; man betrachtet dort die Zeitungen als eine Wohlthat, und täglich wächst ihre Zahl. Sie stellen keine Caution, sie bezahlen keinen Stempel. Nichts tritt der Verbreitung der geistigen Nahrung entgegen. Niemand stört dort die Freiheit des Lichtes.

— „Na, in so einem Lande mögen die Gensd'armen hübsch die Hände voll zu thun haben."

— Es giebt dort ja gar keine Gensd'armen.

— „Nein, das ist aber doch zu arg. Das macht einen Andern glauben."

— „Schreckliche Folgen des Opiums", sagte Olybrius.

— Es ist wirklich so. Freie Bürger wissen sich selbst vorzustehen. Sie sind daran gewöhnt. Im schlimmsten Fall genügt ein Schutzmann oder der Friedensrichter, um Gesetz und Ordnung wiederherzustellen. —

Die beiden Freunde und Nachbarn winkten hinter dem Rücken Lefebvre's dem Doctor, als wollten sie sagen: „Wir haben genug gehört; wir sind nun überzeugt von seiner Verrücktheit." Allein Olybrius wollte doch selbst noch einen Trumpf ausspielen.

— „Und wie ist es mit der Heilkunst?" fragte er feierlich, „wie wird sie ausgeübt in diesem Lande?"

— Von Jedem, der es versteht oder zu verstehen glaubt. Ja, es ist merkwürdig. Sogar Frauen practiciren dort und oft mit großem Erfolge.

Da erhob sich der große Doctor Olybrius majestätisch von

dem Sessel, worauf er gethront hatte, und sprach feierlich, indem er jede Silbe artikulirte und jedes Wort betonte:

— „Mein Herr! Erlauben Sie mir, daß ich zum Schlusse das Ergebniß unserer Unterhaltung kurz zusammenfasse. Schon die Antworten und Bemerkungen dieser beiden Herren, Ihrer Freunde und Nachbarn, — Bemerkungen voll Sinn und Verstand, — mußten Sie überzeugen, daß Ihr Gehirn sich nicht mehr in einem normalen Zustande befindet. Was Sie uns geschildert haben, eine bürgerliche Gesellschaft ohne die Hierarchie von Beamten und ohne eine starke Administrativgewalt, außerdem aber mit zügelloser Freiheit, zu glauben, zu denken und zu sprechen, was man will, eine solche Vorstellung kann nur die Ausgeburt eines complet tollen Traums sein. Folgen des Opiums! Ein solches System würde natürlich auch nicht eine Viertelstunde lang halten. Es ist weiter nichts, als die Verneinung aller Grundsätze und Voraussetzungen der Civilisation, auf welchen bekanntlich die Einheit unserer großen Nation beruht. Unsere Väter haben in ihrer Weisheit einen mächtigen Beamtenstand, eine streng centralisirte Verwaltung mit hierarchischer Gliederung geschaffen, Frankreich sein legitimes Uebergewicht gesichert und es auf den ersten Platz unter allen Völkern erhoben, dadurch, daß sie die Franzosen begreifen lehrten, daß nur die Achtung der Autorität und der Gehorsam gegen die Obrigkeit die wahre Freiheit ist. Da sind die wahren Wurzeln unserer Kraft und unseres Ruhmes! Vergessen Sie das nicht, mein Herr, und kommen Sie wieder zu sich! Diese zucht- und meisterlose Auffassung, welche gegenwärtig Ihr krankes Gehirn beherrscht und welche glücklicher Weise bis jetzt noch in keinem französischen Kopfe Aufnahme gefunden hat, beweist deutlich, daß Sie krank sind; und zwar um so kränker, je weniger Sie Sich krank fühlen! Es ist die höchste Zeit, ernstlich für Sie zu sorgen. Ja, ich muß sogar hinzufügen, daß nur durch ein außerordent-

lich kräftiges Einschreiten es etwa noch möglich sein dürfte, Sie Sich selbst, und Ihrem armen Geiste die Ruhe wieder zu geben, deren er so sehr bedarf."

Alle, — Olybrius, die beiden Freunde und Nachbarn, die Frau, die Kinder, — alle sind nun einig darüber, daß der gute Lefebvre den Verstand verloren hat, weil er „nicht dasselbe sagt wie Jedermann", und weil er Gedanken hat, „welche bisher noch in keinem französischen Kopfe Aufnahme gefunden haben". Lefebvre wird in das Irrenhaus gebracht. Dort schreibt er in sein Tagebuch:

— „Mein Geschick ist also entschieden. Ich habe gegen das Vorurtheil gewettet und das Spiel verloren. Ein Dummkopf, welcher sich Mediciner nennt, hat mich für einen Narren erklärt; meine Freunde und meine Familie haben das Erkenntniß des Unwissenden bekräftigt. Ich bin also eingesperrt und wie ich fürchte, für immer. Denn wie kann ich widerrufen? Wie sollte ich in meinem Gehirne das Licht auslöschen, welches dasselbe erleuchtet? Kann ich die Wahrheit verleugnen? Nein! Ich habe nun einmal die wahre Freiheit kennen gelernt. Meine Lippen haben ihren beseligenden Trank gekostet. Ich habe mit eigenen Augen das große ewige Ideal vor mir gesehen. Folglich bin ich für die Andern ein Narr, — und zwar ein Narr, welcher nicht geheilt sein will.

„Die Franzosen halten sich für sehr klug. Aber sie sind wirklich noch weit klüger, als sie glauben. Diejenigen, welche denken und reden, welche eigene Gedanken haben und sie aussprechen, einfach alle mit einander für immer einstecken — das ist eine Maßregel der Majorität, welche nicht denkt, gegen die Minorität, welche denkt, — eine Maßregel von ganz unzweifelhaftem Erfolg. Wo die Gewalt ist, da ist die Vernunft. Vorwärts also, du glückliche Hammelheerde von Frankreich! Beschäftige dich auch fernerhin damit, hinter dem Leithammel her

auf die Weide zu gehen und Einer dem Andern vor- und nachzublöken, daß Ihr di Könige der Welt seid, und es zu glauben, so lange bis eine andere Nation kommt und Euch durch Schläge curirt von Eurem Irrwahne. Bis dahin amüsirt Euch und freut Euch Eures schöpsigen Daseins. Einstweilen habt Ihr ja noch nichts zu fürchten! Denn die Verrückten sitzen ja hinter Schloß und Riegel und sind also außer Stande, Euch in Eurer Verdauung zu stören. Nur wer stets derselben Meinung ist, wie Jedermann, wird mit auf die Weide getrieben."

— Ich glaube kaum der Entschuldigung zu bedürfen für diese Mittheilung aus Laboulaye's culturwissenschaftlichem und satyrischem Romane. Ich habe mich bei derselben möglichster Kürze befleißigt und nur das ausgezogen, was für meine Beweisführung nöthig war. Was davon abseits lag und was nicht zu verstehen war außer dem Zusammenhang mit dem übrigen Gange der ganzen Erzählung, habe ich über Bord geworfen. Ich habe nicht übersetzt, nicht einmal „frei übersetzt", sondern reproducirt.

Nur der, welcher auch fremde Völker kennt, kann sein eigenes Volk schildern. Denn nur durch die Kenntniß jener gewinnt er den Maßstab für dieses. Laboulaye besitzt diesen Maßstab; und dabei hat er die Kunst der feinsten Wahrnehmung. Sein Held Lefebvre ist keineswegs der Freiheit, wie die andern Franzosen, nur mit dem Munde, sondern aufrichtig von ganzem Herzen ergeben. Aber er ist doch wieder zu viel Franzose, um zu begreifen, daß man die Freiheit nicht octroyiren kann. Er will sie auf dem Wege des Terrorismus einführen, gleich seinen berühmteren Landsleuten Robespierre und Saint-Juste. Er will seine Tochter „zwingen, nach Neigung zu heirathen". Er will seinen Sohn „zwingen, einen freien und unabhängigen Beruf zu wählen". Daß die Freiheit auf sittlichen Voraussetzungen beruht, davon hat auch er keine Ahnung. Dieser Zug in La-

boulaye's Sittengemälde ist außerordentlich fein und charakteristisch.

— Unser guter Lefebvre also sitzt im Irrenhause; jedoch „gab ihm ein Gott, zu sagen, was er leide". Er vertraut seine Klagen seinem Tagebuche an; aber leider giebt es, außer seinem Tagebuche, Niemand, der auf ihn hört. Es bleibt ihm nichts als der arme Trost, „je klüger man ist, desto mehr lacht man".

Ist er unglücklich? Wohl. Aber unglücklicher als er, ist doch die Majorität, welche ihn eingesperrt hat, — diese Majorität, welche das Princip proclamirt hat: „Wer anderer Meinung ist, als wir, der gehört in das Irrenhaus," — diese Majorität, von welcher er schreibt: „Bildet Euch meinetwegen ein, daß Ihr die Könige der Welt seid so lange, bis eine andere Nation kommt und Euch curirt durch Schläge von Eurem Irrwahn."

Oh, diese Majorität war selbst zu jener Zeit nicht zu beneiden, wo noch nicht das Unglück hereingebrochen war über Frankreich. Denn schon damals lastete schwer auf ihr das Joch der geistigen Knechtschaft, welches ihr die Schreckensherrschaft der Tout-le-Monde-Manie auferlegt hatte. Dieser Grundsatz der Mittelmäßigkeit, diese falsche Demokratie, welche fordert, daß der dumme, faule und schlechte Mann so viel sei, wie der kluge, brave, unterrichtete und fleißige; diese Demokratie, welche an die Unwissenheit, an die Bornirtheit, an die Gedankenlosigkeit und die Leidenschaften appellirt, welche sich verbündet mit der Tyrannis, — mit jener Tyrannis, welche sich die „gekrönte Demokratie" nennt, weil sie die allgemeine „Gleichheit" dadurch darstellt, daß sie sich allein als Rechtssubject setzt und alle Uebrigen als Sclaven, welche allerdings alle gleich sind, weil sie alle gleich rechtlos sind, — diese falsche Demokratie hat Frankreich ruinirt; und es ist in der That ein etwas abgenutzter Kunstgriff, wenn gegenwärtig die Berliner Kreuzzeitung die wahre Demokratie bei uns für Alles verant-

wortlich machen will, was in Frankreich die falsche Demokratie, die „tout-le-monde-Demokratie“ und die „Demimonde-Demokratie“ gesündigt.

Auch ist es nicht ausschließlich das französische Kaiserthum, welchem man jene unglückliche Richtung, und mit ihr das Unglück Frankreichs zur Last zu setzen hat. Vielleicht war sogar Napoleon III. von jener Tout-le-monde-Manie weniger ergriffen als die Uebrigen; allerdings ausgebeutet hat gerade er sie mehr, als irgend ein andrer Franzose. Aber setzt nicht Gambetta dasselbe Geschäft ganz mit denselben Mitteln fort?

Gambetta's officielles Organ sagt, man dürfe das Volk jetzt nicht wählen lassen. Denn die Masse des Volkes bestehe aus „den Viehheerden der Dörfer“, welche gewohnt seien, regiert zu werden von den „Condottieri“ des Hofes. Gambetta will nur die Condottieri der Straße an die Stelle der Condottieri des Hofes setzen; im Uebrigen aber will er Alles lassen, wie es ist. Namentlich will auch er dem Volke vorschreiben, was es denken soll. Auch er will es bei „den Viehherden der Dörfer“ belassen, welche, wie Laboulaye sagt, ihrem Leithammel „nachblöken“, sie seien die Herren der Erde. Sie sollen nur den Leithammel wechseln: Gambetta statt Napoleon. Und findet sich unter den 38 Millionen Franzosen nur ein einziger, welcher den Muth hat, sich dem zu widersetzen? Nein! Je mehr Gambetta das Volk verachtet, mißhandelt, mit Füßen tritt, desto mehr wird er vergöttert von diesem nämlichen Volke.

Der blinde Köhlerglaube an die Tyrannei der Uniformität, die eingefleischte Hochachtung vor der potenzirten Unverschämtheit, welche eine „unberechtigte“ Eigenthümlichkeit der Franzosen bildet, ist stets vorzugsweise von den individualistisch höher entwickelten, schlaueren und selbstsüchtigeren Italienern ausgebeutet worden. Der Cardinal Mazarin war ein Italiener. Napoleon Bonaparte war ebenfalls einer. Und Gambetta ist auch einer.

Alle drei haben dieselbe Methode, berechnet auf denselben Fehler der französischen Volksseele.

Es ist eine Schwachheit, welche die Nation verhindert, über gewisse Dinge nachzudenken und dadurch sich selbst und andere Nationen kennen zu lernen. Die Vernachlässigung γνῶθι σεαυτὸν („Lerne Dich selbst kennen") ist es, welche diese Nation in Betreff ihres Berufs, ihrer Fähigkeiten und ihrer Kräfte in die verhängnißvollsten Irrthümer gestürzt hat. Sie ist es, welche sie zur Beute eines jeden Abenteurers werden ließ, welcher ihre Blindheit, ihren Autoritätsglauben, ihre Selbstüberhebung und ihre Eitelkeit auszubeuten wußte. Sie endlich ist es auch, welche den Franzosen ein falsches Bild von dem gegenwärtigen Zustande Deutschlands beigebracht hat, so daß sie glaubten, auf unsere Zwietracht rechnen zu können.

Die Franzosen nahmen nämlich unsere läppischen „querelles allemandes" irrthümlicher Weise zu ernsthaft. Sie wußten nicht, daß diese Zänkereien um des Kaisers Bart, daß diese alexandrinisch-scholastischen Flegeleien und Hegeleien eigentlich nichts sind, als eine zeitweise auftauchende Reminiscenz an jene längst verschollene Zeit, wo wir durch geld-, herrsch- und streitsüchtige Dynasten und Priester, durch abgeschmackte juristische Theologen und noch abgeschmacktere theologische Juristen uns verleiten ließen, in sectirerisch-separatistischen Kämpfen wider einander zu streiten. Sie wußten nicht, daß seitdem die Entwickelung unserer gemeinsamen Wehrkraft, die Fortschritte der exacten Wissenschaften, die Pflege der wirthschaftlichen Interessen und das Bewußtsein der nationalen Einheit uns weiter gebracht haben, und daß, sobald das Vaterland ruft, all' jene Gespenster verschwinden.

Aber eine Lehre sollten auch wir Deutsche uns doch entnehmen aus den Täuschungen, welchen sich die Franzosen zur Zeit des Kriegsausbruchs in Betreff unserer inneren politischen Zustände hingaben.



Ich meine: Wir sollen jene üblen Gewohnheiten nunmehr endlich ganz ablegen, damit uns unsere Nachbarn nicht für schlechter halten, als wir sind. An Warnungen, schon lange vorher, hat es wahrlich nicht gefehlt. Man hat sie aber damals in den Wind geschlagen. Man hat uns, die wir damals warnten, als unduldsame Zeloten verschrieen. Herr Professor Virchow hat sich sogar einmal zu dem geflügelten Worte verstiegen, der Abgeordnete Braun-Wiesbaden sehe stets rothe Hosen. Nun, ich denke, jetzt sind auch ihm besagte Unaussprechliche sichtbar geworden, welche ihm früher unsichtbar waren, — ich will dahin gestellt sein lassen, ob trotzdem oder weil er seine Augen mikroskopisch bewaffnet. Eine jener vergeblichen Warnungen will ich hier kurz reproduciren.

Zu jener Zeit, als im deutschen Zollparlament die Mohle (rudis indigestaque moles) Bissinge, die Roßhirte, die Propste, den Schlachtenruf erschallen ließen: „Wir Süddeutsche"[1]), und es versuchten, den Theil über das Ganze zu setzen, damals schon schrieb mein lieber rheinländischer Landsmann Ludwig Bamberger — es war im Juni 1868 — in einem seiner bekannten „Vertraulichen Briefe aus dem Zollparlamente" (Breslau, 1870. Seite 51 u. ff.) folgende nunmehr beinahe prophetisch klingende Worte:

„Wir beachten zu wenig die Wechselwirkungen zwischen Deutschland und Frankreich. Sonst wäre es unmöglich, sich zu verbergen, wie schädlich eine von uns selbst als zu Recht bestehend anerkannte Spaltung zwischen Nord und Süd auf die Meinung des Auslandes, und dadurch wieder auf unsere eigenen, Schicksale, Einfluß üben muß. Aus diesem Grunde habe ich

---

[1]) Uns Anderen, z. B. den Schlesiern, Thüringern und Rheinländern, wird es dabei allemal ganz dumm im Kopfe; denn wir wissen in der That nicht, sind wir Nord- oder Süddeutsche. Wir sind daher stets geneigt, diesen willkürlichen Unterschied schlechtweg in Abrede zu stellen.

wiederholt darauf hingewiesen, daß wir die Schwierigkeiten unserer Lage vermehren, indem wir in feierlichen Versammlungen unter den Augen des Nachbars die Befugniß der Nation, durch Majoritätsbeschluß über ihr Gesammtschicksal zu entscheiden, in Zweifel ziehen. Manch Einer würde mich in diesem Punkte nicht der übertriebenen Unduldsamkeit zeihen, wenn ihn seine Erfahrung daran gewöhnt hätte, die Aussprüche, welche bei uns zu Hause in die Oeffentlichkeit ergehen, sich auch sofort in der fremden Uebersetzung mit dem entsprechenden Commentar vorzustellen: wenn er mit Lebhaftigkeit empfände, wie die zwischen Deutschen gewechselten Worte von Fremden aufgegriffen, und als vergiftete Waffen gegen uns gekehrt werden. Wer begierig ist, diesen Zusammenhang näher kennen zu lernen, der lese z. B. eine Zeit lang das in Luxemburg in französischer Sprache erscheinende Blatt „l'Avenir", die Zukunft, welches mit oder ohne Absicht den Namen einer ihm wohlgefälligen deutschen Zeitung sich zugelegt hat.

Das Blatt wurde bekanntlich von der französisch-katholischen Annexionspartei gegründet, welche zugleich durch nächtliche Maueranschläge zu einem Putsch aufrief, damit die Franzosen einen Vorwand zum Einmarschiren bekämen. Eine Nummer dieses „Avenir" war jüngst aus drei großen, drei verschiedenen deutschen Zeitungen entnommenen Aufsätzen zusammengestellt. Den Leitartikel bildete eine Uebersetzung aus der „Demokratischen Correspondenz" des Herrn Frese. Dann folgte als Mittelstück ein Abschnitt aus dem „Beobachter" und den Schluß bildete eine Uebertragung aus der „Frankfurter Zeitung". In diesen drei Leistungen hatte die Redaction alles vereinigt gefunden, wonach ihr Herz nur begehren konnte, um die Bevölkerung gegen Deutschland aufzustacheln und zur Sehnsucht nach der Einverleibung in das französische Kaiserreich zu begeistern. Deutsche Radicale hatten dem französischen Emissär nicht blos die Mühe

des Schriftstellers erspart, sondern sie dienten ihm auch als classische Zeugen für die Vortrefflichkeit seiner Politik. Die Ironie des Schicksals will, daß gerade dieselben deutschen Blätter es sind, welche Preußen den Abzug aus der Festung Luxemburg als Landes-Verrath vorwarfen. Wenn dergleichen Erscheinungen nichts Befremdliches mehr für uns haben, so sollten sie uns doch als Warnung dienen, daß wir nicht in Unschuld ihnen selbst noch Nahrung zutragen, wie dies geschah, als man im Zollparlament ein südliches Selbstbestimmungsrecht im Gegensatz zum Entscheidungsrecht der ganzen Nation anzuerkennen Miene machte. Wie dürfen wir uns nach solchen Vorgängen noch wundern, wenn die Franzosen den Eintritt von Hessen oder Baden in den Norddeutschen Bund so ansehen, als handelte es sich darum, irgend einen ausländischen kleinen Staat wie Belgien, Holland oder die Schweiz mit List oder Gewalt dem preußischen Scepter zu unterwerfen; wenn ihnen eine Erweiterung des Norddeutschen Bundes im Lichte der Annexion von Nizza oder auch der Erwerbung von Algerien erscheint, nur mit dem Zusatz, daß sie sich auch befugt, ja wegen der Pflicht der Selbsterhaltung genöthigt glauben, dagegen einzuschreiten." — —

— Es ist nicht ohne Grund und Absicht, daß ich diesen warnenden Ruf wiederhole. Wollte Gott, wir hätten solche Warnungsrufe nicht mehr nöthig; aber dem ist nicht so. Auch heute noch treiben wechselseitiges Mißtrauen, Sectirerei, Separatismus und centrifugale Sonderbündelei ihr verderbliches Wesen. Man betrachte nur den Vertrag über das Verhältniß Baierns zum Norddeutschen Bunde. Soll die deutsche Nation, welche das große und mächtige Frankreich zu Boden geschlagen, in ihrem Sieges- und Einheitslaufe Halt machen vor ein Paar schwächlichen Rheinbunds-Epigonen? Vor ein Paar baierischen Ministern, von welchen ein Jeder dem Bunde gegenüber souverän bleiben will in seinem Departement, während er doch in

seinem eigenen Lande nicht im Stande war, dieses Ressort gegen die siegreichen Angriffe der schwarzen Brigade zu vertheidigen?

Man sagt vielleicht: „Nun, das ist seine Sache; und das Uebrige wird sich finden."

Das wäre richtig, wenn es sich blos um die Herren Bray, Pranckh und so weiter handelte, welche es vielleicht gar nicht einmal so übel meinen. Allein es handelt sich nicht blos um sie, und auch nicht nur um Baiern, sondern um unendlich viel mehr: um Deutschland!

Was Baiern anlangt, so möge die dortige Regierung bedenken, daß die Abänderungen, Vorbehalte und Cautelen, welche sie erlangt hat, in der That nicht zu ihrem eigenen Vortheil gereichen, sondern nur den Unwillen und die aggressive Gewalt der mit jedem Tage mächtiger werdenden deutschen Einheitspartei provociren, welche in Gemeinschaft mit dem militärischen Geiste in Baiern unwiderstehlich ist; und daß, wer es mit dem föderativen Principe ehrlich meint, nicht solche Blößen bieten darf, welche eben so viele Breschen bilden, durch welche das Unionsprincip vorrückt.

Doch, das ist der minder wichtige Punkt. Das Wichtigste in der Sache ist, daß erfahrungsmäßig solche Risse und Spalten, wenn sie nicht — wie ich hoffe — sehr bald ausgefüllt werden, wieder Sammelpunkte für alles Unkraut bilden, das dort Fuß faßt und sich ausdehnt, so daß seine Wurzeln die Quadern der Einheit zu sprengen drohen. Mag es denn auch in Wirklichkeit damit nicht so gefährlich sein, aber es sieht so aus; und der griechische Philosoph sagt: „Die Menschen werden nicht regiert von den Dingen, wie sie wirklich sind, sondern von den Dingen, wie sich die Menschen sie vorstellen." Solche Vorbehalte, wie bezüglich des Militärs, der Diplomatie, des Veto in Verfassungssachen und der Sonderstellung in Heimaths-, Niederlassungs- und Unterstützungsangelegenheiten, erzeugen einen falschen Schein,

und dieser falsche Schein wird von dem Auslande ausgebeutet. Das lehrt die Erfahrung.

Es ist gerade, wie mit Bebel und Liebknecht. Wie wenig das an und für sich bei uns auf sich hat, das wissen wir in Deutschland sehr genau. Gleichwohl ermuntern deren Reden die Franzosen zum Widerstand: und wenn in Folge dessen 10,000 Deutsche und 30,000 Franzosen daran glauben müssen, so mag Adam Riese ausrechnen, wie viel Blut, Thränen und Menschenleben ein unnützes Wort kostet.

Möchte doch der demokratische deutsche Abgeordnete Bebel sich belehren lassen durch den nicht minder demokratischen französischen Abgeordneten Bancel.

Bancel war, ein treuer Anhänger der republikanischen Verfassung von 1848, durch die Regierung des „Zweiten December“ mißhandelt, beraubt, geächtet worden. Er lebte als Flüchtling in Belgien. Erst 1869 durfte er nach Frankreich zurückkehren. Er trat als Candidat bei den damaligen Wahlen auf. Man bekämpfte seine Candidatur mit der Behauptung, er habe 1855 in Brüssel getoastet auf eine Niederlage der napoleonischen Armee im Krim-Krieg, weil diese Niederlage das einzige Mittel sei, Frankreich von dem Cäsarismus und der Herrschaft des „Zweiten Dezember“ zu befreien.

Kaum war Bancel gewählt und in den gesetzgebenden Körper eingetreten, als er die erste Gelegenheit, welche sich darbot ergriff, um die Tribüne zu besteigen und feierlich zu erklären:

— „Einen Franzosen zu verdächtigen, daß er, wenn auch Verbannter auf fremder Erde, auf die Niederlage der Armee seines Vaterlandes getrunken habe, — das ist ein Gedanke, welcher in keinem französischen Herzen hat aufkommen können“. Und die ganze Versammlung, nicht am wenigsten die entschiedensten Feinde des „persönlichen Regiments,“ die Liberalen und

Radicalen, ja sogar die „Sozialdemocraten" mitinbegriffen, brach in frenetischen Beifall aus. Die deutschen Sozialdemokraten, oder wenigstens ein Theil derselben, machen es anders. Sie sympathisiren mit Frankreich gegen Deutschland, angeblich aus Liebe für Freiheit und Frieden. Aber wo war denn ihre Friedensliebe vor und bei Ausbruch des Krieges? Wenn sie wirklich eine über die einzelnen Nationen erhabene kosmopolitische Partei, eine Partei der Menschheit und der Menschlichkeit, eine „société internationale" wären, wenn sie wirklich jene internationale Stellung, Macht und Bedeutung hätten, welche man ihnen hin und wieder beilegt, warum haben sie nicht damals Gebrauch davon gemacht, um den Krieg zu verhindern? Warum haben damals nicht die deutschen Sozialdemokraten ihre Freunde, die französischen Sozialdemokraten, bewogen, gegen, statt für den Krieg, zu demonstriren? Wo war denn damals die europäische Liga, das große Bündniß für Frieden und Freiheit? Damals, als man hoffte, Frankreich werde siegen, war man für den Krieg. Jetzt, da man weiß, daß Deutschland siegt, ist man für den Frieden. Mit einem Wort: diese Leute, obgleich Deutsche, waren stets für Frankreich und stets gegen Deutschland. Und zwar für Frankreich ohne Unterschied der Regierungsform. Denn sie haben nicht nur im Dezember 1870 im Reichstage die Mittel zur Fortführung des Krieges gegen die Republik Frankreich verweigert, sondern sie thaten dasselbe auch schon am 20. Juli 1870, als es sich um einen Vertheidigungskrieg gegen das französische Kaiserreich handelte, und sie sich ebenfalls nicht entschließen konnten, die Mittel dazu zu verwilligen.

Ich habe in Obigem einer Schwäche der Franzosen gedacht. Aber um gerecht zu sein, mußte ich auch diese Schwäche der Deutschen erwähnen, oder sagen wir lieber: eines Bruchtheils, welcher glücklicher Weise mit jedem Tage kleiner wird. Ein

solcher Mangel an Patriotismus ist in Frankreich schlechterdings unmöglich; und in dieser Beziehung könnten wir also von den Franzosen noch lernen. Dort zu viel, — hier zu wenig.

---

## IV.
## Monsieur le Curé.

Bei dem Ausmarsche der gefangenen französischen Soldaten aus Metz erlebten wir einen rührenden Auftritt.

Vor, unter und nach den Soldaten kamen Bürger und Bauern, die aus den umliegenden Ortschaften in die Festung geflüchtet waren und nun in elendem Zustande, das Fuhrwerk, worauf marschunfähige Frauen und Kinder hockten, von einem halbverhungerten Klepper gezogen, zurückströmten, um die Ruhe ihres heimathlichen Heerdes wieder zu suchen und vielleicht nicht wieder zu finden. Wer im Kriege sein Haus verläßt, der muß sich darüber klar sein, daß er es auf Discretion preisgiebt. Verbieten aber schwache Nerven oder sonstige Umstände das Bleiben, so ist es doch gerathen, lieber irgendwo sonsthin, und wär's in die weite Welt, zu laufen, als in die Festung. Denn die Festungen, früher Asyle für Jahre, sind heut zu Tage, bei der Ausbildung, welche die Beschießungs- und Transporttechnik gewonnen, nur noch Mausefallen. Man sah also manche Scene des Elends bei den zurückkehrenden Auswanderern, aber wenn man bedachte, daß diese Leute, welche im Grunde des Herzens über die Capitulation sehr froh waren, sich des Renommirens halber verpflichtet glauben, von „Verrath" zu schreien und zu versichern, sie seien allezeit bereit gewesen, „die Helden von Saragossa" zu spielen, dann begann das Mitleid sich in eine andere minder sympathische Empfindung zu verwandeln. Doch genug davon. Jener, Eingangs erwähnte rührende Auftritt war folgender:

-- Da kam auch Einer unter Jenen gewandelt, der schien nicht zu ihnen zu gehören. Er kümmerte sich nicht um die Uebrigen, sondern marschirte lustig fürbaß, um den Hut ein Wachstuch und in der Hand einen Ziegenhainer Knotenstock. Dabei schaute er uns Deutsche, dir wir zu der in Paradestellung aufmarschirten Armee des Prinzen Friedrich Carl zu gehören nicht die Ehre und uns auf dem Fußsteg der Landstraße aufgepflanzt hatten, um Alles in nächster Nähe zu sehen, so treuherzig mit seinen ehrlichen blauen Augen an, daß es schien, er rechnete sich mehr zu uns, als zu den Franzosen. Und als ihn Einer von uns auf französisch anredete, antwortete er in dem gemüthlichsten Thüringisch: „Bitte, bitte, ich bin ja gar kein Franzmann“.!

— „Aber, wie kamen Sie denn in das verdammte Nest“?

— „Jo, hören Se, meine Härrschaften, ich habe hier in der Nähe gearbeitet auf der Forge in Ars. Ich bin nämlich gebürtig im Meining'schen und bin schon vor mehr als fünf Jahren von Hause fort, denn in unserm kleinen Lande fand ich kein gutes Unterkommen, und die andern Länder waren damals noch geschlossen für die deutschen Ausländer. Da ging ich denn und fand in Ars bei deutschen Herren, welchen die Forge gehört, gute Unterkunft als Hüttenarbeiter. Ich verdiente die Woche zwanzig Franken und mehr und schickte jeden Monat meiner alten Mutter eine Kleinigkeit nach Hause. Wie nun der verwünschte Krieg losging, da dachte ich, was geht Dich der Krieg an? Ich arbeite ruhig fort und denke: Mit dem Hut in der Hand, kommt man durch's ganze Land! Das ging auch eine Zeit lang gut, aber dann griffen sie mich, es sind schon mehr als zwei Monate, schleppten mich nach Metz und warfen mich in das Gefängniß. Darin habe ich denn bis hierher gelegen. Aber wenn Sie mich fragen, warum, wissen Sie, dann kann ich's Ihnen wirklich nicht sagen.“

— „Haben Sie denn zu essen bekommen im Gefängniß?“

— Im Anfange, da ging's wohl schon, aber später, da wurd's immer schlechter, zuerst Pferdefleisch mit Salz, und dann Fleisch ohne Salz, endlich nur Kleienbrod und zuletzt nur noch Wasser, aber sonst gar nichts mehr!

— „Ja, aber wo denn nun hin, Landsmann?“

— Natürlich wieder auf die Forge in Ars! Jetzt ist hoffentlich bald wieder Friede und das Eisenhüttengeschäft geht gut. Und ich werde doch nicht meine Herren im Stich lassen, die es so gut mit mir meinen. Ich geh' wieder an meine Arbeit. Jeder für sich und Gott für uns Alle.

Und so ging er, nachdem wir seinem Hunger und Durst nach Kräften entgegengekommen waren, wieder dahin nach seiner „Forge“. In der That gehören die Hüttenwerke bei Ars-sur-Moselle deutschen Herren — Karcher, Westermann, Dreyfuß. Diese gut deutschen Namen werden aber hier zu Lande französisch ausgesprochen. Den Herrn Karcher z. B. nennt man Monsieur Karschäre. Mr. Karschaere ist jetzt, glaub' ich, deutscher Maire[1]) in Metz geworden.

An dem Ruhetag, welcher zwischen der Capitulation und dem Einmarsche in Metz lag, hatte ich manche interessante politische Gespräche.

Wir hatten am Abende vorher bis gegen zwölf Uhr gewartet. Da kam die Nachricht, der General Stiehle sei soeben von dem Schlosse Frescaty zurückgekehrt und habe die Capitulation schriftlich in der Tasche. Wir stießen zum letzten Male für diese Nacht mit einander an und bestiegen unsere hohen französischen Betten. Am andern Morgen, als ich beim Frühstück saß, meldete mir meine Wirthin Madame Lacour: der Herr Pfarrer, der Herr Lehrer und zwei Notabeln des Orts wünschten

---

[1]) Ein baierischer Soldat sagte von den französischen Maire's: „I kann's nit begreif'n, heiß'n die Malefiz-Kerle olle Mayr, und doch kann Koaner Deutsch!“

mich zu sprechen, und wenn ich es erlaube, wolle sie der Unterredung ebenfalls beiwohnen. Ich sagte, obgleich mir der Zweck dieses Besuches durchaus nicht klar war, ihr mit der verbindlichsten Miene von der Welt: sie wüßte, daß ihre Gegenwart mir stets angenehm sei, und außerdem werde ich es mir zum Vergnügen und zur Ehre anrechnen, die genannten Herren bei mir zu sehen.

In Folge dessen erschienen denn vier Gentlemen, geführt von der Wirthin, in meinem Zimmer. Da wir sonach zu sechs waren, und ich nur zwei Stühle hatte, so hielt ich es, zur Vermeidung von Rang- und Etikette-Streitigkeiten, für das zweckmäßigste, meinen Besuch stehenden Fußes zu empfangen. Der erste, der hereintrat, war Monsieur le Curé. Er war in schwarzer Amtstracht. Auf dem Kopf trug er eine Mütze, gestaltet, wie ein türkischer Fez; nur war die Mütze nicht roth und der Quast blau, sondern beides war schwarz. Der Herr Pfarrer, welcher seine Mütze auch im Zimmer auf dem Kopfe behielt, war klein, blaß und mager und sprach mit großer Lebhaftigkeit, wobei seine dunkeln Augen seltsam rollten. Nach unseren deutschen Begriffen würde man das für „falsches Pathos" gehalten haben. Die drei Andern hätte man zur Noth auch für Deutsche ausgeben können, ihren breiten, rothen Gesichtern und ihrer kräftigen Gestalt nach. Zwei davon blieben stumm. Der dritte mischte sich zuweilen ein, in einer durchaus nicht unverständigen Weise. Er war der Lehrer „Monsieur l'instituteur," oder wie er sich noch lieber nennen hörte „Monsieur le professeur." Er hatte eine große Glatze, mit weißen Haaren umrahmt, und trug eine blaue Blouse.

Die Herren wollten mich fragen: ob die Nachricht von der Capitulation wahr sei, und ob sie nunmehr preußisch werden müßten? Warum sie sich an mich wandten, weiß ich nicht. Ich vermuthe, daß Madame Lacour schuld daran war. Ich hatte

ihr mit der Zuversicht eines Wetterpropheten gesagt, spätestens dann und dann müsse Metz kapituliren. Sie hatte mir geantwortet, die Stadt sei noch auf drei Monate verproviantirt; ich hatte ihr erwiedert: „Nicht auf drei Tage.“ Und da das wirklich eingetroffen war, so hielt sie mich für einen unterrichteten Mann und hatte diese Meinung im Dorfe weiter verbreitet. Ich bestätigte nun den vier Herren die Nachricht von der Capitulation von Metz, erzählte ihnen, was ich von deren Einzelheiten wußte, und erklärte ihnen weiter, ob sie preußisch, oder was dasselbe sei, deutsch würden, wisse ich nicht; ich hätte jedoch Gründe zu glauben, daß eine Festung, wie Metz, besser in den Händen einer so friedfertigen Nation sei, wie die deutsche, als in denen einer so angriffs- und kriegslustigen, wie die französische; sie möchten sich daher auf jede Eventualität gefaßt halten.

— „Nein, nein, und ewig nein,“ rief der Herr Kurat und schüttelte das Haupt, daß der große schwarze Quast seines Fez in die lebhaftesten Schwingungen gerieth, „das wollen wir nicht. Wir sind Franzosen, wir sind Katholiken, wir wollen weder unser Gesetz, noch unsern Glauben ändern (Nous ne voulons pas changer ni notre loi ni notre foi).“

Die andern Drei stimmten bei.

— Ist auch gar nicht nöthig, Herr Kurat, erwiederte ich. Sie können deutsch werden, ohne Ihren Glauben und ohne ihr Gesetz zu wechseln. Der König von Preußen hat eine Provinz, in welcher bis zum heutigen Tage noch französisches Recht gilt. In andern deutschen Ländern, in Rheinhessen, Rheinbaiern und Baden, ist dasselbe der Fall. Auch leben in Deutschland beinahe eben so viel Katholiken als Nichtkatholiken, und die mächtigsten Bundesgenossen und Waffenbrüder unseres Königs und Bundesfeldherrn sind ebenfalls gute Katholiken; ich meine die Könige von Baiern und Sachsen. Nirgends in der Welt ist die katholische Kirche geachteter und unabhängiger, als in Preußen.

Nun war die Reihe des Erstaunens auf Seiten des Pfarrers. Alles, was ich ihm sagte, war ihm ebenso neu, als unbegreiflich. Wir ließen uns in eine weitläufige Unterhaltung über die gegenwärtigen und die früheren öffentlichen Zustände Deutschlands ein. Ich erfuhr daraus, welche seltsame Vorstellung der Pfarrer, und wie ich später erfuhr, auch viele andere, sonst ganz verständige Franzosen, davon hatten.

Monsieur le Curé stellte sich die Sache so vor: Bis zum Jahre 1866 gab es jenseits des Rheins zwei Länder; das eine Preußen, monarchisch und protestantisch; das andere, Deutschland, oligarchisch und katholisch. Das letztere bestand aus einer Anzahl Woiwodschaften, miteinander verbunden durch eine der polnischen ähnliche, republikanisch-aristokratische Gesammtverfassung unter dem Protektorate von Oesterreich; im Jahre 1866 hatte nun Preußen mit Oesterreich und Deutschland Krieg geführt, Oesterreich seines Protektorats entsetzt und Deutschland, das katholische Deutschland, erobert, so daß es jetzt kein Deutschland mehr, sondern nur noch ein Preußen gab, in welchem der katholische Glaube entweder abgeschafft war, oder doch diesem Schicksal mit raschen Schritten entgegen ging.

Ich widerlegte seine Irrthümer und berief mich dabei namentlich auf die in Frankreich stehenden bairischen und westfälischen Regimenter. Der Pfarrer konnte nicht bestreiten, daß diese Soldaten Katholiken und von katholischen Geistlichen begleitet waren; ebenso mußte er die Existenz des Malteser-Ordens bei der deutschen Armee zugeben. Offenbar machten diese Berichtigungen einigen Eindruck bei den drei Andern. Der Pfarrer änderte daher seine Taktik:

— „Ich gebe zu, mein Herr", sagte er, „es ist möglich, daß ich mich in einem Irrthum in Betreff der innern Verhältnisse Deutschlands und des Glaubens eines großen Theils seiner Bewohner befand. Was Sie mir darüber mittheilen, verdient,

daß man darüber nachdenkt. Ich danke Ihnen dafür. Aber wohlan, dann gönnen Sie uns auch die Zeit, darüber nachzudenken und unsere Entschlüsse zu fassen. Geben Sie uns Gelegenheit, auf dem Weg der Abstimmung durch allgemeines Stimmrecht unsere Willensmeinungen kundzugeben; und unterwerfen wir uns dann beiderseitig, sowohl Ihr, die Deutschen, als auch wir, die Franzosen, dieser Entscheidung."

— Das klingt recht gut, Hochwürden, sagte ich. Aber es ist doch ein wenig sonderbar, einen Verklagten, welcher seinen Prozeß verloren hat, noch einmal darüber abstimmen zu lassen, ob er nun auch das bezahlen will, wozu ihn der Richter verurtheilt hat. Auch glaube ich mit Sicherheit behaupten zu können, Ihr die Franzosen, habt damals, als Ihr uns Straßburg und das übrige Elsaß, sowie Metz, Tull und Vierten abnahmt, die Einwohner dieser Distrikte ebenfalls durchaus nicht auf dem Wege des suffrage universel befragt, ob sie damit einverstanden seien.

— „Ach gewiß", meinte der Curat, „das ist ohne Zweifel damals nicht geschehen, sonst würde einer von uns Beiden es wissen. Aber nehmen wir uns die rauhen Sitten vergangener Jahrhunderte nicht zum Vorbild. Gegenwärtig, das kann man behaupten, ist es von der ganzen civilisirten, von der ganzen christlichen Welt anerkannt: man disponirt nicht über die Völker, wie über die Vieh-Heerden, man fragt sie über die Meinung und man achtet diese Meinung. Müssen Sie das nicht zugeben?"

— In dieser Allgemeinheit, nein! Hätten wir ein oberstes Tribunal in Europa, welches über internationale Streitigkeiten rechtskräftig wirksam entscheidet, dann möchten Sie Recht haben. So lange aber das Recht des Krieges besteht, wird das Recht der Eroberung bleiben, welches mit jenem untrennbar verbunden ist. Ihr, die Franzosen, habt den Krieg hervorgerufen,

Ihr müßt Euch seiner Entscheidung unterwerfen; ebenso gut, wie wir es müßten, wären die Würfel statt für, gegen uns gefallen. Wer an das Schwert appellirt, soll durch das Schwert umkommen, sagt die Schrift. Ihr wolltet unsern Rhein und wir nahmen Euern. Jus talionis!

— „Oh mein Herr, glauben Sie mir," rief der Pfarrer, indem er die eine Hand auf die Brust legte und mit der andern die meinige ergriff, „glauben Sie mir, wir Alle waren gegen den Krieg. Auch der Kaiser ist dazu gedrängt, oder gar gezwungen worden. In diesem Punkte wenigstens sagt er die Wahrheit. Es sind die Pariser, einzig und allein die Pariser, welche diesen Krieg angefangen haben; er hat keine andere Ursache, als die Umtriebe der Sozialisten und Kommunisten, der Atheisten und der Voltairianer in Paris, jene Umtriebe, von welchen der heilige Vater schon in seiner Encyklika vom 8. Dezember 1864 sagt" — und nun citirte der Pfarrer richtig in fließendem Latein die Stelle von „den verruchten Umtrieben der Gottlosen, welche ihre eigenen Schändlichkeiten ausschäumen, gleich den Fluthen der tobenden See; welche, während sie doch selbst nur Sklaven ihrer eigenen Schlechtigkeit sind, verlogener Weise die Freiheit versprechen", u. s. w. — „Seien Sie versichert", so schloß er, „mein Herr, wir Metzer haben nichts zu thun mit diesen Gottlosen, welche uns in den Krieg gestürzt haben."

— Erlauben Sie, Herr Pfarrer; der Deputirte, den Sie hier gewählt haben, hat doch auch für den Krieg gesprochen und gestimmt.

— „Leider vermögen wir das nicht zu leugnen. Aber er handelte gegen unsere Meinung."

— Aber auch alle übrigen Deputirten, die Deputirten des ganzen Landes, beeilten sich ebenfalls, die Mittel zur Kriegführung zur Verfügung zu stellen, an der Spitze der Graf Keratry, der jetzige Präfekt von Paris.

— „Leider, leider, aber das war nicht die Meinung des Landes.“

— Aber, Hochwürden, haben Sie doch die Güte, mich darüber aufzuklären, wie es kommt, daß auf dem Wege des allgemeinen Stimmrechts in Frankreich nur solche Deputirte gewählt werden, die stets das Gegentheil beschließen von dem, was das Land will?

— „Mein Herr, es ist schwer, Ihnen das aufzuklären. Ich müßte Ihnen zu diesem Zwecke die tiefsten Abgründe des Unglücks meines schönen Vaterlandes aufdecken, und Sie, ein guter deutscher Patriot, wie ich ein guter französischer, werden mir das nicht zumuthen. Ich kann Ihnen nur Folgendes andeuten: Wir, die treuen Söne der Kirche, kämpfen einen schweren Kampf gegen die Voltairianer, welche nicht nur in Paris, sondern auch in der Presse und in der Literatur herrschen. Wir glauben schon dann einen Erfolg erzielt zu haben, wenn der Gewählte keiner der ihrigen ist. Lieber wählen wir mit der Regierung, lieber wählen wir sogar einen Anhänger des Krieges, als einen jener Gottlosen. Ja, lieber, als daß wir die Religion in Gefahr kommen lassen, unterziehen wir uns selbst jetzt noch einmal den Leiden des Krieges.“

Der Lehrer schüttelte hinter dem Rücken des Pastors sein ehrwürdiges, kahles Haupt. Ich antwortete: Verzeihen Sie, Herr Pfarrer, wenn ich diese Stellung politisch sehr unklar finde. Doch ich will nicht darüber urtheilen. Sie müssen die Verantwortlichkeit und die Folgen dieser Handlungsweise tragen. Wählt das Land aus Rücksicht auf die Kirche, die Regierung, oder sonst wen, trotz seiner Friedesliebe, kriegerische Abgeordnete, so kann es sich nicht wundern, wenn es statt des Friedens den Krieg erhält mit allen seinen Leiden und seinen weiteren Folgen. Jedenfalls ist es eine schlechte Probe für das allgemeine Stimmrecht!

— „Ja, und dennoch, mein Herr," rief der Pfarrer, „wissen Sie eine andere Art, wie das Volk über seine Geschicke entscheiden kann? Ich frage Sie wiederholt. Wollen Sie, daß man die Bevölkerung dieses Departements der Mosel verschachert, wie eine Heerde Hammel?"

— Nun, ich denke diese Handvoll Leute sind noch lange kein Volk, und ich würde es etwas komisch finden, wenn man eine jede einzelne Stadt oder gar jedes Dorf abstimmen ließe, zu welchem Land sie gehören wollen. Das würde seltsame Grenzen geben, buntscheckige Landkarten!

— „Nein, mein Herr, so habe ich es auch nicht gemeint. Ich meine nur, es soll abgestimmt werden, sobald die Frage einmal aufgeworfen ist. Venedig hat sich durch das allgemeine Stimmrecht für Italien, Nizza hat sich durch das allgemeine Stimmrecht für Frankreich entschieden. Diese Entscheidung, versehen mit der feierlichen Sanktion des Volkes, ist unwiderruflich."

— Das gerade bezweifle ich; fragen Sie heute einmal Savoyen und Nizza, ob es französisch bleiben will. Es wird „Nein" antworten. Es wird Ihnen sagen, daß sein früheres Votum gefälscht ist, daß — —

— „Gefälscht? Wie kann man das behaupten? Konnte nicht Jeder stimmen, wie er wollte? Nein, mein Herr! Wir werden es dem Wankelmuth und der Wortbrüchigkeit nimmermehr erlauben, daß man sich versteckt hinter die erdichtete Behauptung einer Fälschung des früheren Votums."

— Zufällig, Herr Pfarrer, war ich selbst bei jener Abstimmung in Nizza anwesend, und ich habe den Hergang mit eigenen Augen gesehen. Man hatte eine Urne für „Ja" und eine für „Nein" aufgestellt. Bei der ersten waren Damen, Näschereien, Getränke, Tabak; und in der ganzen Stadt schwärmten eine Menge gefälliger Herren, welche einen Jeden, dessen sie habhaft wurden, zu der Urne „Ja" führten, und zu den Reizen,

womit sie umgeben war. Selbst der Fremde, der Ausländer, war in Gefahr, von diesem Strudel verschlungen zu werden. Bei der „Nein"-Urne dagegen fand das umgekehrte Verhältniß Statt. Sie war schwer zu finden und mit einem abschreckenden Rinderpest- oder Cholera-Kordon von Gensd'armen umgeben, so daß es nur wenigen Tapferen gelang, sich zu ihr durchzuschlagen. Das ist, was ich selbst gesehen habe. Ich schließe daraus auf das, was ich nicht sah.

— „Ich bin weit entfernt," sagte höflich der Pfarrer, „ein Mißtrauen in Ihre Wahrnehmungen zu setzen; aber fragen Sie diese Herren, da," er deutete auf Monsieur le Professeur und die beiden Bauern, „ob dieselben Ihnen nicht bestätigen werden, daß hier in Frankreich solche Mißbräuche nicht vorkommen. Sie werden Ihnen ferner bestätigen, daß das allgemeine Simmrecht bei uns eine mächtige Waffe wider die Gottesleugner und Freimaurer in den Händen der Vertheidiger und Stützen der Ordnung, der Gesellschaft und der erhabenen katholischen Religion, ist. Sie werden Ihnen endlich sagen, daß während des Systems des Census und des Privilegs der Höchstbesteuerten unter Louis Philipp, der Voltairianismus täglich mehr um sich griff, dagegen unter dem allgemeinen Stimmrecht diese so verderbliche Pestilenz täglich mehr zu schwinden beginnt!"

— Nun, wenn Sie alle Wirkungen des allgemeinen Stimmrechts bewundern, Herr Pfarrer, so werden Sie, (es fällt mir freilich schwer, von einem so frommen Manne etwas der Art zu glauben) es auch billigen, daß der heilige Vater in Rom durch das allgemeine Stimmrecht mit einer wahrhaft überwältigenden Majorität seines weltlichen Regiments entsetzt und zum Unterthanen seines bittersten Feindes, des Königs Victor Emanuel, gemacht worden ist? Der heilige Vater selbst freilich billigt dies durchaus nicht. Er scheint vielmehr dies Schicksal vorausgesehen und sich schon bei Zeiten, jedoch ohne Erfolg, dagegen gewehrt

zu haben. Denn in derselben Encyklika, auf welche Sie Bezug nahmen, Herr Pfarrer, sagt Pius IX., es sei „ein Schlag in das Antlitz der göttlichen Gerechtigkeit und eine Verdunkelung jedes menschlichen Rechtes, wenn einige Menschen es wagten, den Satz aufzustellen, daß der Wille des Volkes, kundgegeben durch Abstimmung, oder durch die sogenannte öffentliche Meinung, oder auf irgend eine andere Weise, das oberste Gesetz bilde.“ Ich hoffe, Herr Pfarrer, dieser Autorität werden Sie Ihr Herz nicht völlig verschließen.

— „Ich unterwerfe mich in tiefster Demuth,“ entgegnete der Pfarrer, „und ich bitte um Verzeihung, wenn mein Patriotismus mich in dieser Richtung etwa weiter geführt haben sollte, als die Kirche zu gehen erlaubt. Ich hoffe, letztere vergiebt mir meine Sünden, mit Rücksicht auf die schweren Zeiten. O, glauben Sie mir, es ist ein schreckliches Gefühl, wenn man thatenlos zusehen muß, wie sich diese Geschicke an Frankreich vollziehen. Wir unterwerfen uns stumm den Rathschlüssen der Vorsehung; der Gerechte muß zuweilen leiden um des Ungerechten willen; aber deßhalb ist es ihm noch nicht verboten, den Ungerechten zu verdammen. Und ich sage Euch, Euch Preußen, wenn es mit rechten Dingen zuginge, dann müßtet Ihr unterliegen und Frankreich triumphiren. Aber leider, unser schönes Land, unsere große Nation, sind in die Hände von Gottlosen und Verräthern gegeben. Alle, von Ollivier bis Rochefort, von Bazaine bis Gambetta, Alle sind sie Verräther und Gottlose, Freimaurer, Voltairianer, Juden und Atheisten.

— Darüber gestatte ich mir kein Urtheil, Hochwürden müssen Ihre Kompatrioten besser kennen, als ich. Aber die eine Bemerkung bitte ich, mir zu erlauben: Gesetzt, es wäre wahr, was Sie sagen, die Geschäfte Ihrer Nation würden nur von schlechten Subjecten geführt, so kann ich Ihnen sagen, die unserigen ruhen in treuen und festen Händen. Ist es nun

nicht sehr natürlich, daß der Mann mit ehrlichen Verwaltern besser fährt, als der mit ungetreuen Knechten? Und wenn Sie deutsch würden, fänden Sie doch etwas Gutes bei uns, nämlich ein ehrliches Regiment. — —

Davon wollte jedoch der Herr Pfarrer durchaus nichts wissen. Wir tauschten noch einige Höflichkeiten aus, „Gegner, aber nicht Feinde,“ sagte der Pfarrer. Dann marschirte er ab an der Spitze seiner Myrmidonen.

— Auf Wiedersehen, sagte ich.

— „Als Freunde“, er;

— O, sogar als Landsleute, so hoffe ich.

---

## V.

## Silber und Gold.

Ich möchte, nachdem ich bisher Land und Leute, wie ich sie in und um Metz gesehen, zu schildern versucht habe, einige volkswirthschaftliche Bemerkungen machen, welche sich mir in Folge meiner Beobachtungen auf dem Kriegsschauplatze aufdrängen und die ich, ohne auf Unfehlbarkeit irgend welchen Anspruch zu machen, der öffentlichen Besprechung und Kritik unterzogen zu sehen wünsche, damit es sich zeigt, was daran richtig ist.

Seitdem ich nach Berlin zurückgekehrt bin, höre ich hier in nicht militärischen, und zwar vorzugsweise in finanziellen Kreisen öfters ähnliche Aeußerungen, wie: „Es ist wirklich gar nicht zu begreifen, wie unsere Heerführer und Soldaten so unvernünftig großmüthig in Frankreich auftreten. Der Krieg muß den Krieg ernähren; à la guerre comme à la guerre. Es ist deshalb als ein überwundener Standpunkt zu betrachten, daß man im Kriege bezahlt. Nicht bezahlen, requiriren und immer wieder requiriren — das ist die wahre Politik. In Folge des Kaufens und Bezahlens der Naturalien, das einzelne unserer Heerführer in

Frankreich an die Stelle des durch das Kriegsrecht gerechtfertigten Requirirens setzen, macht sich jetzt schon hier der Silberabfluß in unangenehmer Weise bemerklich, und wir sollten Schritte thun, daß dem ein Ende gemacht wird."

Ich halte dieses Räsonnement für grundfalsch, sowohl vom bürgerlichen, wie vom militärischen, sowohl vom volkswirthschaftlichen wie vom völkerrechtlichen Standpunkt aus, und glaube mich um so mehr berechtigt und verpflichtet, die Gründe für diese meine Meinung öffentlich darzulegen, als jene Ansicht auch bereits den Weg in die Presse gefunden hat.

Vor dem Kriege erörterte man in Deutschland lebhaft die Frage der Währung und der Münze, welche natürlich jetzt ein wenig in den Hintergrund getreten. Der deutsche Handelstag hatte schon am 21. Oktober 1868 erklärt, es sei absolut nothwendig, daß alle deutschen Staaten „die alleinige Goldwährung mit consequenter Durchführung des Dezimalsystems" annähmen. Für Beibehaltung der ausschließlichen Silberwährung sprach kaum noch Jemand. Diejenigen, welche das Uebergangsstadium möglichst leicht gemacht zu sehen wünschten, sprachen für Doppelwährung, oder um es richtiger auszudrücken, für Parallelwährung (les étalons parallèles), wobei sich Silber und Gold — wenn möglich — zusammen um einen gemeinschaftlichen Schwerpunkt bewegen sollen. Die Gesetzgebung des norddeutschen Bundes hat ebenfalls bereits in dieser Richtung vorgearbeitet, indem sie der Papiergeld- und Notenfabrikation seitens der Staaten und der Banken jene Schranken setzte, welche die unumgänglich nöthige Voraussetzung der deutschen Währungs- und Münzreform bildeten. Mögen wir nun Gold- oder Doppelwährung in Deutschland einführen, so bedürfen wir unter allen Umständen Silberabfluß und Goldzufluß, und zwar müssen wir darauf achten, daß der Preis des Silbers nicht zu sehr fällt, und der des Goldes nicht zu sehr steigt; sonst wird uns die

Sache zu theuer. Wenn wir in Deutschland plötzlich und ohne alle vorbereitenden Maßregeln Goldwährung einführten, so würden etwa 400 Millionen Thaler in Silber disponibel werden. Sollten wir diese Masse auf einmal demonetisiren und verkaufen, so würde das Silber um wenigstens zehn Procent entwerthet werden; es wäre also für uns ein Verlust von etwa 40 Millionen Thaler unausbleiblich.

Nun bietet uns aber gerade der Krieg und der Friede, der ihm folgen wird, die schönste Gelegenheit, den Uebergang zur Doppelwährung oder zur ausschließlichen Goldwährung zweckmäßig vorzubereiten, indem wir Silber ab- und Gold zufließen machen. Frankreich hatte vor dem Kriege einen geregelten Goldumlauf. Es gehörte zu denjenigen europäischen Ländern, welche — sie befinden sich jetzt nach der Seelenzahl gerechnet, wohl schon in der Minorität — von der verheerenden Pest des mit Zwangscours behafteten, uneinlösbaren Staatspapiergeldes noch nicht ergriffen sind. Es hat Gold- und Silberwährung, aber im Vergleich zu Deutschland einen außerordentlichen Reichthum an Gold. Seit Beginn der Goldförderung in Californien soll es nicht weniger als 6000 Millionen Francs in Gold ausgeprägt haben, ein Quantum, das seinen eigenen Bedarf an cirkulirendem Medium von dieser Gattung mehr als deckte, und das zur Zahlung einestheils der Kriegskontribution an Deutschland wohl theilweise zur Verwendung gelangen wird. Es ist bekannt, daß in den dem Krieg vorausgegangenen Jahren häufig allein in der Bank von Frankreich mehr als 1000 Millionen Francs in goldenen Napoleons (à 20 Fr.) lagerten (siehe A. G. Mosle, Das teutonische Münzsystem. Bremen, 1870). Außerdem cirkuliren in Frankreich die Goldmünzen von Belgien und der Schweiz; und die von Italien findet man mehr auf französischem, als auf italienischem Boden, weil sie durch den Papierschwindel aus dem Lande ihres Ursprungs verjagt sind;

denn die vornehme Goldmünze liebt nicht den Umgang mit den proletarischen Zwangsassignaten.

Wenn wir nun in Frankreich die Bedürfnisse unserer Armee mit Silber bezahlen, so ist dieser Abfluß, der vielleicht für einen Einzelnen, welcher in entgegengesetzter Richtung spekulirt, etwas Unangenehmes hat, für die Gesammtheit ein Segen in sofern, als er uns (vorausgesetzt, daß er so erheblich ist, wie man sagt) den unvermeidlichen Uebergang zur Goldwährung ohne allzu große Opfer ermöglicht. Was wir in diesem für uns siegreichen Kriege ausgeben, das ist nur als ein Vorschuß zu betrachten, welchen wir Frankreich machen, und den wir auf dem Wege der Kriegsentschädigung mit schweren Zinsen ersetzt erhalten. Machen wir also den Vorschuß in Silber und fordern wir die Rückzahlung in Gold. Auf diese Art können wir jene 40 Millionen Thaler sparen, welche uns sonst der Uebergang zur Goldwährung kostet, — ein Uebergang, der für uns unvermeidlich ist, weil uns das Verharren bei der ausschließlichen Silberwährung ohne Zweifel noch weit größere Opfer auferlegen würde. Denn trotz der größeren Förderung von Gold fällt doch beständig der Werth des Silbers; er stand im 16. Jahrhundert zu Gold wie $10\frac{1}{2}$ zu 1; er steht jetzt wie 15,65 zu 1; und der Silberabfluß ist in den letzten Jahren um mehr als die Hälfte gesunken.

Die Länder der lateinischen Zunge und der lateinischen Münzkonvention haben jetzt Gold- und Silberwährung; und es scheint, sie beabsichtigen keineswegs, die letztere abzuschaffen. Sie haben daneben aber eine überwiegende Goldcirkulation und bedürfen etwas mehr Silber. Bei uns, wenn wir die ausschließliche Silberwährung abschaffen und zur Gold- oder zur Doppelwährung übergehen wollen, findet das umgekehrte Verhältniß Statt. Tauschen wir also mit einander; es wird uns zum beiderseitigen Vortheil gereichen.

Bisher, so lange kein Krieg war, gedachten wir den Aus-

tausch in der Art zu machen, daß wir gesetzlich dem Gold eine kleine Prämie aussetzten, d. h. daß wir, während sich die wirkliche Relation zwischen Silber und Gold wie 15,65 zu 1 stellt, sie zu 15,50 ($15^1/_2$) zu 1 tarifirten. Jetzt, im Kriege, macht sich die Sache noch einfacher. Wir schießen für Kriegsaufwand Silber vor, und fordern die Rückerstattung unter der Form der Kriegs-Entschädigung in Gold. Die Franzosen sind in der That gar nicht abgeneigt, unser Silber vorschußweise zu nehmen. Im Elsaß und in Lothringen cirkulirt dermalen weit mehr deutsches als französisches Silbergeld; und man nimmt das erstere in seinem richtigen Werth, selbst ohne die Abneigung dagegen, wie dies in Versailles noch der Fall sein soll, in einem höheren Preise der Waare auszudrücken. Der silberne und auch papierne preußische Thaler war ein recht beliebtes Geldstück Ende Oktober und Anfang November in und um Metz. Auch die süddeutschen Gulden und Sechser cirkulirten recht lustig selbst in stockfranzösischen Händen.

Mein Reisegefährte sagte: „Bah, hier gilt alles, was rund und gemünzt ist", allein er erfuhr eine sofortige Widerlegung dieser seiner Meinung. Er reichte der „Dame des Restaurant" ein holländisches Zweiguldenstück. Sie betrachtete dasselbe aufmerksam und fragte dann: „Is prüsse?" Nein, holländisch, war die Antwort. Darauf schob sie es zurück mit den Worten: „Hollande is nit in bataille, Hollande is nix". Sie unterschied also sehr wohl das Geld der kriegführenden von dem der nicht-kriegführenden Staaten. Das erstere nahm sie, das letztere nicht. Sie arbeitete sonach ebenfalls in ihrer Art dem Austausch der beiden Edelmetalle zwischen Deutschland und Frankreich vor.

Mit der momentanen Ausgleichung ist es jedoch allein noch lange nicht gethan. Wir müssen die Napoleons in unsere Goldmünzen umprägen, sonst streben sie auf kürzestem Wege in ihre Heimath zurück.

Wir kommen also immer wieder auf die Frage: Welche Münze soll Deutschland wählen?

— „Natürlich die durch Vertrag zwischen allen handeltreibenden Nationen zu vereinbarende Weltmünze", wird man mir sagen.

Ich sage: Nein, und zwar aus folgenden Gründen:

Ein Vertrag zwischen den maßgebenden Staaten und Nationen der Erde, wodurch die Währungs- und Münzfrage bis zu einer allgemeinen Münz- und Rechnungseinheit geregelt und erledigt wird, hat große Schwierigkeiten zu überwinden und dürfte so bald nicht zu Stande kommen. Jeder Staat ist natürlich unter der Bedingung, daß seine eigene Münz- und Rechnungseinheit zu Grunde gelegt wird,[1]) bereit, darauf einzugehen; aber gerade weil Alle diese Vorbedingung, wenn auch mehr oder weniger verhüllt, stellen, kommt bei den Verhandlungen gar nichts zu Stande. Ich sage: gar nichts; denn die Bereitwilligkeit solcher Staaten, welche dermalen und voraussichtlich noch auf längere Zeit in ihrem Innern auf ausschließliche Cirkulation eines uneinlösbaren, mit Zwangscours versehenen Papiergeldes beschränkt sind, kommen nicht in Betracht. Alle andern, in welchen Metallgeld zirkulirt, schrecken zurück vor den Kosten, welche die Umprägung, und vor der Rechts- und Verkehrsstörung, welche der Uebergang verursacht. Sie wollen sich diesen

[1]) Der erste Schriftsteller, welcher die Idee einer Universalmünze vertritt, Conte Scaruffi in seinem „Discorso sopra la moneta" legt seinen Vorschlägen das in der Münze seiner Vaterstadt Bologna vorfindliche Pfund zu Grunde. Dieser „Discorso" ist 1552 erschienen. Die Erscheinung, daß jeder seine eigene Münze zur Weltmünze machen will, ist also schon über dreihundert Jahre alt. Sie erinnert an die Geschichte von dem Marquis, der seinem Sohn eröffnet: „Du bist nun in das Alter gekommen, wo es geboten erscheint, daß Du Dich verheirathest im Interesse der Erhaltung des Bestandes und des Glanzes unseres alten Geschlechtes; ich habe eine diesen Anforderungen entsprechende Braut für Dich ausgesucht und erwarte, daß Du Dich bereitwillig den Befehlen Deines Vaters unterwirfst. — „Mais oui, mon cher père, sans doute, pourvu que ce soit Jeanette!"

Opfern nicht unterziehen, wenn nicht die Früchte, welche dadurch erzielt werden sollen, ganz außer Zweifel gesetzt sind.

Letzteres aber ist zur Zeit kaum möglich. Wir müssen, wenn wir offen sein wollen, gestehen, daß das Völkerrecht in vielen Stücken, welche sich auf den Verkehr beziehen, noch sehr unentwickelt ist. Die Rechtsgelehrten und Staatsmänner, welchen seine Pflege anvertraut ist, ziehen das Kapitel „de jure belli et pacis" vor. Im Uebrigen stecken wir völkerrechtlich vielfach noch tief in der Barbarei. Ich erinnere an das Seebeuterecht wider das Privatvermögen, woran Frankreich und England, und an das Recht der Caperei, woran Amerika festhält, um sich eintretenden Falls gegen die englische Kriegsmarine, die auf Seebeute an Kauffarteischiffen nicht verzichten will, wehren zu können. Auch auf dem Gebiete des Münzwesens glänzt das moderne Völkerrecht immer noch blos durch seine Lücken. Man nehme nur die Völkerrechts-Lehr- und Handbücher aller Nationen, von den ältesten bis auf die neuesten, zur Hand; man wird darin vergeblich etwas über Währung, Geld und Münze suchen. Wir haben zwar thatsächlich den Unfug der Kipper und Wipper, welcher namentlich in Deutschland so heftig grassirte, hinter uns; aber wir haben es doch noch im 19. Jahrhundert erlebt, daß eine deutsche Regierung ihre Münze außer Cours setzte ohne genügende Einlösungsfrist und rechtzeitige Ankündigung. Ein allgemein anerkanntes internationales Recht, das gerade auf diesem Gebiete nöthig wäre, giebt es immer noch nicht. Keine Regierung ist durch das Völkerrecht an Münzverschlechterung gehindert. Sie kann ein Uebermaß von Papier emittiren, sie kann zu viel Scheidemünzen prägen und diejenigen Länder, welche denselben Münzfuß haben, damit überschwemmen, so daß die Letzteren, auch wenn dort die Gesetzgebung und die Verwaltung auf das Gewissenhafteste alle Pflichten erfüllt, welche dem Staate in Betreff des Münzwesens

gegenüber der bürgerlichen und wirthschaftlichen Gesellschaft obliegen, doch mit zu tragen haben an den Leiden, welche eine andere, minder gewissenhafte Regierung ihren Unterthanen auferlegt. Denn Geld- und Creditkrankheiten wirken ansteckend unter denjenigen Ländern, welche dasselbe Münz- und Rechnungs-System haben.

Ohne Zweifel wird das Völkerrecht seine Aufmerksamkeit auch einmal auf das Gebiet des Geldes, der Währung und der Münze richten und gewissen Mißbräuchen, unter welchen nicht blos die eigenen Bürger, sondern der ganze Geldverkehr leidet, den Regierungen untersagen. Je mehr der internationale Verkehr wächst, je mehr die Transportmittel sich vervollkommnen, je mehr durch diese Vervollkommnung Raum und Zeit gespart wird, je näher die Nationen an einander rücken, je enger die Welt, und je verbundener ihre Theile werden, desto mehr wächst das Bedürfniß und die Möglichkeit einer solchen internationalen und völkerrechtlichen Verständigung. Für die nächste Zukunft aber ist die Hoffnung darauf nicht groß. Erst müssen die maßgebenden Staaten sich in einer längeren Friedensperiode von den Anstrengungen der Kriege und der Kriegsrüstungen erholt und jene Krankheit der Papierwirthschaft überwunden haben, durch welche gegenwärtig das in dem wirthschaftlichen Körper circulirende Blut verschlechtert und die Circulation selbst theils gestört und theils in falsche Bahnen geleitet wird.

Auch paßt das gegenwärtig noch im Völkerrecht herrschende System der internationalen Verträge schlecht auf eine Uebereinkunft, welche den Zweck hat, eine allgemeine Münz- und Rechnungseinheit für ewige Zeiten zu schaffen.

Solche Verträge werden in der Regel nur auf Zeit geschlossen, vielleicht auf fünf oder höchstens auf zehn Jahre, mit der Vorschrift, daß, wenn innerhalb dieser Frist Niemand kündigt, eine stillschweigende Erneuerung auf gleiche Zeit stattfindet. Die

Richterneuerung kann also sehr bald schon eintreten. Außerdem giebt es keine wirksame Garantie, daß der Vertrag gehalten wird. Für Privatverträge giebt es Anwälte, Richter und Executoren, welche man gegen den Wortbrüchigen in Bewegung setzt. Für Staatsverträge nicht. Bricht der eine Staat den Vertrag, so bleibt dem andern nichts übrig, als entweder die Selbsthülfe durch den Krieg — und diese Arzenei ist in der Regel schlimmer, als die Krankheit — oder aber der Rücktritt von dem gegnerischer Seits nicht erfüllten Vertrage. Außerdem sind solche völkerrechtliche Verträge von einer ganzen Reihe von Gefahren bedroht, von welchen die Privatverträge nichts wissen. Bricht ein Krieg zwischen den Vertragschließenden aus, so erlöschen gewöhnlich die Verträge von selber. Das ist wenigstens jetzt noch die herrschende Meinung, obgleich sich Mancherlei dagegen sagen ließe. Jedenfalls wird durch den Kriegsausbruch die Wirksamkeit der Verträge suspendirt, und es ist zweifelhaft, ob man sie nach Erneuerung des Friedens wieder in Kraft setzt. Außerdem ist völkerrechtlich anerkannt, daß überall die „clausula rebus sic stantibus" vorausgesetzt wird, d. h. daß die Vertragsverbindlichkeiten erlöschen, wenn sich die Verhältnisse so wesentlich ändern, daß die Erfüllung der Vertragspflichten keinen rechten Sinn mehr hätte. Unter Umständen führt auch eine Aenderung der Staatsverfassung, oder eine sonstige Fortentwickelung oder Rückbildung des öffentlichen oder privaten Rechtes, oder eine Verschlechterung der Finanzen, oder eine sonstige Unmöglichkeit oder Schwierigkeit der Erfüllung, zu einer Auflösung des Vertragsverhältnisses.

Die deutsch-österreichische Münzconvention vom 24. Januar 1857 und vom 7. August 1858 hat sich mit der größten Sorgfalt bemüht, Vorschriften aufzustellen, welche alle Garantien gegen ein illoyales Verhalten bieten. Allein die wichtigste dieser Vorschriften ist illusorisch geblieben. Es ist die in Art. 22. der

erstgenannten Convention, wonach keiner der Staaten, welche den Vertrag mit einander schließen, berechtigt sein soll, Papiergeld, ohne daß solches jeder Zeit gegen vollwerthige Silbermünzen auf Verlangen eines jeden Inhabers umgewechselt wird, mit Zwangscours auszugeben oder ausgeben zu lassen, und wonach jeder Staat, worin zur Zeit des Vertragsabschlusses ein gegentheiliger Zustand herrscht, ihn spätestens bis zum 1. Januar 1859 abstellen muß. Unter den Contrahenten war nur ein Staat mit einer solchen, auf Zwangscours beruhenden Papier-Valuta, nämlich Oesterreich. Am vertragsmäßig fixirten Termin, am 1. Januar 1859, kam statt der Wiederherstellung der Silber-Valuta, die bekannte Neujahrsrede Napoleon's. Ihr auf dem Fuß folgte dann der italienische Krieg, welcher die Finanzen Oesterreichs wesentlich verschlechterte und die Beseitigung der Valutastörung für lange Zeit unmöglich machte, auch abgesehen davon, daß da, wo sich einmal diese Papierpest eingeschlichen hat, sich in den mächtigen, reichen und intelligenten Gesellschaftsklassen immer Leute finden, welche ein Interesse daran haben, diesen pathologischen Zustand zu conserviren, dessen Kosten und Lasten vorzugsweise von den minder mächtigen, ärmeren und wirthschaftlich nicht geschulten Volksklassen getragen werden. Der Vertrag besteht gegenwärtig nur noch zwischen den durch die Convention von 1838 mit einander vereinigten Zollvereinsstaaten, welche wirkliche Silbervaluta besitzen. Oesterreich ist, nachdem es während des Bestandes des Vertrages den Artikel 22. stets unbefolgt gelassen hat, unter Zustimmung der Mitcontrahenten zurückgetreten.

Die Nichterfüllung dieser Verpflichtung in Oesterreich wirkte gegenüber dem Zollverein als Ausfuhrprämie und als Erhöhung des österreichischen Einfuhrzolles. Auch würde das österreichische Papier den deutschen Markt, namentlich den süddeutschen, sicherlich überschwemmt haben, wenn die Münzconvention ihrem Zwecke entsprochen, d. h. wenn sie auch denselben Münzfuß und dieselbe

Rechnungseinheit unter den sämmtlichen Contrahenten hergestellt hätte. Daß wir vor diesem Unglück bewahrt geblieben sind, verdanken wir einem Umstand, welcher vom internationalen Standpunkte aus als ein sehr großer Mangel des Vertrags vom 24. Januar 1857 bezeichnet werden muß, nämlich der Beibehaltung der verschiedenen Münzfüße, erstens der Thaler-Währung oder des Dreißig-Thaler-Fußes beziehungsweise Vierzehn-Thaler-Fußes für Nord- und Mitteldeutschland, zweitens der süddeutschen Währung oder des Zweiundfünfzig und einhalb-Gulden-Fußes für das südwestliche und südliche Deutschland (Baiern, Würtemberg, Baden, Hessen-Darmstadt ꝛc.), und endlich drittens der österreichischen Währung oder des Fünfundvierzig-Gulden-Fußes für Oesterreich und das (uns im Jahre 1866 abhanden gekommene) Fürstenthum Liechtenstein-Baduz. Man sieht also, wie sehr es der Vorsicht bedarf bei internationalen Verträgen, wenn sie sich auf den Geldumlauf beziehen, der für die wirthschaftliche Gesellschaft dieselbe Wichtigkeit hat, wie der Blutumlauf für den menschlichen Körper. Wir sind der Blutvergiftung, d. i. der Ueberschwemmung mit fremden Assignaten, nur dadurch entgangen, daß die Convention von 1859 den Anforderungen nicht entsprach, welche man vom consequenten Standpunkte der strikten internationalen Münzreform an sie stellen mußte und gestellt hat. Bezüglich der Staaten der süddeutschen Währung lag eine solche Gefahr nicht vor. Sie treiben keine europäische Politik. Sie hatten auch schon vor den Schutz- und Trutzverträgen von 1866 und den Beitrittsverträgen von 1870 gemeinschaftliche Interessen mit Preußen. Diese Gemeinschaft konnte wohl 1866 in einem Augenblicke der Verwirrung und Leidenschaft vergessen werden, allein der Zollverein, dieser treue und bescheidene Diener und Vorläufer der deutschen Einheit, sorgte dafür, daß man sich ihrer immer von Neuem erinnerte, sobald die Köpfe wieder hell, und die Herzen wieder frei wurden.

Ich bin weit entfernt, gegen Oesterreich wegen seines in Obigem erwähnten Verhaltens Vorwürfe zu erheben. Ich argumentire nur gegen die Ueberschätzung internationaler Münzconventionen. Es giebt zwar Viele, welche wünschen, daß der Staat vorzugsweise die wirthschaftlichen Interessen vertrete. Allein auch abgesehen von der zweifelhaften Berechtigung und Ausführbarkeit dieses Wunsches, steht so viel fest, daß er dermalen noch nicht realisirt ist, sondern daß der Staat überwiegend seine eigenen Interessen, die Interessen der Macht, und nicht die der Wohlfahrt, die Interessen des Staates und nicht die der wirthschaftlichen Gesellschaft vertritt, und daß, wenn eine unlösbare Collision entsteht zwischen den politischen und den wirthschaftlichen Pflichten, er erfahrungsmäßig stets die letzteren über Bord wirft, um die ersteren, unter welchen bekanntlich die Pflicht der Selbsterhaltung die erste Stelle einnimmt, zu realisiren. Unter den Pflichten, die über Bord gehen, befinden sich auch die aus Münzconventionen entsprungenen. Das ist es, was ich, sine ira et studio, constatiren wollte.

Sprechen wir von Frankreich. Die Münzsysteme von Italien, Belgien und der Schweiz sind durch den Vertrag von 1865 mit dem in Frankreich herrschenden in Uebereinstimmung gebracht, unter gleichzeitiger Regelung der Ausmünzungen eines jeden dieser Länder. Zu jener Zeit, als die Wogen der Agitation für die internationale Münzeinheit, für die „Weltmünze" am höchsten gingen, und man darüber die Wichtigkeit der nächsten und nützlichsten Aufgaben, der nationalen Münzreform, zu übersehen geneigt war, — der Sturm hat sich gelegt, seitdem die Anfangs vielfach geleugnete Wahrheit, daß die Pariser Münzconferenzen von 1867 als vollständig gescheitert zu betrachten sind, nach und nach zum Durchbruch gelangt ist — zu jener Zeit also predigte man auch in Deutschland vielfach den einfachen Anschluß an das französische oder „lateinische" Münz-

system. Die Anhänger der Doppelwährung empfahlen daneben einen Vertrag, auf längere Zeit abzuschließen zwischen Deutschland und Frankreich, und darauf gerichtet, daß neben der Gold- auch die Silberwährung beibehalten werde. Die Empfehlung des Fünfundzwanzig-Francs-Stückes war in der That ja doch nur eine Verschleierung des französischen Vorschlags und wurde als solche erkannt. Sowohl England als Amerika haben sich, trotz der anscheinenden Bereitwilligkeit ihrer Pariser Commissarien, definitiv geweigert, den amerikanischen „Half eagle" und den britischen „Sovereign" in Gestalt, Größe, Gewicht und Feingehalt dem französischen Fünfundzwanzig-Francs-Stück vollkommen gleichzustellen und demgemäß die übrigen Landesmünzen zu reduziren. Von England steht es außerdem fest, daß es sich mit Frankreich in ein internationales Vertrags-Verhältniß in Betreff des Münzwesens überhaupt nicht begeben wird, so lange letzteres die Doppelwährung festhält. Oesterreich allerdings hat sich zur Annahme des von Frankreich empfohlenen Systems bereit erklärt. Allein, da Oesterreich nur Papier-, und keine Metall-Circulation hat, so ist eine solche, in der That etwas platonische Liebes-Erklärung zur Zeit völlig unerheblich.

Ist es nun ein Unglück, daß wir seit 1867 dem guten Rathe, mit Frankreich und den andern „Lateinern" internationale Münzverträge zu schließen, nicht gefolgt sind? Ich denke, nein. Hätten wir es gethan, so würden wir im Augenblicke nicht wissen, gelten diese Verträge noch, oder gelten sie nicht? Hat sie der Krieg definitiv gelöst, oder sollen sie nach demselben wieder aufgenommen werden? Das aber sind Fragen, die, namentlich was die Silber-Währung und deren Beibehaltung neben der Goldwährung anlangt, die höchste volkswirthschaftliche und finanzielle Bedeutung für uns haben. Gesetzt aber auch, es läge der Wille vor, die Verträge zu halten, wie steht es mit der Fähigkeit? Unter der Leitung verblendeter Schutzzöllner, welche glau-

ben, man könne lediglich durch die Gesetzgebung und ohne alle natürlichen Voraussetzungen nicht nur Waaren produziren, sondern auch Geld, welche vergessen haben, daß das Metall-Geld nichts ist, als ein durch den Staat mittelst des Münzstempels beglaubigter Barren, welche in Folge dessen nur noch an den Stempel glauben, aber nicht mehr an den Barren, hat Frankreich den Krieg damit begonnen, womit er sonst im schlimmsten Falle zu enden pflegt, nämlich mit einer ganz plan- und grenzenlosen Emanirung von uneinlösbarem Papiergeld mit Zwangscours. Was ist die Folge? In dem Theile Frankreichs, welchen die deutschen Truppen besetzt halten, zirkulirt vorzugsweise deutsches Silber. Das in Form französischer Münzen ausgeprägte Silber und Gold hat von dem Augenblicke an, wo man werthlosem Papier den Zwangscours verlieh, aufgehört, Münze zu sein, und es vorgezogen, Waare zu werden, um als solche im Auslande einen höheren Preis zu erzielen und nicht in Frankreich zur „Gleichheit und Brüderlichkeit" mit dem verachteten Produkte der Lumpen, welches weder Geld ist, noch auch nur ernsthaft Geld bedeutet, verurtheilt zu werden. Die goldenen Zwanzig-Francs-Stücke und die silbernen Fünf-Francs-Stücke haben nur die Wahl, entweder in das Ausland zu wandern — und in Westdeutschland zirkuliren sie jetzt schon in Menge — oder, wenn sie in ihrem Vaterlande verbleiben wollen, dem Schicksal des „Thesaurirens" zu verfallen, welchem bisher nur das Silber bei den minder cultivirten Völkern des Ostens unterlag. Der Großhandel, welcher mit dem Auslande verkehrt, und diejenigen Banken und Banker, welche mit ihm arbeiten, erhalten sich in dem nicht occupirten Frankreich noch mit Mühe denjenigen Vorrath von Goldmünzen, welchen man nicht entbehren kann. Im Uebrigen herrscht die Assignaten-Wirthschaft. Ein eigentliches Gold- und Silber-Agio gegenüber dem Zwangscourspapiere hat sich zwar formell noch nicht ge-

bildet. Das braucht Zeit, wie man s. Z. in Amerika und Oesterreich gesehen hat. Allein, es wirft schon seinen Schatten vor sich her. Das Auswandern und Verkriechen der Münzen aus Edelmetall und die Verschiedenheit der Preisforderung, je nachdem Zahlung in Metall oder in Papier stillschweigend vorausgesetzt wird, sind seine Vorboten. Diese Valutastörung, welche im Augenblicke noch latent auftritt, wird von den Börsen- und Finanzleuten schon jetzt auf Kosten der Masse kräftigst ausgebeutet; und wenn man in Paris jetzt noch so furchtbar gegen die Deutschen wüthet, so hat dies, wenigstens in den Börsenkreisen, vielfach darin seinen Grund, daß man ihnen nicht gönnen will, mittelst der Valuta ebenfalls die französischen Schafe zu scheren, sondern dieses edle Handwerk in den Händen der Eingebornen zu monopolisiren sucht. Das kleidet sich in die bausbackigsten patriotischen Redensarten, ist aber nichts, als der gemeine Brotneid. Doch genug davon. Ueberlassen wir das der wirthschaftlichen Pathologie. Beschränken wir uns auf unsern Gegenstand und fragen wir:

Was ist denn nun übrig geblieben von dem stolzen „Münzbunde der lateinischen Rasse", welchem wir uns anschließen sollten, weil er von der Vorsehung bestimmt sei, den „Kristallisationskern der internationalen Münzeinheit" zu bilden? Nichts als zwei größere Länder, welche von der Papierpest ergriffen sind, — Frankreich und Italien, — und zwei kleinere, Schweiz und Belgien, welche ihre Mühe haben werden, sich der Ansteckung zu erwehren. Und wir, wenn wir uns angeschlossen hätten an diesen Münzbund, als an den Embryo der „Weltmünze", würden wir nicht der Gefahr ausgesetzt sein, daß nicht, wie jetzt, das französische Gold als Waare, sondern daß die französische Banknote, als chimärisches Geld, unsern Markt überschwemmte, vorausgesetzt, daß Münzeinheit zwischen uns und Frankreich bestände?

Man würde mich sehr mißverstehen, wenn man glaubte,

ich sei ein Feind jenes Dranges nach internationalen Institutionen und Rechtsbildnngen, der sich an allen Verkehrsmitteln, und also ganz natürlich am stärksten an dem wichtigsten aller Verkehrsmittel, dem Geld, offenbart. Ich glaube vielmehr, daß dieser Drang unwiderstehlich ist, d. h. auf die Dauer. Wann aber der Moment kommen wird, wo die Kulturentwickelung und das Völkerrecht weit genug vorgeschritten sind, um internationale Institutionen in Betreff einer „Weltmünze" möglich zu machen, ich meine nämlich Verträge, welche nicht nur abgeschlossen, sondern auch gehalten werden, — das wissen wir nicht.

Sollen wir nun mit unserer deutschen Münz-Reform, deren Nothwendigkeit und Dringlichkeit von allen Seiten anerkannt ist, warten, bis wir jene „Calendas Graecas" erleben? Warten in einer Zeit, wo die Aussicht auf eine internationale Verständigung von Allerwelt über eine „Allerweltsmünze" in nebelgraue Ferne gerückt ist; wo aber der Uebergang zur Goldwährung für Deutschland unvermeidlich geworden und ohne die Gefahr großen Schadens für die wirthschaftliche Gesellschaft und unberechenbarer Opfer für den Staat, oder richtiger ausgedrückt, für die Steuerzahler, nicht wohl länger verschoben werden kann; wo wir von Frankreich die großentheils in Gold zu effectuirende Zahlung einer großen Kriegsentschädigung zu erwarten haben, welches Gold wir aus einer französischen in eine deutsche Münze ohne allen Verzug umzuformen haben werden, wenn es nicht sofort wieder abfließen soll; und endlich, wo alle bisherigen deutschen Münzconventions-Staaten — Oesterreich ausgenommen, welches schon früher durch Kündigung ausgeschieden und wegen seiner Zwangs-Papierzirkulation zu einer wahren „Fraternitas societatis" nicht geeignet ist — nicht mehr durch das lockere Band völkerrechtlicher Verträge, sondern durch eine gemeinsame Verfassung, Verwaltung und Gesetzgebung, durch Kaiser und Reich zusammengehalten werden?

Nein, wir wollen vorgehen, und zwar mit dem Uebergang zur Gold-Währung, indem wir eine Münzeinheit wählen, welche die verschiedenen Münz-Systeme, anstatt sie, was im Augenblicke unmöglich ist, völlig gleich zu machen, mit einander in Einklang bringt, ohne das Münzsystem im Innern ernsthaften Störungen auszusetzen und ohne die Benennung und Werthe der einheimischen Münzen allzusehr zu verändern. Wir helfen dadurch den in Deutschland vorhandenen Mißständen ab, ohne der internationalen Verständigung zu präjudiziren. Kurz vor Ausbruch des Krieges hat die amerikanische Regierung ein Circular in der Münzfrage erlassen, worin sie, nachdem sie die Erfolglosigkeit der auf die „Weltmünze" gerichteten Bestrebungen constatirt hat, vorschlägt, sich eine leichter erreichbare Aufgabe zu setzen, nämlich die, nur ein gemeinschaftliches, internationales Werthmaß festzustellen, welches in den vorhandenen Münzsystemen seinen Ausdruck finden könne, ohne den bisherigen Werth der verschiedenen nationalen Münzstücke in erheblicher Weise zu verändern.

„Wir werfen die Frage auf," sagt die amerikanische Regierung, „ob nicht von dem, was bei den bisherigen Verhandlungen, welche erfolglos geblieben, weil sie sich ein zu ideales, ein zu fernes Ziel setzen, erstrebt wird, das Wesentlichste auch ohne ein völliges Aufgeben der verschiedenen nationalen Münz-Systeme zu erreichen sein wird?" „Die amerikanische Regierung", heißt es weiter in dem Circular, „macht den Vorschlag (zur praktischen Inbetrachtnahme nur, nicht als die theoretisch richtigste Lösung der Frage), daß der internationale Tauschwerth der Münzen derjenigen Völker, welche an einem gegebenen Münzvertrage theilnehmen, oder welche die Frage in irgendwelcher anderen Weise unter sich zum Austrage bringen, durch die Quantität des darin enthaltenen feinen Goldes bestimmt, und daß diese Quantität auf der Außenseite nach einem gemeinsamen Normalgewichte

ausgedrückt werden solle; endlich daß, so lange keine unbeschränkte Gemeinsamkeit zu erlangen sei, alle übrigen Fragen des Münzwesens den besonderen Landesgesetzen und der Erfahrung überlassen bleiben sollen. Wir schlagen ferner das französische Decigramm vor, als das paßlichste gemeinsame Gewichtsmaß, wonach dieser Goldgehalt zu bestimmen wäre, und bezeichnen es als wünschenswerth, daß womöglich vermieden werden sollte, diesen Gewichtsausdruck auch noch in Brüche zu theilen."

„Die Regierung der vereinigten Staaten schlägt ferner (ebenfalls zur Inbetrachtnahme) die folgende Scala zur Benutzung vor":

| Länder. | Benennungen der Münzen. | Gegenwärtiges Gewicht des in den Münzen enthaltenen feinen Goldes nach Decigrammen und deren Decimalen. | Vorgeschlagenes Gewicht derselben. | Procentsatz der Veränderung. |
|---|---|---|---|---|
| Verein. Staaten | Half eagle . . . | 75,232 | 75 | $-\frac{3}{10}$ |
| Großbritannien . | Sovereign . . . . | 73,224 | 73 | $-\frac{1}{3}$ |
| Frankreich . . . | Napoleon . . . . | 58,065 | 58 | $-\frac{1}{12}$ |
| Preußen . . . . . | Friedrichsd'or vor 1858 . . . . . | 60,302 | 60 | $-\frac{1}{2}$ |
| Oesterreich . . . . | Doppelducaten . | 68,838 | 69 | $+\frac{1}{4}$ |
| Deutscher Münzverein . . . . . | Goldkrone . . . . | 100,000 | 100 | . . . . |
| Rußland . . . . | Halb-Imperial . | 59,987 | 60 | $+\frac{1}{30}$ |
| Spanien . . . . | Doblon u. 10 Escudos seit 1864 | 75,483 | 75 | $-\frac{2}{3}$ |

„Diese in Vorschlag gebrachten Veränderungen sind geringfügig und bedürfen kaum einer Umrechnung. Finden sie Annahme, so gewähren sie im Decigramme eine internationale Rechnungs-Einheit, welche mit Leichtigkeit von einem Ausdrucke in den andern übertragen werden kann und das feine Gold er-

scheint als Währungsmetall ohne Bezug zu nehmen auf die Menge des Zusatzes."

Dieser Vorschlag der amerikanischen Regierung, auf welchen man nach dem Kriege vielleicht wieder zurückkommen wird, scheint mir einen praktisch richtigen Weg anzudeuten. Jedenfalls hindert uns dieser Plan einer internationalen Verständigung nicht, mit der deutschen Münzreform sofort vorzugehn und namentlich jetzt, wo Gold zu- und Silber abfließt, mit Prägung der Goldkronen energisch vorzuschreiten und denselben einen Cassencours in ganz Deutschland zu geben, welcher ihnen eine kleine Prämie über das Silber gewährt und dadurch ebenfalls wesentlich beiträgt, den erforderlichen Umtausch der beiden Edelmetalle zu fördern. Hier beschränke ich mich darauf, Bezug zu nehmen auf die Vorschläge, welche Herr G. D. Augspurg, Mitglied des Reichstags, in seiner im November 1870 erschienenen Schrift: „Die Fragen der Münzuntersuchung und deren Beantwortung vor dem Kriege und während des Kriegs" (Hamburg, 1870), gemacht hat.

Ich sage einfach: Wir müssen zur Goldwährung übergehn, und können diese Maßregel nicht aufschieben, bis die „Weltmünze" entdeckt ist. Unsere nationale Goldmünze ist die Goldkrone, gleich hundert Decigramm Feingehalt. Sie ist aber zugleich auch die internationale, weil sich die Goldmünzen aller übrigen Nationen ebenfalls mit Leichtigkeit auf Decigramme reduziren lassen. Der Welthandel wird dann nicht mehr mit Goldkronen, sondern mit 100 Decigramm, nicht mit Half-Eagles, sondern mit 75 Decigramm, nicht mit Sovereigns, sondern mit 73 Decigramm, nicht mit Imperials, sondern mit 120 Decigramm, nicht mit Napoleons, sondern mit 58 Decigramm, nicht mit Friedrichsd'ors, sondern mit 60 Decigramm; kurz nicht mit Münzen, sondern mit der metrischen Einheit des Decigramm Feingehalt rechnen. Die Münzen aber werden der Rechnungs-

einheit entsprechen, weil auf jeder der Feingehalt in Decigrammen ausgeprägt ist.

Den internationalen Zwecken ist also damit entsprochen. Wir werden danach in Zukunft nicht mehr England in Betreff des Wechselcourses tributpflichtig sein.

Dabei können wir aber unser nationales Münzsystem, welches, wie Herr Augspurg nachgewiesen, auf den Goldgulden (= 10 Decigramm) sehr wohl reduzirbar ist, erhalten, und das Silber, soweit es nicht seinen Abfluß findet, als Scheidemünze im Innern beibehalten. So finden wir den Uebergang, ohne uns allzugroße Opfer aufzuerlegen. Wir reihen uns dem Weltverkehr ein und schließen uns gleichzeitig doch ab gegen die monetäre Rinderpest, d. i. gegen die Assignaten-Wirthschaft.

Vielleicht sieht man diesen Gedanken über die Münzreform ein wenig an, daß sie im Felde gereift sind. Allein die Zeiten des ewigen Friedens sind noch nicht gekommen; deßhalb muß man auch heute noch die Dinge von beiden Seiten betrachten.

---

## VI.

## Naturalrequisition und Geldcontribution.

Den Gegensatz zum Bezahlen bildet im Kriege das Nichtbezahlen, welches man mit dem technischen Ausdrucke „das Requiriren" nennt.

Ich habe im vorigen Kapitel nachzuweisen versucht, daß das Bezahlen nicht so schlimm ist, wie man glaubt, daß es sich eigentlich auf einen Austausch von Silber gegen Gold reduzirt, und daß dieser Tausch uns nützlich ist, weil er den Uebergang zur Goldwährung erleichtert.

Sprechen wir nun vom Requiriren.

Was heißt Requiriren? Einfach, der bürgerlichen, nicht militärischen Bevölkerung in Feindes Land ihre fahrende Habe, namentlich Vieh und Futter, Getreide und Nahrungsmittel, ohne Bezahlung wegnehmen. „Aber sie erhalten ja Bons dafür", wird man mir einwenden. Gewiß, aber was sind diese Bons? Bescheinigungen des Empfangs. Daß wir sie nicht einlösen, steht ganz außer Zweifel. Diese Bons sind daher eigentlich nichts, als kleine Kellerwechsel, welche wir auf den Feind ziehen. Ob der Feind sie honorirt? Hören wir die Meinung des Völkerrechts. Bluntschli sagt etwa so: „Der Staat, welcher in Feindes Land einen siegreichen Krieg führt und dabei Fleisch, Brot, Hafer, Heu, Kleidungsstücke, Schuhe, Wagen und Pferde requirirt und deren Empfang bescheinigt, wird seine Zahlungspflicht überhaupt bestreiten und die Gläubiger an den gegnerischen Staat verweisen, an das Land, welchem sie angehören. Dieser Staat erkennt aber gewöhnlich seinerseits diese Entschädigungspflicht auch nicht an, weil er ja die Lieferungen weder begehrt noch empfangen hat, und weil er seinerseits die Meinung vertritt, daß der Krieg gegen ihn entweder mit Unrecht begonnen sei, oder wenigstens fortgesetzt werde. Er betrachtet daher diese Belastung seiner eigenen Unterthanen als eine höhere Gewalt, als ein Unglück, welches mit den Kriegen untrennbar verbunden und daher, ohne Ersatzleistung, von dem zu tragen sei, den es nun einmal betroffen hat. Nur in seltenen Fällen, namentlich wenn seine Finanzen besonders günstig beschaffen sind, läßt er sich zu einer Entschädigung, je nach seinem Ermessen, herbei. Der Friedensschluß ordnet das selten näher und wenn er darüber schweigt, so werden damit alle Anforderungen der Gemeinden und Privaten an den fremden (feindlichen) Staat, welcher requirirt hat, höchst unsicher und ihre Befriedigung sehr unwahrscheinlich. Es bleibt den Requirirten kaum ein anderer Weg offen, als der, die billige Berücksichtigung ihres eigenen Landes anzurufen."

So lautet das Gutachten eines Völkerrechts-Lehrers, von dem man wohl sagen kann, daß er in humaner Tendenz möglichst weit geht, — so weit, daß er zuweilen seine Herzenswünsche für bestehendes Recht hält. Es klingt etwas trostlos für die Requirirten; sie werden zwischen dem eigenen und dem feindlichen Staate hin und her geschickt, mit der Gewißheit, von Keinem etwas zu erhalten. Die Sachlage erinnert beinahe an Heinrich Heine's schönen Sang von „Crapülinski und Waschlapski", welche

„Speisten in derselben Kneipe;
Und da Keiner wollte leiden,
Daß der Andre für ihn zahle,
Zahlte Keiner von den Beiden."

Für den von der Requisition Betroffenen hat jedoch die Sache durchaus keinen heitern Charakter. Im vorliegenden Falle muß man daneben noch die Eigenthümlichkeiten des französischen Bauern im Auge haben. Einen Ersatz von der Regierung seines eigenen Landes erwartet er unter keinerlei Umständen. Er ist ohnehin nichts Gutes von ihr gewöhnt und mehr, als alle anderen Stände, das Lastthier des Staates. Die Grundsteuer ist dort fast doppelt so hoch wie bei uns. Die Ueberbürdung, unter welcher er unzweifelhaft leidet, bewirkt, daß der Bauer in dem Staat ein Geschöpf erblickt, das nur nimmt, aber niemals giebt oder zurückerstattet. Zudem weiß er, daß das Land gegenwärtig eigentlich gar keine Regierung hat. Denn die Herren Gambetta und Konsorten haben sich aus eigener Machtvollkommenheit ihm aufoctroyirt. Sie wollen auch gar nicht „regieren", sondern nur „vertheidigen", (dies ist wohl auch der Grund warum die Regierung zumeist aus Advocaten besteht, welche gewohnt sind, „Vertheidigungen" vor Gericht zu führen). Diese Herren Defensoren haben vielleicht das Votum von Paris, aber nicht das des Landes für sich. Im Gegentheil, sie sind nach Kräften bemüht, das Land mundtodt zu machen. Auch der Name „Re-

publik" erweckt in dem Herzen des Bauern durchaus kein Vertrauen. Im Gegentheil, er haßt ihn, weil die provisorische Regierung von 1848 ihre Wirksamkeit mit einem Zuschlag zur bäuerlichen Grundsteuer begann. Mit einem Wort, der französische Bauer ist — einerlei, ob mit oder ohne Grund — der festen Ueberzeugung, daß er für die Requisitions-Bons niemals einen Centime erhält. Für den Staat, der ihn so hart hält, Opfer zu bringen, ist auch nicht seine Liebhaberei. Er fühlt nur als Privatmann; und da er ein eben so reiches Maß von Leidenschaft, wie ein geringes an Einsicht hat, so wirft er seinen Haß auf den, der ihm seine Sachen ohne Bezahlung wegnimmt, ohne zu berücksichtigen, daß die Nothwendigkeit zu solchen Maßregeln zwingt.

Das ist die Lage der Sache; und ihre Wirkungen sind folgende: Zunächst sucht man seine Habe den Wirkungen der Requisitionen zu entziehen. Soweit es irgend möglich ist, wird Alles, was die Armee möglicher Weise gebrauchen kann, verleugnet und verheimlicht, geflüchtet, versteckt und bei Seite geschafft. Letzteres können wir nicht hindern, wenigstens nicht anders, als höchstens auf dem Wege der Ueberraschung; und die ist nicht immer möglich. Nach den Regeln der Volkswirthschaft, welche im Frieden gelten, wünscht sich der Konsument nichts mehr als ein reichliches Angebot, als einen stark befahrenen Markt, welcher ihm durch Abundanz die Mittel bietet, seine Bedürfnisse sicher, schnell und billig zu befriedigen. Das System des Requirirens aber hat die entgegengesetzte Wirkung. Statt die Waaren, deren die Armee bedarf, heranzuziehen, verscheucht es dieselben. Lieber zerstört der französische Bauer seine Vorräthe, als daß er sie, ohne Aussicht, irgend welche Bezahlung dafür zu erhalten, dem Feind in die Hände fallen läßt. Das beweist die Erfahrung.

Schon der deutsche Bauer ist keineswegs jener arkadische

Schäfer oder jener gemüthlich-idyllische Jodler, als welcher er zuweilen in „Dorfgeschichten" auftritt. Noch weniger ist es der französische. Er ist hart und geldgierig. Es macht einen tiefern Eindruck auf ihn, wenn ihm eine gesunde Kuh krepirt, als wenn ihm seine kränkliche Frau stirbt. Den Gelderwerb setzt er über den Patriotismus. In Kriegszeiten, wo die Cirkulation des Geldes gehemmt und der Zufluß desselben bei ihm schwach ist, sieht er sehr auf „Baar". Ein Lieferant, welchen ich fragte, ob er seine Hämmel aus Deutschland beziehe, sagte mir: „Nein, ich kann sie bequemer und billiger in Frankreich haben; ich lasse durch die kleinen Blätter, durch die Dorfschulzen, oder wenn diese aus gouvernementalem Schrecken oder Eifer nicht wollen, durch die Pfarrer, die Schulmeister oder durch besondere Agenten, bekannt machen: dann und dann komme ich in das Landstädtchen N. N., um so und so viele Hammel zu kaufen. Ich kann ruhig hingehen, auch wenn das Nest von unsern Truppen nicht okkupirt ist. Ist es okkupirt, dann sind die Leute vorsichtig; sie kommen zwar, bringen aber ihre Hammel, die sie in den Wäldern oder sonstwo verborgen halten, nicht mit; ich kaufe sie gleichwohl von ihnen, so und so viel per Stück, und zahle ihnen zwei Drittel des Preises im Voraus; ich bestimme ihnen den Lieferungsort und Tag; sie liefern regelmäßig und erhalten dann den Rest des Kaufpreises; der Fall, daß einer mit den erhaltenen zwei Dritteln durchgeht, ist sehr selten; ich setze das nicht auf Rechnung ihrer Tugend, sondern ihres Dranges, baares Geld zu erhalten."

Man sieht also, man kann kaufen; und in der That hat die Belagerungsarmee vor Metz nur ausnahmsweise in Nothfällen requirirt; im Ganzen hat sie dem System des Kaufs und der Lieferung den Vorzug gegeben vor dem der Requisition. Ich habe in den Departements der Meurthe und der Mosel, namentlich auch in der Umgebung von Metz noch Pferde, Rind-

und Federvieh die Menge im Besitze der Bauern gesehen. Schafe und Ziegen weideten auf freiem Felde; an den Bächen tummelten sich die Enten und auf dem Anger ganze Heerden von fetten Gänsen. Man konnte Alles der Art kaufen aus dem einfachen Grunde, weil die Leute wußten, der Prinz Friedrich Karl liebt das Requiriren nicht. Eine einzige Requisition, — und Alles wäre verschwunden gewesen. Keine Requisition, — und die Sachen bleiben und fließen noch zu.

Ich fürchte, daß da, wo das Requiriren als ausschließliches oder auch nur als oberstes und vorzugsweises Beschaffungssystem gehandhabt wird, es auch mit dazu beiträgt, daß sich unter der Bevölkerung der betreffenden Gegenden Franctireurs und anderweitige Freischaaren bilden, wodurch sich zwischen Armee und Volk jene strenge Scheidelinie verwischt, welche das moderne Völkerrecht im Interesse der bürgerlichen Gesellschaft zieht und deren Evidenterhaltung für eine humane Kriegführung so wichtig ist. Es ist eine traurige Nothwendigkeit, gegen Banden sowohl, wie gegen Einzelne, welche den Krieg auf eigene Faust führen, ohne zur Armee zu gehören, auf das Unbarmherzigste einzuschreiten. Aber gewiß ist, daß solche Härten in der Regel nur noch grausamere Repressalien hervorrufen, und daß, wenn beide Theile auf eine solche Art einander wechselseitig ereifern und in die Höhe schrauben, am Ende Dinge zum Vorschein kommen können, die man im neunzehnten Jahrhundert bereits anfing, für unmöglich zu halten. Der Bauer, dem man seine fahrende Habe, sein Vieh, worauf er den höchsten Werth legt, ohne Bezahlung oder nur gegen einen Bon, auf den er nicht den geringsten Werth legt, weggenommen, desgleichen der Bauer, welcher, um einem solchen Schicksal zu entgehen, mit Hab und Gut in die Wälder geflüchtet ist, findet leicht schlechte Gesellschaft, ein Gewehr und Pulver und Blei, — und dann ist der Franctireur fertig.

Auch Frankreich sollte sich hüten, das Entstehen solcher Banden zu begünstigen. Es wird mit ihnen die Erfahrung des Zauberlehrlings machen, welcher die Geister, die er gerufen, nicht wieder los werden konnte. Diese gegen uns losgelassenen Franctireurs, werden nach dem Krieg gegen ihre eigenen Landsleute Tireurs des Francs werden, d. h. sie werden so frei sein, sich als Räuberbanden zu constituiren oder auf irgend eine andere Weise ihren Kompatrioten gegen deren Willen das Geld abzunehmen.

— Meine Untersuchung beschränkt sich auf die Frage, was in unserem eigenen Interesse für die Verpflegung der Armee im Felde zweckmäßiger sei: Kaufen oder Requiriren? Denn daß auch das letztere völkerrechtlich statthaft, und daß bei der Wahl zwischen den beiden Systemen nur die Rücksicht auf unsere eigene Armee maßgebend ist, scheint mir außer Zweifel.

Völkerrechtlich liegt nämlich die Sache so: Im Alterthum und im Mittelalter führte man, wie auch heute noch bei barbarischen Völkern, den Krieg nicht etwa blos gegen die feindliche Armee, sondern schlechtweg überhaupt gegen Land und Leute des Feindes, welche man in jeder Richtung nach Kräften zu schädigen suchte. Dieses System gilt allerdings, Dank dem verblendeten Egoismus Englands, noch auf der See. Auf dem Lande wird es durch das moderne Völkerrecht verdammt. Die amerikanischen Kriegsartikel von 1863 sagen: „Wenn die Männer einander im offenen Kriege mit den Waffen bekämpfen, so hören sie dadurch nicht auf, moralische Wesen zu sein, und bleiben den andern Menschen und Gott verantwortlich für ihre Thaten." Das Kriegsrecht reicht daher nur soweit, wie die Kriegsnothwendigkeit. Man schont die Privaten, aber nur soweit als die Zwecke des Krieges es gestatten. Wenn die letzteren es fordern, dann erscheint auch eine solche Handlung erlaubt, welche völkerrechtswidrig sein würde, wenn sie vorgenommen wird ohne die

zwingende Gewalt der Umstände und etwa blos in der Absicht, Person und Eigenthum in des Feindes Land zu verletzen.

Auch das moderne Völkerrecht erkennt der kriegführenden Macht die Befugniß zu, in dem feindlichen Lande von Gemeinden und Privaten diejenigen Lieferungen, Leistungen, Zahlungen und Dienste zu verlangen, welche für die Existenz der Armee und die Zwecke der Kriegführung nothwendig sind. Bluntschli will zwar behaupten, Kriegskontributionen seien unstatthaft. Allein das ist doch nur ein frommer Wunsch für eine zukünftige Gestaltung des Völkerrechts. Gegenwärtig sind wir noch nicht so weit. Dies lehrt die Erfahrung auch während der letzten fünfzig Jahre. Allerdings hat sich das völkerrechtliche Gebiet der Kontributionen, im Verhältniß zu früher, außerordentlich verengt und beschränkt. Kontributionen, welche keinen andern Zweck haben, als die betreffende Stadt loszukaufen von Plünderung und Zerstörung, welche gefordert werden, um die Privatkasse von einzelnen Feldherren und Civilkommissären zu füllen, sind allerdings sowohl im letzten Jahrzehnt des vorigen, als auch im ersten des gegenwärtigen Jahrhunderts von den Franzosen auf deutschem Gebiete vielfach vorgenommen worden. Wir Deutsche haben uns Etwas der Art nie erlaubt: und die öffentliche Meinung der civilisirten Nationen würde heut zu Tage wohl den Stab darüber brechen. Von jenen Kontributionen sehr verschieden sind aber diejenigen, welche als Strafen für Vergehungen der Eingeborenen wider die fremde Armee auferlegt, oder welche gefordert werden, um, in Ermangelung landerweitiger Hülfsquellen, die Existenz der Armee für den Augenblick zu sichern. Diese Art von Geldkontributionen in Feindes Land gestattet auch heute noch das Völkerrecht.

Bluntschli zieht einen scharfen Unterschied zwischen Geldkontributionen und Naturalrequisitionen; er scheint geneigt, die letzteren für ausschließlich statthaft, die ersteren für unstatthaft zu

erklären. Ich halte das für einen Irrthum, welcher seine Entstehung einer Reminiscenz an jenes Stadium unserer wirthschaftlichen Kulturentwickelung verdankt, in welchem die Naturalwirthschaft dominirte, während jetzt die Geld- und Kreditwirthschaft obenauf ist.

Heut zu Tage empfiehlt sich, soweit überhaupt ein gewaltsamer Eingriff in das Vermögen von Gemeinden und Privaten gerechtfertigt erscheint, weit eher das System der Geldkontributionen, als das der Naturalrequisitionen, während man prinzipiell, soweit es sich nicht um Strafen handelt, oder die Noth dazu zwingt — Beides unterlassen sollte. Die Mißstände des Requirirens habe ich zum Theil bereits erörtert. Es ist sehr häufig nicht gegen die Gemeinde, sondern direkt wider den Einzelnen gerichtet. Der Privatmann wird sehr hart und sehr ungleich getroffen und oft vollständig ruinirt. Dieser Ruin fördert die Entstehung und Verbreitung der Freischaaren und Räuberbanden. Die Geldkontribution dagegen wird der Gemeinde als solcher auferlegt und berührt vorerst den Einzelnen gar nicht. Die Schulden, welche in Folge dessen die Gemeinden kontrahiren, werden nicht sofort auf den Bürger abgewälzt, sondern in der Regel erst, nachdem der Krieg vorbei ist, in längeren Zeiträumen verzinst und getilgt. Die Mittel dazu werden dem Vermögen der Gemeinden entnommen, oder durch Steuern aufgebracht, welche sich auf alle Einzelnen gerecht und gleichmäßig repartiren. Die erst in der Zukunft fühlbar werdende Last erzeugt während des Kriegs keine Franctireurs, Räuber und Mörder; und da sie sich auf viele Leute und auf eine lange Periode vertheilt, so wird sie leichter getragen. Diese Art der Aufbringung der Kriegsmittel empfiehlt sich daher, wenn denn doch einmal etwas der Art sein muß, im Interesse beider Theile und in dem einer möglichst humanen Kriegführung, vor der Naturalrequisition.

Zweitens bildet der vorhandene Baarvorrath doch immer nur einen verhältnißmäßig kleineren Bruchtheil des Kapitals

und ist leichter und mit geringeren Verlusten disponibel zu stellen, als die Gegenstände der Requisitionen. Auch hat die Geldkontribution ihre natürlichen Grenzen in dem Maße des Vorhandenen, in den Kräften der Betroffenen, während die Naturalrequisition sich nur nach dem Bedürfnisse des Requirirenden richtet und da, wo sie gerade hintrifft, Alles nimmt, was vorhanden. Drittens erfordert die Geldkontribution einen geringeren Kraft- und Transport-Aufwand und endlich viertens und letztens verscheucht sie nicht die zum Bedarf der Armee erforder ichen Nahrungsmittel und sonstigen Naturalien; im Gegentheil, das Geld, dessen Kaufkraft im Kriege zu wachsen pflegt, übt eine große Anziehungskraft auf dieselben; und die Neigung, den Markt zu befahren, hält ab von Zerstörung der Kommunicationsmittel.

Es dürfte sich daher wohl folgendes kombinirtes Verfahren empfehlen: Regel: Kaufen und zwar mit eigenem Geld (das der Feind schließlich, nach Maßgabe des Friedens, welchen wir ihm diktiren werden, mit Wucherzinsen zurückzahlen muß). Erste Ausnahme: Kaufen mit dem durch Kontributionen aufzubringenden Gelde. Zweite, eventuelle Ausnahme: Naturalrequisition. Daneben unter allen Umständen Nachfuhr aus dem Heimathlande.

Das Verfahren würde etwa folgendes sein: Das Kommando erläßt eine Bekanntmachung: „Dann und dann beabsichtige ich da und da so und soviel Fleisch, Brod, Hafer, Heu, Spirituosen zu kaufen; ich werde die in dem anliegenden Tarife bezeichneten, ziemlich hoch gegriffenen Preise zahlen, und zwar baar; ich erwarte, daß freiwillige Zufuhr in ausreichendem Maße erfolge. Was mich anlangt, so bin ich entschlossen, die Leiden des Krieges auf dasjenige Maß zu reduziren, welches absolut unvermeidlich ist. Aber dazu gehört Eure Mitwirkung, durch welche mir ermöglicht werden muß, diese Waaren zu den markt-

gängigen Preisen zu kaufen. Tritt dieselbe ein, so werdet Ihr von allen Belästigungen befreit bleiben. Tritt sie nicht ein, so zwingt die Nothwendigkeit zu anderweitigen Maßregeln."

Eine solche Bekanntmachung, in der zweckmäßigsten Weise publizirt, würde ohne Zweifel den gewünschten Erfolg haben; sie würde die Waaren aus ihren Verstecken hervorlocken und einen abundanten Markt herstellen. Wenn nicht, so bleiben die Ausnahmemaßregeln noch offen. Werden zu hohe Preise verlangt, so kann man den Betrag, welcher die Marktpreise übersteigt, durch Geldkontribution von den Gemeinden einziehen. Erfolgt keine Zufuhr, so beruht dies entweder auf bösem Willen, dann tritt die Naturalrequisition ein; oder es beruht auf Mangel an der begehrten Waare, dann tritt die alte Rechtsregel in Anwendung: Wo nichts ist, hat der Kaiser sein Recht verloren; dann muß die Zufuhr aus andern Provinzen oder aus der Heimath beschafft werden.

Ein solches System ist vielleicht nicht immer und überall anwendbar; allein das schließt nicht aus, daß man es anwendet, wo dies möglich ist. Denn es vermeidet die mit dem Requiriren verbundenen Mißstände und hält sich mit der gewissenhaftesten Sorgfalt an den bereits zitirten völkerrechtlichen Satz: „Gegenüber der friedlichen Bevölkerung reicht die Kriegsgewalt und das Kriegsrecht nur soweit wie die Kriegsnothwendigkeit." Jeder weitere Schritt wird seine Rechtfertigung einzig und allein in der Erfolglosigkeit des vorhergehenden zu finden vermögen. Es ist aber zu hoffen, daß schon der erste Schritt — das Ausschreiben des Marktes — Erfolg haben und alle weiteren Conflikte beseitigen wird.

Ich beschränke mich auf diese Deduktionen. Ich könnte meine Beweisführung mit zahlreichen Beispielen unterstützen. Allein zur Veröffentlichung solcher Hergänge halte ich mich nicht für berechtigt, so lange der Krieg noch schwebt; später kann man

wohl einmal darauf zurückkommen. Ich will hier nur die eine Thatsache anführen: Sobald Metz kapitulirt hatte, setzte sofort die Privatspekulation von allen Seiten her große Massen von Lebensmitteln in Bewegung, welche sich nach der schleunigst bewerkstelligten Wiederherstellung der Eisenbahnverbindungen mit der Stadt, in letzterer konzentrirten und eine wesentliche Erleichterung für Sieger und Besiegte, für Gesunde und Kranke, gewährten. Wäre diese schleunige Hülfe, diese sofortige Abundanz des Marktes, auch dann eingetreten, wenn die Belagerungsarmee lediglich auf das Requiriren angewiesen gewesen wäre? Ich glaube es nicht. Man wußte: der Prinz Friedrich Karl requirirt nicht; und nur deshalb strömten von allen Seiten die Vorräthe zu, und die Kommunikationsmittel wurden rasch und bereitwillig wieder hergestellt.

Von sehr zweifelhaftem Werthe scheint mir auch das Mitschleppen und Requiriren von Schlachtvieh, namentlich von Rindvieh. Man weiß, wie schrecklich die Rinderpest auf den von uns okkuppirten Gebieten wüthet. Sie zerstört täglich eine Menge von Werthen und stürzt alle Berechnungen über den Haufen, welche auf das Vorhandensein dieser Fleischvorräthe basirt waren. Ich suchte mich auf meinen Fahrten nach Möglichkeit über diesen Gegenstand zu unterrichten, wozu mir das zufällige Zusammentreffen mit mehreren Viehhändlern Gelegenheit bot. Als ich einen derselben fragte, ob die Rinderpest wirklich aus den Steppen des Ostens komme, verneinte er dies auf das Allerentschiedenste, bemerkte jedoch, er handle selbst mit podolischem Vieh.

— „Allerdings," sagte er, „wird das Vieh auch zuweilen in den Steppen krank. Aber die Krankheit wird, so lange es dort bleibt, nie bösartig. In der freien Luft und bei der natürlichen Lebensweise wird es bald wieder gesund, und eine Seuche kann nicht zur Entwickelung kommen. Aber wenn es

eingefangen wird und in Stallfütterung kommt, dann verliert es seine natürliche Spannkraft und Widerstandsfähigkeit; und es ist möglich, daß sich dann die Rinderpest einstellt. Allein das Vieh hat sie nicht mit aus der Steppe gebracht, sondern sie erst hier zu Lande bekommen. Warum schleppt man auch das Vieh so lange mit herum, statt es schnell zu verzehren?"

Ein Anderer, der mit deutschem Vieh handelte, versicherte: „Das Vieh aus Deutschland, womit wir handeln, ist stets frisch und gesund in dem Augenblicke wo wir es liefern, aber dann wird es angesteckt von dem Steppenvieh, das die Rinderpest mitbringt. Und ferner ist unser Stallvieh auch die schlechte Behandlung nicht gewöhnt, die ihm hier zu Theil wird. Die endlosen Eisenbahntransporte unter den ungünstigsten Verhältnissen, der Aufenthalt unter freiem Himmel, bei Tag und bei Nacht, bei Nässe und Kälte, der Mangel an Wartung und Pflege und an Nahrung, wenigstens an gesunder und gewohnter Nahrung, Alles das macht selbst das gesundeste Vieh krank. Dazu können wir nichts, wir Viehändler."

Mag die Richtigkeit der Angaben dieser beiden Geschäftsleute dahin gestellt bleiben, so viel scheint mir sicher: Das Rindvieh, das Steppen- wie das Stallvieh, verträgt nicht die kriegsmäßige Behandlung. Es verliert mit jedem Tage in rasch steigendem Maße an Nahrungskraft und an sonstigem Werth; ich glaube, man könnte die steigende Abminderung in die Form einer statistischen Tabelle bringen, mit von Tag zu Tag in arithmetischer Progression steigenden Entwerthungs-Prozentsätzen, bis in der letzten Columne nichts mehr bliebe, als Haut und Knochen. Dabei sind solche Vieh-Heerden unterwegs dem Heer sehr unbequem. Sie nehmen viel menschliche Kräfte in Anspruch; und es ist zuweilen sehr schwierig, das nöthige Futter für sie zu beschaffen. Gelingt letzteres nicht, so steigt die Zahl der Erkrankungen und die Werthabminderung der Gesundgebliebenen

noch mehr. Von einer wirthschaftlich erschöpfenden Vernutzung des im Felde geschlachteten Viehes kann auch keine Rede sein. Es fehlt an Zeit und Gelegenheit, jeden einzelnen Bestandtheil, der zu irgend Etwas verwendbar ist, auszunutzen. Man schneidet das Beste heraus und Alles übrige wird weggeworfen, um jenen fleißigen Sammlern, welche Geiern, Krähen und Raben gleich, jeder Armee nachziehen, zur Beute zu werden. Endlich ist es schwer, sofort richtige und gleichheitliche Portionen zu machen aus dem Fleische des soeben in Eile geschlachteten Thieres.

Nun ist es bekannt, daß sich in neuerer Zeit die Industrie mit Eifer und Erfolg darauf geworfen hat, Fleisch-Conserven zu präpariren. Ich habe deren im Felde gegessen, die wirklich ganz vortrefflich waren, namentlich Guliasch, sowie komprimirte Bouillon mit Rindfleisch, beides in Blechbüchsen; nicht zu vergessen die berühmte „Erbswurst", welche aus vegetabilischen und animalischen Substanzen zusammengesetzt ist. Daneben wäre wohl auch noch der Liebig'sche Fleischextract zu erwähnen, über dessen Brauchbarkeit für die Armee die Meinungen jedoch sehr getheilt sind. Jedenfalls hat diese Fabrikation, auch abgesehen vom Kriege, ihre Bedeutung; ihre Produkte werden überhaupt in Zukunft eine Rolle spielen, auch in den Haushaltungen, wenigstens in denjenigen der Junggesellen.

Für den Krieg aber wird man sich die Frage vorlegen: Soll man fortfahren, das lebendige Rohmaterial im Felde mit herumzuschleppen, obgleich seine Beschaffung, seine Erhaltung und sein Verbrauch die größte Schwierigkeit bietet, oder soll man das Fabrikat vorziehen? Für letzteres spricht, daß bei der Fabrikation auch die nichteßbaren Bestandtheile zu Nebenprodukten ausgenutzt werden, wodurch das Hauptprodukt besser und billiger wird, daß die Fleisch-Conserven in Beschaffung, Aufbewahrung, Erhaltung, Transport und Consumtion bequem sind, daß sie keiner Wartung, Pflege nnd Nahrung bedürfen und keine Rinderpest

bekommen, und daß sie in beliebige Brüche und Quoten leicht zerlegbar, also bequem an die Mannschaft vertheilbar sind.

Als ich am 26. October von Rezonville nach Gravelotte fuhr, in strömendem Regen und in einer, nach Möglichkeit geschlossenen Kutsche, begegnete mir eine Heerde „schleppfüßiger Ochsen," getrieben von einem Soldaten, der eine Brille trug und auch sonst etwas gelehrt aussah. Um ihm meine Sympathie zu bezeugen und mich in Betreff seiner Gelehrsamkeit zu vergewissern, hob ich das Leder des Wagens und rief ihm zu:]

— Salutò victorem! (Ich grüße den Sieger!)

— „Dic potius pastorem" (sag' lieber: den Hirten) erscholl mit lustigem Lachen die Antwort. So kreuzten sich unsere Wege.

Hoffentlich machen die Fleisch-Conserven dem kriegerischen Hirtendienste ein Ende.

---

## Nachtrag.

Obige Reflexionen habe ich im November 1870 zu Papier gebracht auf Grund dessen, was ich unmittelbar vorher vor und in Metz erlebt hatte. Ich halte es für nöthig, heute, 1871, dies zu constatiren. Denn sie passen nicht mehr zum ferneren Verlaufe des Krieges. Sie setzen voraus, daß Armee gegen Armee kämpft, daß der Unterschied zwischen Soldat und Bürger vollkommen evident erhalten wird, und daß die bürgerliche Bevölkerung des Kriegsschauplatzes sich nicht nur vollständig neutral verhält, sondern auch in ihrem eigenen Interesse den Ansprüchen des Heeres auf Verpflegung, nach Kräften entgegenkommt.

Nur unter diesen Umständen ist es möglich, zwischen zwei Dingen, welche einander so wildfremd sind, wie Krieg und Humanität, eine Art von Verbindung herzustellen.

Sowohl die provisorische Regierung, als auch die Bevölkerung von Frankreich haben das nicht gewollt. Sie haben die

Grenze zwischen Soldat und Bürger bis zur Unkenntlichkeit verwischt; sie haben uns bewaffnete Schaaren gegenüber gestellt, welche von einer Armee nichts besaßen, als einige äußerliche Abzeichen, und welchen gerade das fehlte, welches vor Allem der Armee ihren wahren Charakter aufprägt, nämlich die Ordnung, der Gehorsam und die Mannszucht; die nicht-militärische Bevölkerung hat, wenigstens theilweise, unserm Heer bewaffneten Widerstand geleistet, kleinere Abtheilungen und Einzelne meuchlings überfallen, und sich geweigert, den Bedarf der Armee zu liefern, selbst wenn Bezahlung dafür geboten wurde.

Dieser Widerstand konnte nicht anders, als durch physische Gewalt und Repression überwunden werden. Er mußte überwunden werden. Denn die Pflicht der Selbsterhaltung steht in vorderster Linie. So mußten denn leider Franctireurs erschossen, und die Dörfer derselben niedergebrannt werden. An die Stelle der Kontributionen traten Requisitionen; und der Drang der Umstände machte es nicht immer möglich, letztere unter Wahrung der nöthigen Formen und auf dem exacten Dienstwege, d. h. auf Befehl des Hauptmanns, mittelst Distribution durch den Maire und Ueberwachung des letztern durch den Feldwebel rc. zu bewerkstelligen. Der Soldat, der spät, hungrig, müde und halb erfroren in's Quartier kam, und dem der Wirth Alles und Jedes weigerte, suchte und nahm sich Nahrungsmittel, wo er sie fand; und wenn er bei dieser Gelegenheit zur Strafe für das Ableugnen, vielleicht auch ein Hemd oder ein Paar Stiefel mitnahm, die sich ihm beim Suchen nach Speise und Trank darboten, und deren er augenblicklich nicht minder dringend bedürftig war, als des Brotes und Schnapses, so ist dies, wenn nicht dienstlich, denn doch jedenfalls menschlich, entschuldbar. Als das Heer rund um Paris herum Alles verlassen und zum großen Theil von den Franzosen selbst, vielleicht ohne Noth zerstört, hin und wieder sogar einzelne Dörfer und Villen von

französischen Banden bereits geplündert fand, darf man sich da wundern, wenn die Achtung vor dem Eigenthum des Feindes um einige Grad sank, da es der Eigenthümer selbst so wenig respectirte? Es galt, sich einzurichten; und da mußten denn die Dinge häufig zu Zwecken dienen, für welche sie eigentlich von Haus aus nicht produzirt waren, z. B. ein Mahagoni-Flügel zum Barricadenbau und Bücher zur Heizung. Noth kennt kein Gebot; und dazu bombardirte ja das „heilige Paris“ selbst wie toll auf alle diese Herrlichkeiten los. Sollten wir also mit diesen Pariser Dingen schonender umgehen, als die Pariser selbst? Ich weiß nicht, ob und was an dem Gerede vom Retten und Rollen ist, aber davon habe ich mich überzeugt, daß, wenn einzelne solcher Fälle — und ich bin weit entfernt deren Möglichkeit zu bestreiten, — vorgekommen sein sollten, wenn wirklich an einem Orte, wo es für verlassen, verloren, oder mit baldigem Untergange bedroht, gelten konnte, irgend ein Werthobject mitgenommen worden sein sollte von einem deutschen Soldaten, entweder um sofort von einem Aufkäufer eine kleine Summe Geldes dafür zu erlösen, oder um der Familie oder den Freunden zu Hause eine Kriegstrophäe oder ein Andenken mitzubringen, daß dies seltene Ausnahmen sind, und daß auf Einen, welcher „rettete“ oder „rollte“, Tausende kommen, welche es nicht thaten, obgleich sie jeden Tag Gelegenheit dazu hatten. Die deutsche Armee setzt sich aus allen Klassen der bürgerlichen Gesellschaft zusammen; und die sittliche und geistige Tüchtigkeit hat in Folge dessen in ihr die Herrschaft. Ein Heer, in dessen Adern das edelste Blut der ganzen Nation fließt, stiehlt nicht.

Dann aber, was wollen die Kleinigkeiten, welche etwa unter den angeführten Umständen mitgenommen worden sind, sagen gegen jene colossalen Beträge, welche in der Zeit von 1792 bis 1813 die Franzosen, und zwar nicht blos die Soldaten, sondern auch die Offiziere bis zu den Höchstcommandirenden hinauf, die

Civilcommissäre, die Delegirten des Wohlfahrtsausschusses, die Generalgouverneure und sonstigen edeln „Citoyens“, zu Gunsten ihrer respectiven Privatsäckel, erpreßt, geraubt und sonstwie eingesteckt haben?

So lange sich der Feldzug in den Formen des großen Krieges, Armee gegen Armee, bewegte und der sogenannte „friedliche Bürger“ sich wirklich der Hostilitäten enthielt, haben wir die Pflichten der Menschlichkeit bis zu den äußersten Grenzen respectirt. Daß dieß später in dem Maße nicht mehr möglich war, daran sind die Franzosen sebst schuld, namentlich aber das Verhalten der nicht-militärischen Bevölkerung und der provisorischen Regierung. Wir konnten nicht Lämmer bleiben, wenn die Andern Tiger wurden.

---

# Elsasser Unterhaltungen.

November und Dezember 1870.

---

## I.
## Deutsche Sprachgrenzen.

Das Elsaß ist durch und durch deutsch. Das Bischen französische Farbe, das man darüber gestrichen hat, ist so dünn aufgetragen, daß überall der deutsche Grundstoff durchschimmert. Auch sitzt dieser Anstrich so wenig fest, daß er bei einer so heftigen Erschütterung, wie die jetzige ist, wieder abfällt. In den größeren Städten hört man allerdings sehr viel Französisch; aber die Leute, die es parliren, verstehen und sprechen, wenn's sein muß, auch alle recht gut Deutsch. Ja, sie führen zuweilen sogar eine sprachliche Doppelwährung, einen deutsch-französischen Parallelismus, welcher sich recht seltsam ausnimmt. Als ich vor dem Krieg einmal in Straßburg war und eben in den Münster hineinsteuern wollte, trat mir vor dem Portal ein fliegender Büchhändler mit gedruckten Münster-Führern entgegen, die er mir mit folgenden Worten anbot: Voilà, Monsieur — schaun's lieb's Herrle — la déscription de la cathedrale — die Beschreibung vom Münschter — avec beaucoup de gravures — es sind auch vill schöne Grawürle drin." Die Bezeichnung der Kupferstiche mit dem Worte „Grawürle" — das französische

„gravure“ mit dem deutschen Diminutivsuffixum „le“ ist ein elsasser Originalprodukt. Die Bauern sprechen ausschließlich deutsch und nur in wenigen Strichen bedienen sie sich eines Französisch-Deutsch, welches nach ganz gleicher Methode gebaut ist, wie jener deutsch-amerikanische Jargon, welcher z. B. in Pensylvanien von den ein wenig amerikanisch angekränkelten süddeutschen Bauern gesprochen wird und auf's Vortrefflichste wiedergegeben ist in den in London erschienenen Gedichten „Breitmann's Party“. Der vollständige Titel dieses höchst amusanten Werkes lautet: „Hans Breitmann's party, with other ballads by Charles G. Leland. London. Es hat schon ein Paar Dutzend Auflagen erlebt und ist ein unversiegbarer Quell der Heiterkeit. Hier eine kleine Probe aus dem Elsaß: Eine Bäuerin, welche ihrem Jungen sagen will, er soll die Hühner aus dem Garten jagen, drückt dies so aus: „Jeanche, chasse emol (einmal) die Hinkel (fränkisch-alemannischer Dialekt, = Hühner oder Hühnchen) aus'm jardin.“

Im Uebrigen aber versteht der elsasser Bauer, und zwar an vielen Orten mit Inbegriff des Maire, absolut kein Französisch. Da aber letzteres für die ausschließliche Sprache der Gerichte und der sonstigen Behörden erklärt ist und dieser Sprachzwang mit der eifrigsten Konsequenz durchgeführt wird, so ist der Bauer auf diejenigen Personen angewiesen, welche Französisch und Deutsch zugleich verstehen; und das ist Monsieur le Curé, der Pfarrer oder Prediger, und Monsieur l'instituteur, der Lehrer. Erhält der Bauer den Erlaß einer Behörde, so bringt er ihn einem der genannten Herren zum Verdolmetschen, und ebenso bedient er sich ihrer Hülfe zum Anfertigen schriftlicher Eingaben. Dem mündlichen Verkehr mit den französischen Beamten sucht er nach Möglichkeit aus dem Wege zu gehen. Dies Verhältniß macht den Bauer von

den Geistlichen und Lehrern abhängig. In den katholischen Orten herrscht außerdem aus noch anderen Gründen der Pfarrer in hohem Grade über die Bevölkerung. Der Geistlichkeit, der evangelischen so wenig, wie der katholischen, kann man nicht nachsagen, daß sie für die französische Sprache starke Propaganda gemacht hätte. Freilich mögen sehr abweichende Motive bei dem Einen oder dem Andern obwalten. Der protestantische Lehrer im Elsaß ist durchschnittlich für Deutschland, das er als den Hort seiner Kirche betrachtet. Er ist für das Deutsch, weil es die Sprache Luthers ist. Der katholische Kurat dagegen, auch wenn er selbst eine durchaus französische Bildung und Geistesrichtung hat, liebt das Französische nur für sich, aber nicht für seine Bauern. Er sagt sich: „Die französische Literatur, namentlich die Tagesliteratur und die Zeitungen, sind antikirchlich; lernen die Bauern französisch, so werden sie sich nicht auf die in dieser Sprache erschienenen, höchst vortrefflichen homiletischen und rituellen Schriften, auf die Gebet- und Gesangbücher beschränken, sondern auch nach anderen Büchern und nach den Zeitungen greifen und daraus das Gift der Freidenkerei und der Unbotmäßigkeit einsaugen; deshalb lieber gar keinen französischen Stoff, als schlechten. Was das Deutsche anlangt, so taugt zwar diese Literatur in dieser Hinsicht auch nichts, aber ich bin sehr wohl im Stande in Gemeinschaft mit der weltlichen Obrigkeit, die mir hierin starke Hand leistet, die deutschen Bücher und Zeitungen abzuwehren.“ Dies ist, so versicherten mich Einheimische, der Grund, warum auch die katholische Geistlichkeit im Elsaß das Umsichgreifen der französischen Sprache nicht allzusehr begünstigt.

Ich bin geneigt, diese Darstellung für richtig zu halten. Denn ich habe Aehnliches vernommen an einer anderen Sprachgrenze, nämlich in dem österreichischen Herzogthum Kärnten, wo das Deutsche und das Wendische (Slavische) durcheinander

laufen. Ich habe dort zweimal die Alpen durchstreift, und zwar in einem Zwischenraum von mehreren Jahren. Das letzte Mal kam ich dorthin aus Graubünden, wo ich die Wahrnehmung gemacht hatte, daß die sogenannte „romaunsche“ Sprache, ein altes Idiom, das dem Latein näher liegt, als das heutige Italienisch — der Tisch z. B. heißt auf Romaunsch (auch Ladinisch oder Romanisch genannt) nicht tavola, sondern meisa (mensa) — und das in Graubünden sowohl, als auch in dem benachbarten Tirol (z. B. im Grödener Thale) ein partielles Zwischengebiet zwischen dem deutschen und dem italienischen Sprachgebiete bildet, daß diese Sprache, sage ich, von der Nordseite her sehr rasch durch das Deutsche verdrängt wird, während in Tirol umgekehrt das Italienische, vom Süden her, rascher avancirte.

In Kärnten nun fand ich, daß das Deutsche nicht vorrückte. Im Gegentheil, es drohte zurückzuweichen; denn Deutsch sprachen in der Regel nur ältere Leute. Die Jugend sprach ausschließlich wendisch, oder wie sie dort sagen, „windisch“. Diese Thatsache fiel mir umsomehr auf, als dieses slavische Idiom außerordentlich arm zu sein scheint. Denn ich bemerkte, daß die Worte, welche Dinge aus dem höheren Gebiete der Kultur oder der Industrie, oder auch der menschlichen, namentlich der häuslichen Bedürfnisse ausdrückten, entweder dem Italienischen oder dem Deutschen entlehnt und nur ein wenig wendisch zugestutzt waren. Da damals schlechtes Wetter eintrat, war ich in der Nähe von Villach genöthigt, auf einer Strecke den Stellwagen, ein Mittelding zwischen Post und Omnibus, das durch seine Konstruktion an die Zeiten der Pfahlbauten erinnerte, zu benutzen. Ich traf darin u. A. auch eine wohlhabende Bäuerin aus dem nächsten Dorf, und da sie, obgleich slavischer Rasse, doch Deutsch ziemlich gut sprach und verstand, so unterhielt ich mich mit ihr über Land und Leute; u. A. fragte

ich sie, ob denn die Kinder in der Schule nicht Deutsch lernten, meines Wissens sei das doch für ganz Kärnten gesetzlich vorgeschrieben.

— „Nein,“ antwortete sie, „sie lernen's nitt. I möcht' schon lieber, daß meine Kinder Deutsch lernten, denn es ist leichter zu schreiben (?); und man kommt damit besser durch die Welt, wo man ja das Windisch nitt versteht. Ich möcht's gerne und der Schulmeister möcht's auch schon. Aber die geistlichen Herren, die selber Deutsche sind, wollen's nitt. Das ist nichts für die Kinder, sagen's, denn im Deutschen hat's gar so viele böse Bücher; und die dürfen's nitt lesen; sonst leiden's Noth an ihrem Glauben und ihrer Seel' und kommen nimmer in's Himmelreich; im Windischen aber sagen's, da giebt's koa Buch, als a Katechism und a G'betbuch, und das ist g'nug für an richtig'n Christ'n-Mensch'n. So sagen die geistlichen Herrn. Aber schaun's, i bin selber a Windische, aber das sag' i doch, Deutsch muß man lernen, denn man kann doch koa windische Briefe schreib'n, die verstehen's ja draußen nitt. Und wenn man vom Deutsch-Les'n in die Höll'n käm', dann müßten die geistlich'n Herrn selber z'erst n'einkommen. Denn sie sind ja selbst Deutsche und thun immerfort deutsche Bücher und Zeitung'n les'n.“ So geschehen am 7. August 1864 im Stellwagen zwischen Verden und Villach. Ich habe es wörtlich zu selbiger Stunde in mein Notizbuch niedergeschrieben, so tiefen Eindruck machte auf mich diese subjektiv harmlose und objektiv so grausame Kritik einer windischen Bäuerin gegen deutsche Priester, welche gegen ihre eigene Muttersprache wüthen, um ihrer, auf Unkultur gebauten Herrschaft nicht verlustig zu werden. Die österreichische Regierung scheint mit den geistlichen Herren einverstanden. Denn auch in solchen Distrikten, wo man Deutsch sprach, erließ sie ihre Publikationen auf Windisch. Dieselben prangten auf Stangen am Weg. Die Ueberschrift lautet „Opiminj“, und ich ließ mir sagen, daß auf

Wendisch dies „Bekanntmachung“ heiße. Seitdem war ich nicht mehr dort. Ich vermuthe aber, es ist unter dem Grafen Beust nicht besser geworden.

Schon damals sagte mir in Graz, der schönen steierischen Hauptstadt an der Mur — ein witziger Franzose nannte sie la ville des graces au bord de l'amour — ein dort wohnhafter, zwischenzeitig verstorbener Naturforscher: „Es ist eine Sünde und Schande, wie sehr in Oesterreich das deutsche Bürgerthum zurückgesetzt wird hinter die Aristokratie und die nichtdeutschen Nationen. Die Regierung thut dies nur deshalb, weil das deutsche Bürgerthum in erster Linie liberal ist und ein streng konstitutionelles Regiment verlangt. Deshalb glaubt sie es unterdrücken zu müssen. Sie merkt nicht, daß sie, indem sie das thut, dem ungarischen Bauer gleicht, welcher den Ast absägt, worauf er sitzt. Und wenn sie endlich in der Stunde der Noth dem deutschen Bürgerthume ruft, wer weiß, ob es dann nicht schon seinen Blick nach einer andern Seite, nach Norden oder nach Westen gerichtet hat und weder auf jenen Ruf hören, noch auch kommen will? Oder ob es kommen kann? Ob es nicht schon so herunter regiert ist, daß es die Regierung nicht mehr stützen kann? Denn stützen kann man sich nur auf ein Ding, das fähig ist, Widerstand zu leisten. Doch ich hoffe, im schlimmsten Falle wird uns Deutschland die rettende Hand reichen; denn wir sind nicht Schuld daran, daß es nichts ist mit dem „Kultur nach Osten Tragen“, dem „deutschen Berufe Oesterreichs“ und ähnlichen schelmischen Redensarten, welche in Wien ersonnen und draußen im Reich gutgläubig nachgesprochen werden. Die Regierung aber wird ihre Strafe erhalten für ihr undeutsches, von politischem Vorurtheil diktirtes Verfahren.“

Ich hielt damals dieses Urtheil für hart, für ein Produkt augenblicklichen Mißmuthes. Aber ich habe mich später überzeugt, daß es insofern einen thatsächlichen Anhaltspunkt hat,

als in Oesterreich überall die deutsche Sprache im Niedergange ist im Kampfe mit anderen Sprachen, welchen sie weit überlegen oder mindestens doch ebenbürtig ist. Sie weicht zurück, nicht nur in Böhmen, sondern auch in Tirol. In Trient war vor dreißig Jahren noch ein deutsches Theater. Jetzt erhält man auf eine deutsche Anrede nie eine andere Antwort als: „Non capisco, Signor". Selbst in dem schönen Botzen, einer durch und durch deutschen Stadt, wo man früher kein anderes Wort hörte, als Deutsch, greift jetzt schon das Italienische immer mehr um sich. Der Zimmerkellner heißt schon der „Camerier", der Kaffeekellner der „Botteke" (bottega) und der Wirth der „Patron" (padrone).

Was das romanische Zwischengebiet zwischen Deutsch und Italienisch anlangt, von welchem ich eben gesprochen, so predigt im schweizerischen Engadin der Pfarrer den einen Sonntag romanisch und den andern deutsch, in Tirol dagegen im Grödener Thal den einen Sonntag romanisch, den andern italienisch. Letzteres entspricht wohl den Interessen des Klerus, aber nicht den Wünschen der Bevölkerung, welche zwar romanisch ist, aber, abgesehen von dieser Sprache, dem Deutschen den Vorzug giebt vor dem Italienischen, schon aus dem einfachen Grunde, weil sie mehr Verkehr mit Deutsch-Tirol hat, als mit Wälsch-Tirol. Fährt man von Trient mit der Eisenbahn nach Norden, so heißt die zweite Station San Michele, die dritte Salurn, die vierte Neumarkt. Neumarkt ist deutsch. San Michele ist italienisch, und wird von den Deutschen Wälsch-Michel genannt. Bei Wälsch-Michel mündet der Noce-Bach in die Etsch. Etwas oberhalb der Mündung liegt auf dem rechten südlichen Ufer des Baches Wälsch-Metz und auf dem linken (nördlichen) Deutsch-Metz, auf italienisch Mezzo lombardo und Mezzo tedesco. Hier haben wir die Sprachgrenze ausgedrückt in den Namen der Ortschaften. Diese beiden Nester sind uralt. In den äl-

testen Urkunden, worin sie vorkommen, werden sie auf lateinisch Meta longobardica und Meta theodisca genannt, und die Gelehrten behaupten, vormals habe das erstere die Grenze des großen Longobarden-Reiches und das letztere die des Landes der Bajuvarier bezeichnet, welche beide hier zusammenstießen.

Diese Meta, dieses Mezzo, oder Metz, an der Etsch und an der Noce, führt uns nach Metz an der Mosel. Von dem letzteren glaubt man, sein Name hänge zusammen oder stamme ab von Mädchen oder Metze, und man macht dafür geltend, daß schon am Beginn der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts, als Kaiser Karl V. Metz und Magdeburg erfolglos belagert hatte, man den Spottvers auf ihn machte:

„Die Metz und die Magd
Haben ihm abgesagt" (nämlich den begehrten Tanz).

Auch ließe sich zur Noth weiter noch dafür anführen, daß verschiedene Festungen, welche man für unüberwindlich hält, seit Alters eine Jungfrau im Wappen führen. Nicht nur Magdeburg, sondern auch z. B. Komorn in Ungarn. Letztbesagte Jungfrau neckt ihre Freier damit, daß sie sie an jedem Tage mit einem ewig wiederholten „Komm morgen" auf den andern Tag vertröstet. Daraus, aus dem „Komm morgen", soll der Name Komorn entstanden sein. So sagt man in Ungarn.

Allein man vergißt, daß die Stadt Metz weit älter ist, als die Festung Metz, und daß Spottlieder nicht gerade zu etymologischen Zwecken verfaßt werden, sondern mehr um die Leute zu ärgern.

Was nun das Wort „meta" anlangt, so bedeutet es in der Sprache der alten Römer ursprünglich nichts als einen Heuschober. Als aber in Rom der Sport, und insbesondere diejenige Spezies, welche man in Berlin Hoppegarten nennt, aufkam, pflegte man an das obere und untere Ende der Rennbahn, da wo der Wettfahrer (man pflegte damals nicht zu reiten, son-

dern zu fahren) umbiegen mußte, Säulen von Heuschober-Format zu errichten, welche man ebenfalls „Meta“ nannte. Die meta sudans in Rom ist ja bis heute erhalten. So entwickelte sich aus dem sehr konkreten Begriffe „Heuschober“ der etwas abstractere „Grenze“ oder „Wendepunkt“. „Nox mediam coeli metam contigerat“, sagt Virgilius; und dieselbe Zeit, welche hier Virgil die meta nennt, nennt der heutige Italiener noch die Mezza, das ist 3½ Stunden nach Eintritt der Nacht. Diese Bedeutung des Wendepunktes, der Grenze, insbesondere der Sprachgrenze, vindizirt man — ich kann im Augenblicke nicht feststellen, mit welchem Rechte — auch dem Ortsnamen Metz, der in alten Urkunden übrigens auch Mettis geschrieben wird, und Mès, so wie man ihn heute noch dort ausspricht. Wie das Metz im Thale der Etsch die Sprachgrenze zwischen Deutsch und Italienisch signalisirt, so das Metz an der Mosel die zwischen Deutsch und Französisch. In der That reicht das Deutsche in Frankreich weiter nach Westen hinein, als man in Deutschland glaubt. In dem Departement der Meurthe findet sich auf den officiellen französischen Karten ein Wald, als „le forêt de holz“ bezeichnet, und noch in Saarburg hörte ich Schulkinder auf der Straße auf Deutsch spielen, d. h. sie sprachen deutsch die feierlichen bestabten Worte, die „verba solemnia“ möchte ich sagen, diese Worte, welche sich Jahrhunderte lang von einem Kindergeschlecht zum anderen fortgepflanzt haben, und in der That sehr wichtige Urkunden bilden sowohl für Sprach- als auch für Kulturgeschichte; sie sprechen sie ganz mit derselben alemannischen Zunge, wie man sie auf den Straßen von Karlsruhe oder von Freiburg im Breisgrau hört.

Metz ist jedoch heut zu Tage nicht Sprachgrenze, vielmehr liegt dieselbe einige Meilen weiter gen Osten. Richtig ist, daß sich in der Stadt selbst noch deutsche Sprachelemente konservirt oder angesammelt haben. Ich habe schon an einer anderen

Stelle erwähnt, daß ich in Metz auch von Eingeborenen Deutsch hörte. Auch habe ich der deutschen Inschriften in Kirchen und auf Kirchhöfen gedacht, auf welche man sich verlassen kann; denn der Tod lügt nicht. Ein Bekannter, der sich längere Zeit, und zwar vor dem Kriege, in Metz aufgehalten und sich dort besser umgesehen hat, als es mir vergönnt war, sagt mir: es giebt in Metz ein ganzes Stadtviertel, quartier des Allemands genannt, in welchem man nur Deutsch hört und wo auch die Namen, die Schilder und die Geschäftsanzeigen alle deutsch sind. Im Ganzen jedoch ist die Stadt vorwiegend französisch. Anders verhält es sich mit dem Theile des Moseldepartements, welcher auf dem rechten Ufer des Flusses liegend sich nach der bairischen Pfalz, nach der preußischen Rheinprovinz und nach Luxemburg zu ausdehnt. Hier ist überall das Deutsche entschieden vorherrschend. Auch die Ortsnamen werden dort nie in jener verballhornten Form, in welcher sie in den Akten der französischen Behörden vorkommen, sondern in ihrem ursprünglichen deutschen Wortlaut ausgesprochen. Der Bauer scheint das Wort „Thionville" gar nicht zu kennen. Er geht nach „Diedenhofen" oder nach „Hofen" schlechtweg. Derselbe spricht zwar von dem französischen Staat mit Achtung und Anhänglichkeit, aber von der französischen Rasse, von den „Wälschen" will er nichts wissen; und von Paris erst recht nichts; er behauptet, die Pariser seien Windbeutel und verständen nichts als Revolutionen zu machen und die Steuern der Bauern in die Höhe zu schrauben. Merkwürdig ist, wie in diesem Winkel der Dialekt der Deutschen rasch wechselt. Im Süden spricht man noch alemannisch, wie im Elsaß; in der Mitte fränkisch, wie in der bairischen Pfalz; und im Norden jene abscheuliche deutsche Mundart, welche in den Luxemburger Wäldern herrscht. Das Deutsche hat hier durchweg einen etwas altmodischen Charakter. Man merkt, daß die Leute, welche es reden, abgelöst sind von der großen gemein-

samen Quelle der Bildung und Fortentwickelung der Muttersprache. Im Elsaß ist das zwar auch ein wenig der Fall, aber es macht sich doch weniger schroff geltend. Auch findet man im Elsaß, namentlich im protestantischen Elsaß, deutsche Bücher. Hier nicht; man scheint überhaupt in diesem Winkel nicht viel zu lesen; weder deutsch, noch französisch. Desto eifriger liegt man dem Schmuggel ob. Es ist auch des Schmuggels wegen, daß die Leute nicht deutsch werden wollen. Letzteres rückt sie nämlich mehr von der Grenze. Der Schmuggel, das von den Schutzzöllnern erzeugte Metier, führt wie gewöhnlich weiter auf der abschüssigen Bahn der Untugend. Auf der deutschen Seite sagte man uns: „Die Kerle sin All Kühdieb'". Mein Reisegefährte, ein Norddeutscher, verstand die im raschen Tempo des dortigen Dialektes gesprochene Redensart nicht. Er fragte mich nachher: Was bedeutet denn das französische Wort „cudib" eigentlich? Ich machte ihm klar, das sei ein gut deutsches Wort und solle ausdrücken, daß unsere lieben Nachbarn und in Zukunft auch politisch wieder mit uns vereinigten Landsleute im dortigen Moselgebiete zuweilen derselben Beschäftigung oblägen, wie weiland der edle Dulder Odysseus und dessen Gefährten, nämlich dem Finden von Rindern, welche noch nicht verloren sind. Dies Mißverständniß erinnert mich lebhaft an ein anderes unserer, französische Gefangene eskortirenden Soldaten. Sie rufen nämlich auf dem Marsche den Franzosen zu: „Paschol!" und glauben, das bedeute auf Französisch vorwärts. Indessen darf man das den Leuten nicht allzu hoch anrechnen. Denn zwei berühmte französische Schriftsteller, wovon Einer einen deutschen Namen führt und deutscher Abstammung ist, die Herren Erckmann und Chatrian haben sich ganz desselben Irrthums in umgekehrter Richtung schuldig gemacht. In ihrer dramatischen Erzählung „La guerre", welche Suwórow's Alpenübergang behandelt, rufen die russischen Soldaten, wenn sie in

ihrer Muttersprache Branntwein verlangen: „schnaps“ oder „snaps“. Ich möchte diese Gelegenheit benutzen, um den beiden Romandichtern, deren Werke ich im Uebrigen aufrichtig bewundere, zu sagen, daß Schnaps deutsch ist, und daß auf Russisch der Branntwein meines Wissens Wotka heißt. Doch genug von Sprachstudien. Demnächst wollen wir uns von Schule und Kirche im Elsaß unterhalten und von einer Botschaft an den preußischen Kultusminister, welche mir dort aufgetragen wurde, die ich aber nicht ausgerichtet habe.

---

## Nachschrift.

Obige Skizze erschien zuerst in der „Nationalzeitung“. Einige Wochen darauf erhielt ich folgendes Schreiben:

„Hochgeschätzter Herr!

Am Schlusse Ihrer „Elsaßer Unterhaltungen“ in Nr. 603 der Nationalzeitung sagen Sie, daß Ihres Wissens der Branntwein auf Russisch Wotki heißt und daß die Soldaten Suwórows schwerlich Schnaps oder Snaps gesagt haben.

Sie lachen vielleicht, wenn sich Jemand unterfängt, Sie hierin zu berichtigen; Ihnen ist es vielleicht gleichgültig, wie die Kerls gesagt haben, und was richtig ist; vielleicht aber ist Ihnen auch eine wohlgemeinte Aufklärung willkommen.

Daß Suwóroff's Soldaten wirklich „Schnaps“ gesagt haben, ist nicht unwahrscheinlich, indem man dieses Wort von feinen wie gemeinen Russen, die sonst kein deutsches Wort wissen, sehr häufig hört.

Was ich Ihnen übrigens hauptsächlich expliciren wollte, ist die Rechtschreibung des von Ihnen angeführten Wortes wotki das auch sehr häufig unter dem Namen wutki vorkommt.

Wasser heißt auf Russisch: wodá. Diminutiv: wodka, das

Wässerchen oder Branntwein: das Wort ist im Russischen weiblich und wird wie folgt declinirt:

| | |
|---|---|
| Nominativ: | wodka |
| Genitiv: | wodki |
| Dativ: | wodke |
| Accusativ: | wodku |
| Instrumental: | wodkoju oder wodkoi |
| Präpositional: | wodke. |

Wie im Lateinischen fehlt der Artikel.

Spricht der Russe von einem bestimmten Schnapse, so sagt er wodku; andernfalls aber Genitiv wodki; wenn er z. B. beim Fouragiren Schnaps verlangt, so sagt er: „Gieb Schnaps" „dai oder dawai Wodki", wie der Franzose den Theilungsartikel gebraucht: Donnez-moi de l'eau de vie.

Instrumental und Präpositional kommen meines Wissens nur im Russischen vor, z. B. Brod mit Schnaps: chleb swodkoi oder Brod im Schnaps: chleb wwodke.

Plural

| | |
|---|---|
| Die Schnäpse: | wodki |
| Genitiv: | wodok |
| Dativ: | wodkam |
| Accusativ: | wodki |
| Instrument.: | wodkami |
| Präposit.: | wodkach." |

Das Schreiben war nicht unterzeichnet. Wenn ich die Ehre hätte, den Herrn Briefsteller zu kennen, so würde ich ihm persönlich meinen Dank aussprechen für die höchst schätzenswerthe Belehrung über den Schnaps und die russische Sprache und ihm aufrichtig gestehen, daß ich von letzterer gar nichts und von ersterem wenig verstehe. Leider hat er mich durch seine Anonymität dieses Vergnügens beraubt. Ich hoffe indeß auf seine Zustimmung rechnen zu dürfen, wenn ich, weil ich einen hohen

Werth auf seine Berichtigung lege, dieselbe auch meinen verehrten Lesern zukommen lasse. Beehrt der Herr Briefsteller mich wieder einmal mit einer Rectification, so mag er immerhin seinen Namen unterzeichnen. Denn weit entfernt von jeder Uebelnehmerei und Reizbarkeit, welche man glücklicher Weise nur noch selten bei vereinzelten Stubengelehrten findet, habe ich für eine solche wohlgemeinte und wohlberechtigte Correctur nur ein Gefühl, das des Dankes.

Ich benutze diese Gelegenheit, um auch noch eine Metzer Sprachprobe nachträglich mitzutheilen, welche mir zufällig in die Hände gefallen. Sie lautet so:

Metz, le 17. Décembre 1870.

„Post Meister Braun begehrt eine Doppelte Dienst Omnibüs zwischen Metz und Thionville zu anfangen. Der Dienst wird von 17. December rechnen.

Abgangen von Metz und Thionville um 9 Uhr Morgen und 4 Uhr Abend."

Das ist die wahre „langue Messine." Letzteres Wort erinnert an das „Messing'sch" — eine Mischung von Mecklenburger Platt, forcirtem Hochdeutsch und verunstalteten Fremdwörtern, welche durch Fritz Reuter's Schriften in ganz Deutschland berühmt geworden.

Durch Einschaltung so wichtiger Actenstücke und Belege erhält hoffentlich mein bescheidenes Werkchen einen kleinen Anstrich von Gelehrsamkeit, welch letztere mein russischer Mentor nicht mit Unrecht vermißt.

---

## II.

## Kirche und Schule.

Auf einer der vielen kleineren Stationen zwischen Luneville und Saarbrück stieg ein Herr in meinen Waggon, und da wir beide allein darin saßen, so entwickelte sich alsbald eine lebhafte

Unterhaltung zwischen uns. Der Mann hatte die Haltung und die Manieren eines Franzosen, aber er sprach Deutsch, und zwar ein ziemlich dialektfreies Deutsch, das aber sehr stark mit Gallicismen versetzt war. Ich würde mich darauf beschränken, meine Unterhaltung mit ihm mitzutheilen, und auf die Beschreibung seiner Person zu verzichten. Denn eine solche Beschreibung hat ihre großen Schwierigkeiten, wenn man beabsichtigt, dem Leser ein lebendiges und plastisches Bild vorzuführen; Schwierigkeiten, deren Ueberwindung für einen Romandichter eine Leichtigkeit ist, aber Unsereinem außerordentlich schwer fällt. Da aber hier, wie der geneigte Leser sich im ferneren Verlaufe der Aufzeichnungen überzeugen wird, die Person zur Sache gehört, so will ich den Versuch, den Mann zu porträtiren, machen, obgleich ich am Gelingen beinahe verzweifle. Der fremde Herr war groß und schlank. Sein Gesicht war knochig und lang; es lag ein Ausdruck der Erstarrung darin, um nicht zu sagen der Versteinerung. Dabei aber gingen die grauen Katzen-Augen unter den dicken schwarzen Brauen sehr eifrig und lebhaft hin und her. Er trug einen schwarzen Schnurr- und Knebelbart. Vielleicht waren beide schon grau und nur künstlich geschwärzt. Jedenfalls aber waren sie mittels Kosmetik in die Form à la Napoleon III. gebracht. In Ermangelung dieses Bartwerkes hätte man ihn für einen Priester, in Ermangelung des salbungsvollen Tones, in welchen er öfters verfiel, für einen Gensd'armen oder Polizeiagenten halten können. Er war gut gekleidet, nur war von weißer Wäsche nichts zu sehen. Ein langer, blauer, bis oben hin zugeknöpfter Ueberrock bedeckte seine ganze, nicht unerhebliche Länge, vom Hals bis unter das Knie.

Wir unterhielten uns Anfangs über gleichgiltige Gegenstände. Von Beginn des Gesprächs an aber zeigte er ein mit Hartnäckigkeit verfolgtes Bestreben, welches darauf hinauslief, erstens sich als Deutschen, oder wenigstens als Freund der

Deutschen zu legitimiren; zweitens mich auszuforschen, wer ich sei; und drittens, Vorschläge zu machen, wie Deutschland das Elsaß und Lothringen zu behandeln habe. Bei letzterem Punkte gab er stets zu verstehen, es sei ganz dasselbe mit Elsaß-Lothringen, wie mit Schleswig-Holstein, und es handle sich für Deutschland nur darum, auch hier einen Scheel-Plessen zu finden. Fast schien mir's, als halte er sich selbst als Etwas der Art empfohlen. Seinen Ausforschungsversuchen suchte ich durch einen möglichst großen Aufwand von Apathie zu entgehen; namentlich gab ich ihm zu verstehen, daß auch ich meinerseits nicht begierig sei, seine Personalia zu eruiren. Allein es half nichts. Er war mir darin offenbar überlegen; und es gelang ihm, zu konstatiren, daß ich Preuße sei und wohnhaft in Berlin, was er demnächst als Enterhaken benutzte.

Das hatte so etwa zwei Stationen lang gedauert; da rückte er plötzlich mit der Frage heraus:

— „Kennen Sie den preußischen Unterrichts- und Cultusminister, Herrn von Mülläre?"

— Sie meinen wohl Herrn von Mühler?

— „Ja gewiß, Herrn von Mülère."

— Nun, meinetwegen auch Mülère, sagte ich; ja, ich kenne ihn; wir Preußen kennen überhaupt unsere Minister, nicht allein die Minister selbst, sondern auch deren —

— „Oh wohl, ich verstehe, auch deren Erfolge, deren Werke und deren Ordonnanzen, aber das meine ich nicht; ich meine, ob Sie ihn persönlich kennen, ob Sie ihn sehen?"

— Gewiß sehe ich ihn, sogar ziemlich oft, wenigstens im Winter.

— „Ah, charmant, dann können Sie sich bei ihm zum Interpreten meiner Ansichten und Wünsche machen".

— Vorausgesetzt, mein Herr, daß es auch die meinigen sind, und daß überhaupt —

— „Natürlich, natürlich, ça va sans dire. Ich würde, davon können Sie überzeugt sein, es nicht wagen, Ihnen einen Vorschlag zu machen, welcher irgendwie den deutschen oder den preußischen Interessen zu nahe tritt. Im Gegentheil: das Schicksal des Elsasses ist besiegelt; es ist und bleibt preußisch. Ich war ein treuer Unterthan des Kaisers der Franzosen, obwohl ich ein Deutscher von Herkunft bin, wie Sie. Ich werde aber auch ein guter Unterthan des Königs Wilhelm sein (dabei legte er die rechte Hand auf die linke Brustseite seines blauen Rockes) und in dessen Interesse werde ich Ihnen meine Observationen machen".

— Die ich Herrn v. Mühler mittheilen soll? Nun, dann muß ich Ihnen zuvor sagen, daß ich mit Herrn von Mühler durchaus nicht übereinstimme.

— „Ah, dann sind Sie wohl auch für die Volksschulen ohne Religion? Man hat mir gesagt, in Deutschland seien viele ehrenwerthe Männer dafür".

— Nein, zu diesen ehrenwerthen Männern habe ich nicht die Ehre zu gehören; ich bin für die Volksschule mit Religion. Nur soll die Volksschule der Gemeinde gehören, welche sie dotirt. Sie soll Sache des Volkes und nichts blos Sache der Geistlichen sein. Das Schulwesen soll ein kräftiges Glied in der Selbstverwaltung von Kreis und Gemeinde bilden. Dies schließt aber durchaus nicht aus, daß man dabei die confessionellen Verhältnisse berücksichtigt; letzteres schreibt sogar die preußische Verfassung ausdrücklich vor. Ich zweifle freilich, ob ich Ihnen das klar machen kann, da in Frankreich die autonome Korporation und die Selbstverwaltung nicht existirt und auch das Volk, wenigstens wo ich noch danach angeklopft habe, keinen Sinn dafür hat.

— „Oh, mein Herr, das sagen Sie ja nicht. Sie urtheilen viel zu hart von uns. Ich will Ihnen sofort ein Beispiel vom

Gegentheil anführen. Es schlägt ebenfalls in das Departement des Kultus. Wenn Sie erlauben?"

— Bitte, fahren Sie fort.

— „Sie wissen ohne Zweifel, mein Herr, daß hier die große Revolution von 1789 alles Kirchen- und Stiftungsvermögen verschlungen hat, auch das der Kirchen-Gemeinden und Pfarreien. Während, wie man mir sagt, in Deutschland die Gemeinde eine Korporation und die Pfarrei als solche eine juristische Person mit ihrem eigenen Vermögen darstellt, von dessen Einkünften der Ortsgeistliche lebt, ohne daß ein Mensch in der Welt sie ihm nehmen kann, ist in Frankreich die Geistlichkeit an die Staatskrippe gebunden. Der Staat hat das gesammte geistliche Gut verschluckt und zahlt nun den Geistlichen Gehalt, wie jedem andern öffentlichen Beamten. Die Gehälter sind am Anfange des Jahrhunderts fixirt worden und daher im Verhältniß zu den jetzigen Preisen der Lebensmittel sehr niedrig. Denken Sie sich, der Durchschnitt einer Pfarrbesoldung beträgt 1000 bis 1200 Francs und das Maximum 2000 Francs. Der Kaiser hat zwar die Gnade gehabt, diese Gehälter nicht unbeträchtlich zu erhöhen. Denn er ist in der That ein Freund der Kirche; er allein hat die weltliche Herrschaft des Papstes aufrecht erhalten und enfin, beim suffrage universel bedurfte er des Klerus. Aber der letztere, dieß Zeugniß darf man ihm nicht versagen, hat um Gehaltserhöhung selbst nicht nachgesucht. Dies entspricht nicht seinen Prinzipien. Er will, daß ihm der Staat das geraubte Kirchengut wieder herausgiebt zur selbständigen Verwaltung durch die Geistlichkeit. Man wird sagen, dies Kirchengut ist nicht mehr vorhanden; die Revolution hat es verschlungen; wer wird, will und kann für die Revolution haften? Das ist unmöglich!"

Ich nickte zustimmend.

— „Nun wohlan denn, mein Herr, dann gebe man uns,

— ich will sagen der Geistlichkeit — ein Kapital heraus, welches der Rente entspricht, die bisher alljährlich an Besoldungen für die Geistlichkeit ausbezahlt wurde. Das ist eine Forderung der Gerechtigkeit, welche wir an Preußen erheben!"

— Erhebt sie lieber an Frankreich, welches im Besitze des Staatsvermögens ist. Erst wenn wir letzteres erhalten hätten, könnten wir Etwas davon an Euch restituiren.

— „Nun gut, mein Herr, es wird Sache der Verträge sein, dies zu reguliren. Wovon ich sprechen wollte, das sind die korporativen Rechte. Geben Sie den Kirchen- und Pfarrgemeinden, den Pfarreien und Benefizien, so wie es in Deutschland ist, die Rechte und Privilegien einer moralischen Person, namentlich das Recht, Vermögen zu erwerben, sei es durch Acte unter Lebenden, oder durch solche auf den Todesfall, sei es durch Testamente, Codicille oder Vermächtnisse! Dann bedürfen wir nichts von dem Staate und fordern nicht mehr von ihm, als er bisher, zur Sühne des von ihm verübten Kirchenraubes, freiwillig bezahlt hat. Das Uebrige werden wir — ich meine die Kirche — schon selbst herbeischaffen. Das Volk ist noch sehr religiös hier zu Lande, und an frommen Stiftungen wird es nicht fehlen. Die geistlichen Körperschaften werden bald reich genug sein, um die vorhandenen Pfarrstellen besser zu dotiren und um neue zu gründen. Der Klerus, und mit ihm die Laien, werden den Tag segnen, wo ihnen Deutschland ihre korporative Freiheit zurückgiebt, welche die Revolution ihnen geraubt hat."

— Ich glaube, es würde, natürlich gewissenhafte Erfüllung der gesetzlichen Verpflichtungen gegen den Staat und loyales Verhalten gegenüber dem deutschen Vaterlande vorausgesetzt, dem wohl nichts entgegenstehen. Bei uns haben die Pfarr- und Kirchengemeinden alle bis herunter auf einfache Frühmesserei-Benefizien die Rechte einer juristischen Person; und die preußische

Verfassung schreibt mit deutlichen Worten vor: „Die Kirche ordnet und verwaltet ihre Angelegenheiten selbständig."

— „Nun, wohlan, mein Herr, dann sorgen Sie dafür, daß wir dieser Wohlthaten, welche die preußische Verfassung gewährt, und welche die französische uns bis dahin versagt hat, möglichst bald theilhaftig werden. Die katholische Bevölkerung des Elsaß, welche die Mehrheit bildet, wird Ihnen dankbar dafür sein, der Klerus an der Spitze."

— Das Letztere möchte ich bezweifeln. Ich habe schlimme Dinge von einzelnen Geistlichen erzählen hören. Sie sollen fanatische Feinde Deutschlands sein.

— „Das sind Ausstreuungen, Gerüchte, Verläumdungen. Und wenn etwas daran wahr gewesen wäre, dann hat es doch schon lange aufgehört".

— Das bezweifle ich. Männer von Treue und Glauben, deutsche Beamte, die selbst aufrichtige Katholiken sind, Schlesier und Rheinländer behaupten, auch heute ließen sich hier die falschen Siegesbotschaften und die Aufreizungen, die sich daran knüpfen, immer noch auf die nämlichen Quellen zurückführen.

— „Erlauben Sie mir, daß ich dem widerspreche. Im Anfange des Krieges, das mag sein. Aber das hatte ganz andere Gründe, als Haß gegen Deutschland. Für die katholische Geistlichkeit in Frankreich kamen Interessen ihres Glaubens und ihres Standes in Frage. An einen siegreichen Ausgang des Krieges knüpften sie die Hoffnung, der Kaiser werde an Macht wieder so sehr wachsen, daß er sich befreien könne aus den Schlingen der Voltairianer und Freigeister, der Juden und Freimaurer, in welche er gefallen war; er werde das weltliche Regiment des Papstes befestigen auf ewige Zeiten und ihm im Kampfe für die Unfehlbarkeit beistehen wider all seine Feinde. Denn unsere Kuratgeistlichkeit in Frankreich ist durchschnittlich für die Unfehlbarkeit, weil sie durch den engsten Anschluß an

den heiligen Vater in Rom sich frei zu machen gedenkt von dem Joche gewisser Bischöfe in Frankreich, das gegenwärtig noch schwer auf ihnen lastet. Sie kennen ohne Zweifel die Regel: „Sei gut Freund mit Deinem Nachbar und Vorgesetzten, aber noch besser mit dem Nachbar Deines Nachbarn und mit dem Vorgesetzten Deines Vorgesetzten!“

— Jawohl, sagte ich, wenn mich mein Gedächtniß nicht trügt, hab' ich das zwar nicht ganz so, aber doch ähnlich in Machiavelli's „Principe“ gelesen. Ich habe aber bisher nicht gewußt, daß der treffliche Nicolo zu den Kirchenvätern gehört oder sonst irgend eine kirchliche Autorität genießt. Doch das ist ja gleichgültig. Ebenso fühle ich keinen Beruf, zu untersuchen, auf welchen Motiven die Feindseligkeit des Elsasser Klerus gegen deutsches Wesen beruht. Ist sie vorhanden, dann muß man sie als Faktor mit in die Rechnung ziehen, und man darf dann nicht dem Feinde die Waffe in die Hand drücken.

— „Aber mein Herr, sie ist nicht vorhanden. Ich schwöre es Ihnen. Ich wollte Ihnen von der Schule sprechen. Glauben Sie nicht, wer die Schule hat, der hat die Zukunft des Volks, seine Gesittung, seine Sprache, seine Heiligthümer, sein Alles? Wollen Sie das bestreiten?“

— Ich bin weit entfernt davon. Aber gerade deshalb — —

— „Gestatten Sie mir eine Unterbrechung. Ich weiß, was Sie sagen wollen. Aber ich bitte Sie, hören Sie mich zuvor. Sie kennen nicht die Verhältnisse dieses Landes. Man kann sie auch nicht aus Büchern kennen lernen. In einer Provinz, welche von ihrem ursprünglichen Mutterlande getrennt ist und eine andere Sprache spricht als ihre Regierung, wirken viele Potenzen sehr still und sehr mächtig, welche der Eingeborene von Jugend auf kennt, die aber selbst der scharfsinnigste Fremdling (dabei machte er eine komplaisante Handbewegung nach der Richtung wo ich saß) nicht wahrnimmt. Ich sage Ihnen gerade

zu: Die katholische Geistlichkeit ist der Hort, der einzige Hort des Deutschthums in den Schulen des Elsaß. Ohne sie wäre die ganze junge Generation, was sie glücklicher Weise jetzt nicht ist, durch und durch französisch. Glauben Sie mir das?"

— Nicht ohne einige nähere Erläuterungen und Beispiele.

— „Beispiele?" rief er, „Beispiele wollen Sie? Les voilà! Kennen Sie die Kantonshauptstadt Püttelange in dem Departement de la Moselle, nicht weit von Sarreguemines?"

— Wenn Sie damit Puttlingen bei Saargemünd meinen — denn das Alles ist so kerndeutsches Land, wie Zweibrücken in Rheinbaiern und Saarbrücken in Rheinpreußen, in deren Nähe es liegt, — ja, dann kenn' ich's! Was denn weiter?

— „Nun, bei Puttlingen (ich acceptire Ihre Korrektur der Ortsnamen mit Vergnügen, mein Herr, obgleich mir bisher die andere Form, ich gestehe es, geläufiger war) bei Puttlingen also liegt ein ansehnliches Dorf, genannt Remeringen. Das ist einer der vielen Kampfplätze, auf welchen die Geistlichkeit mit Löwenmuth an der Spitze der Bauern für das Deutschthum gefochten gegen den Schulmeister, den Maire und die Regierung. Es war hier wie überall. Der Maire war ein blindes Werkzeug in den Händen der Regierung; und der Schulmeister, ein Wälscher, der nur sehr mangelhaft deutsch konnte, war das Werkzeug des Maire's und der Regierung. Er war zugleich auch Greffier, das ist Schriftführer der Gemeinde, oder richtiger Schreiber des Maire. Das ist gewöhnlich so im Elsaß und in Deutsch-Lothringen auf den Dörfern. Der Maire, ein angesessener Bauer, lernt zwar die nöthigsten französischen Phrasen. Aber mit dem Französisch-Schreiben, — das geht nicht. Da bedarf er des Lehrers. Nun erließ der Unterrichtsminister Duruy seine bekannten Ordonnanzen, durch welche das Deutsche gänzlich verbannt werden sollte, ähnlich wie es bekanntlich die Russen, diese Barbaren, mit dem Polnischen machten. Das war dem Lehrer in

Remeringen Wasser auf die Mühle. Er führte die Zwangssprache bei den Schulkindern auf das Unbarmherzigste durch. Sprach ein Schulkind ein Wort Deutsch, dann hing man ihm eine Schandtafel um den Hals, worauf geschrieben stand: „Tête carrée Allemande." Es mußte sie so lange an seinem Hals herumschleppen, bis es ein anderes Kind anzeigte, das auch Deutsch gesprochen. Denken Sie sich diese Pflege des Denunziantenthums bei jungen, unschuldigen Herzen! — Alles unterwarf sich, nur nicht der Pfarrer und sein Kaplan. Sie wußten ihr geliebtes Deutsch wieder zu importiren durch ein kleines Loch, welches glücklicher Weise die Ordonnanzen des französischen Unterrichtsministers offen gelassen hatten. Es war darin nämlich den Geistlichen freigestellt, in welcher Sprache sie predigen und Religionsunterricht ertheilen wollten. Nun wohlan, der Pastor und der Kaplan blieben bei Deutsch. Da aber die Schulkinder in der Schule nur Französisch hörten, lasen und schrieben, so gingen sie im Deutschen zurück. Was thun? Die Geistlichen dehnten den kirchlichen Unterricht auch auf die deutsche Sprache aus. Man verbot ihnen, dies in der Kirche zu thun. Sie mietheten nun auf eigene Kosten eine Scheune. Da lernte die Jugend denn, was sie sonst nicht gelernt hätte, Deutsch lesen und Deutsch schreiben. Auch wurde zuweilen ein schönes altes deutsches Kirchenlied gesungen, wie „Großer Gott Dich loben wir, — Herr, wir preisen Deine Werke." Nun aber gingen die Denunziationen los. Der Pfarrer und der Kaplan jedoch leisteten standhaften Widerpart. Denn sie hatten die Bauern auf ihrer Seite. Der Präfekt kam, eine Untersuchungskommission kam, die Gensd'armen kamen und nahmen Schule und Kirche unter ihre Obhut. Das dauerte Jahre lang. Der Pfarrer starb unter den Bedrängnissen. Er war ein schwächlicher Mann. Aber er wollte lieber deutsch sterben, als französisch verderben. Denn, sagte er: „„Deutsch bedeutet Frömmigkeit, Zucht und Sitte; Französisch

bedeutet Frivolität, Unzucht und Gottlosigkeit; und wenn die Gemeinde anfängt französisch zu parliren, dann hat sie dem Teufel den kleinen Finger gereicht, und hat sie das gethan, dann ruht der böse Feind nicht, bis daß er die ganze Hand, den ganzen Menschen und die ganze Gemeinde hat.““ So sagte der fromme Pfarrer von Remeringen, ein treues deutsches Herz, und bei diesem Glauben ist er gestorben. Den Kaplan aber hat der Bischof von Metz weitweg auf ein wälsches Dorf versetzt. Denn der Bischof von Metz ist auch ein Wälscher. Er versteht kein Wort Deutsch. Und dann, der Präfekt verlangt die Versetzung, und so ein Präfekt ist in seinem Departement mächtiger, als der Kaiser in Frankreich. Kein Mensch kann ihm widerstehen, auch der Bischof nicht. Das ist auch einer der vielen Gründe, warum der Klerus bei dem unfehlbaren Papst Schutz gegen den Bischof sucht, ein Verhältniß, welches man in Deutschland — Sie verzeihen mir hoffentlich diese Bemerkung — nicht zu verstehen oder nicht zu würdigen scheint. Der Pfarrer war also todt, der Kaplan fort. Der Schulmeister hatte freie Hand. Er würde nach und nach die ganze heranwachsende Jugend französisch gemacht haben, wenn nicht Hülfe von anderen Seiten gekommen wäre. Der für das Deutschthum in Elsaß und Lothringen kämpfende katholische Klerus wußte das Ohr des Kaisers zu gewinnen, und dieser machte dem Streite ein Ende, indem er gestattete, daß in den Schulen das Deutsche wieder nebenher laufe, Französisch aber müßte die Hauptsprache des Unterrichts bleiben. So wurde das Deutsche gerettet. Es ist ausschließlich die Geistlichkeit, welche es gerettet hat. Ich will, obwohl Katholik, auch der protestantischen Geistlichkeit ihr Verdienst nicht schmälern. Aber ihre Aufgabe war weniger schwer. Ihre Kirche und Schule wurde bisher mehr als Privatkultus behandelt und in Folge dessen ihnen überlassen, ohne daß sich die Behörden darein mengten. Unsere Schulen dagegen stehen unter der Gemeinde,

dem Staat, dem Unterrichtsrath und der Universität, kurz unter Allerwelt, nur nicht unter dem Geistlichen, welcher sich nur um den Religionsunterricht kümmern darf. Das ist der aktuelle Zustand. Hören Sie nun meine Vorschläge!"

Ich will letztere nicht im Detail mittheilen. Sie liefen darauf hinaus, die Schulen ganz unter die Geistlichkeit zu stellen und auch für jede Confession ein getrenntes Seminar zu errichten, während gegenwärtig die sogenannten „Normalschulen" in Colmar und Straßburg die Kandidaten des Lehramtes ausbilden ohne Unterschied der Konfession; und zuletzt schlug er noch vor, eine gehörige Zahl solider und frommer katholischer Lehrer aus Deutschland nach Elsaß und Lothringen zu importiren und dagegen die dortigen Instituteurs und Professeurs nach Deutschland zu exportiren und daselbst als Sprachmeister zu verwenden. Das sollte ich Alles dem Monsieur de Mülère in Berlin ausrichten, von welchem er sich der geneigtesten Aufnahme versah.

Ich versprach ihm jedoch weiter nichts, als ich wolle mir die Sache zuvor bei mir selbst noch einmal reiflich überlegen und dann zusehen, ob und wie ich sie weiter spedire. In Wendenheim trennten sich unsere Wege. Er stieg aus und lehnte sich auf dem Perron an eine eiserne Säule, um auf den Zug nach Straßburg zu warten. Ich blieb sitzen, weil ich nach Hagenau-Weißenburg wollte.

---

## III.

## Die Kehrseite.

Während mein Zug in Wendenheim hielt und mein Mentor noch an seinem Pfeiler stand, stieg ein wohlaussehender Mann von einigen dreissig Jahren in mein Coupé. Dieses frische fröhliche Gesicht mit den braunen Locken und dem blonden Schnurrbärt-

chen siehst Du heute nicht zum ersten Male, dachte ich. Auch er fixirte mich. Dann fragte er: „Sind wir zwei nicht einmal selband am Schmadri-Bache hinauf nach dem Tschingel-Gletscher gestiegen?“

Und es war so. Wir freuten uns des Wiedersehens. Es war ein Elsasser Fabrikant. Von Geburt Badenser, war er als Commis ins Elsaß gekommen und dort vom Commis zum Associé avancirt. Schon damals in der Schweiz, lange vor dem Kriege, hatte er aus seiner deutschen Gesinnung kein Hehl gemacht. Im Beginn des Krieges hatte er schwer gelitten um seines Deutschthums willen. Auf ihn konnte ich mich verlassen. Ich fragte:

— Sollten Sie vielleicht zufällig den Mann da, in dem langen blauen Rock an der dritten Säule vom Ausgange her, kennen?

— „Meiner Seel'“, sagte er, „ich dächt', den kännt' ich. Jawohl, das ist ja der Lafleur aus Metz; oh gewiß, das ist er. Ja, das ist ein Haupt-Sauhund.“

Ich muß hier einschalten, daß das Wort „Sauhund“ im alemannischen Dialekt sehr gebräuchlich und nicht ganz so schlimm gemeint ist, wie es lautet. Es bedeutet ungefähr das Nämliche, was der richtige Berliner „Fauler Kopp“ nennt. In Würtemberg wendet man es zuweilen sogar auf Staatsmänner an.

— „Ja, solche Kerls,“ sagte der Fabrikant, „drücken sich jetzt überall heran an die neue deutsche Verwaltung im Elsaß und in Metz; und manche von den Beamten, die aus Deutschland gekommen sind, lassen sich auch mit ihnen ein, weil sie bequem sind. Nun, wir wollen sehen, wie lange die Freundschaft dauert mit diesen Leuten, welche allen im Laufe der Zeit auf einander folgenden Gewalten und Systemen dienen, wie sie sagen: „aus Prinzip“ und „Allen mit gleicher Treue.“ Die Geschichte von diesem Lafleur ist einfach. Er ist ein Bauern-

junge aus einem schmutzigen Neste nordwestlich von Metz. Verneville heißt es; die deutsche Cernirungs-Armee von Metz wird davon zu erzählen wissen. In seiner frühesten Jugend entdeckte man Talent bei ihm: und er hat dessen in der That. Er wurde zum auserwählten Rüstzeug in Aussicht genommen und nach Metz in das Seminarium puerorum gebracht. Dann schickte man ihn nach Rom, wo er in das Collegium Germanicum kam. Ehe er aber noch die Priesterweihe erhalten hatte, muß er Etwas gethan haben, was ihm diese Carriere verschloß. Er ging unter die päpstlichen Carabinieri und führte angeblich Krieg gegen die Räuber. Dann wurde er römischer Gensd'armerie-Hauptmann; und von da brachte ihn später ein Beamter des auswärtigen Ministeriums nach Paris, wo er sofort eine gute Stellung erhielt. Man lobte ihn als außerordentlich brauchbar, weil er Deutsch, Italienisch und Französisch verstehe, und zwar Jedes wie seine Muttersprache, und weil er tief eingeweiht sei in geistliche Angelegenheiten. Wer weiß, wie weit er es noch gebracht hätte, wenn nicht der 4. September dazwischen gekommen wäre. Der scheint ihn in Paris aus dem Sattel gehoben zu haben. Er erschien plötzlich, vollständig mittellos, im Elsaß, stimmte dort den frommen und den deutschen Ton zugleich an und versicherte, er sei von Paris freiwillig fortgegangen; denn er habe es nicht über sein ehrliches deutsches Herz und seine christliche Treue bringen können, dieser Republik, dieser Straßenregierung, diesen Juden und Freimaurern, zu dienen. Aber warum fragen Sie nach ihm, haben Sie ein Abenteuer mit ihm gehabt?"

— Das gerade nicht. Er wollte mich nur überzeugen, im Elsaß und in Lothringen müßten die Schulen unter die Geistlichkeit gestellt werden.

— „Ich dächte denn doch, das wär' schon!"

— Nein, meinte ich, wenigstens nach dem Gesetz stehen sie

unter den Gemeinden und unter dem Staat. Ist dies denn thatsächlich nicht so?

— „Im Gegentheil,“ sagte der Fabrikant, „das ganze Schul- und Erziehungswesen, höheres sowohl als mittleres und niederes, ist gegenwärtig ausschließlich in den Händen der Jesuiten und ihrer Werkzeuge. Ueberhaupt hat der Kaiser, je mehr seine Autorität, sein Nimbus und seine Popularität — und er war einmal populär, wenigstens hier im Elsaß — dahinschwanden, desto mehr sich den Jesuiten in die Arme geworfen. Die Anstachelung der Jesuiten, die eines großen Coup für die Unfehlbarkeit bedurften, und die Furcht vor den Rothen, die nach Rache für Sadowa schrieen, haben den Kaiser zum Kriege getrieben, nach welchem er selbst durchaus nicht lechzte. Denn er huldigte dem Rheingrenze-Dogma so wenig, wie den übrigen französischen Vorurtheilen. Die letzteren hat er stets benutzt, aber nie getheilt. Ueberhaupt muß ich Ihnen sagen, der Kaiser“ —

— Erlauben Sie, ich glaubte, Sie wollten die Güte haben, mir Etwas über das Schulwesen mitzutheilen.

— „Ja so, Sie haben ganz Recht. Nun, wissen Sie, mit dem Schulwesen, das ist einfach so: Sowohl in Metz, als auch in Straßburg sind große Jesuitencollegien, welche, unter Beistand oder wenigstens unter Duldung der kaiserlichen Regierung, nach und nach das ganze Schulwesen an sich reißen, von der Volksschule bis zur Fachschule und zur Universität. Unsere Lehrer, unsere Beamten, ja sogar unsere Offiziere gehen aus diesen Jesuitencollegien und den damit verbundenen Lehranstalten hervor. Metz gilt für die vornehmere Anstalt und ist deshalb gesuchter, namentlich für Offiziersaspiranten. Man übergiebt diesem Collegium einen kleinen Jungen und sagt ihm, er soll Offizier werden. Dann macht er dort die Primärschule, das Lyceum und die mathematisch-geographische Fachschule durch und

geht schließlich, wenn er etwa 17 Jahre alt ist, noch ein Bischen nach Saint-Cyr, und damit ist der Offizier fertig. Viele französische Offiziere haben ihr Ehrenwort gebrochen, unter allerlei Vorwänden. Sie sagen wie Ducrot: Ich war da und dahin bestellt und hatte auf Ehrenwort versprochen mich dort einzufinden, um mit dem nächsten Eisenbahnzug nach Deutschland spedirt zu werden; ich war da auf die Minute; ich fand Niemand; ich wartete eine Minute, genau gezählt mit der Uhr in der Hand, sechszig Sekunden; es kam Niemand und es ging kein Zug; da ging ich; ich hatte mein Ehrenwort erfüllt und war damit jeder weiteren Pflicht überhoben. Ein Anderer sagt: Ich habe mein Ehrenwort damals als Offizier gegeben, allein jetzt habe ich aufgehört Offizier zu sein; ich trete als einfacher Soldat in die Armee; freilich als Offizier darf ich nicht gegen Preußen fechten, aber als Gemeiner, das ist etwas Anderes; darüber besteht keine Verpflichtung. Ein Dritter sagt: Ich habe versprochen, gegen die Deutschen nicht mehr die Waffen zu führen; nun wohlan, ich lasse den Degen zu Hause und stelle mich mit einer Cigarre an die Spitze der Compagnie, damit breche ich nicht mein Wort und ermuthige desto mehr meine Leute, welche meinen Muth bewundern, und zugleich meinen Esprit, womit ich den deutschen Barbaren ein Schnippchen geschlagen. Sehen Sie, das sind die Leute, welche sich ihre Erziehung in dem Jesuitencollegium zu Metz geholt haben. In den preußischen Kadettenhäusern lernt man so etwas freilich nicht."

— Wenn ich Sie recht verstehe, wollen Sie damit andeuten, man lehre in Metz die jungen Leute —

— „Was man in Metz lehrt, weiß ich nicht. Ich bin nicht dabei gewesen, und sage nie mehr als ich verantworten kann. Uebrigens wissen Sie so gut wie ich, wer den Satz, daß der Zweck die Mittel heiligt, und wer die Lehre von der reservatio mentalis erfunden. Ich sage Ihnen nur so viel: die

Offiziere, die ihr Ehrenwort gebrochen, sind vorzugsweise Zöglinge der Metzer Anstalt.“

— Nun, lassen wir die Offiziere bei Seite, und sprechen wir von den Volksschulen. Soviel ich die französische Gesetzgebung kenne, steht die Primärschule gar nicht unter der Geistlichkeit, sondern unter der Pariser Universität und dem aus dieser hervorgegangenen Unterrichtsrath.

— „Das mag sein, aber als praktischer Mann werden Sie wissen, daß das, was man selbst täglich hört und sieht, mehr gilt, als das, was auf dem Papiere steht. Nun sage ich Ihnen weiter: Unsere Ortsgeistlichen und unsere Lehrer sind meistens auch Jesuitenzöglinge. In diesen Collegien zu Straßburg und Metz finden Sie, wie ich Ihnen schon gesagt habe, Alles. Nicht nur Kinderschulen, Primär- und Sekundär-Schulen, Collegien, Lyceen, Fachschulen, sondern auch Normalschulen, Priester- und Lehrer-Seminare. Hier wird Alles fabrizirt. Nicht nur Beamten- und Wehrstand, sondern auch Klerus und Lehrstand. Und Alles, was hier fabrizirt wird, ist aus einer und derselben Form gebacken und gehorcht den nämlichen Oberen. Ich spreche nicht gern von mir selbst und von dem, was ich erlitten zu Beginn des Krieges. Ich bin Katholik so gut wie Monsieur Lafleur. Aber das half mir nichts. Ich hatte mich von einem armen Jungen zu einem wohlhabenden Fabrikanten in die Höhe gearbeitet. Ich hatte Selbstgefühl und Charakter und gehorchte in weltlichen Dingen meinen eigenen Ueberzeugungen und nicht den Befehlen des Herrn Kaplan. Auch stimmte ich nicht mit ein in das Indianer-Kriegsgeheul, das vor einem halben Jahre als guter Ton, christlicher Glaube und politische Loyalität galt. Ich will es mir nicht zum Verdienst rechnen, daß ich für Erhaltung des Friedens war. Mein Geschäft brachte es so mit sich. Es standen Tausende auf dem Spiel. Auch habe ich für Hunderte von Arbeitern zu sorgen. Ich darf in Zeiten, wo der

Absatz stockt, so wenig meine Arbeiter fortschicken, wie der Kriegsherr sein Heer auflösen darf, sobald der Friede geschlossen ist. Der Markt kann sich jeden Augenblick wieder beleben, und dann müssen die Arbeiter da sein. Außerdem habe ich die moralische Verpflichtung, eine ungünstige Konjunktur, soweit dies meine Kapitalkraft erlaubt, selbst zu tragen und nicht auf die Arbeiter abzuwälzen, welche letztere deshalb Unrecht haben, gegen das Kapital zu schreien; denn nur das Kapital macht es möglich, sie in ungünstigen Zeiten, wo das Geschäft leidet und sie nicht ernähren kann, bis zu besseren Tagen mit durchzufüttern. Ich kann es mit stolzer Bescheidenheit sagen: Ich habe dieser moralischen Verpflichtung stets bis an die äußerste Grenze des Möglichen entsprochen; nicht minder habe ich stets meine kirchlichen Pflichten erfüllt. Nichtsdestoweniger war ich, gleich den übrigen Fabrikanten, der Gegenstand der heftigsten und gefahrdrohendsten Anfeindungen seitens der Geistlichkeit oder doch wenigstens eines Theiles derselben. Ihre Agitation war gar keine kirchliche oder politische mehr, sondern geradezu eine socialistische oder kommunistische. Es ward zu einem Verbrechen gestempelt, sich durch Fleiß und Sparsamkeit ein kleines Vermögen erworben zu haben und es zu nützlicher produktiver Thätigkeit, zur Fabrikation, zu verwenden, anstatt einfach Coupons abzuschneiden und deren Ertrag mit der Kirche zu theilen. Der Satz, daß leichter ein Kameel durch ein Nadelöhr gehe, als ein Reicher in das Himmelreich, wurde in den mannigfaltigsten Variationen auf uns angewandt; es wurde so dargestellt, als hätten wir unser Vermögen den Arbeitern gestohlen und die ganze geistliche Beredsamkeit richtete sich gegen die „deutschen Herren," d. h. gegen uns Fabrikanten. Sie prassen von Eurem Blut; sie zehren von Eurem Schweiß, hieß es; sie nehmen nicht Theil an Eurer Freude und Eurem Leid; ist jemals Einer der deutschen Herren an Eurem Krankenbette erschienen, um ein

Vaterunser mit Euch zu beten? Hat er je einem der Eurigen das letzte Geleit auf den Gottesacker gegeben? Nein, und abermals nein. Und deshalb sage ich Euch: Das Nachegericht des Herrn wird über sie hereinbrechen. Solche Reden waren das tägliche Brot; und sie fingen Feuer, denn die Arbeiter waren großentheils Wälsche. Wie der Sturm losbrach und wie wir uns, gut oder schlecht, desselben zu erwehren gesucht haben, das will ich Ihnen ein anderes Mal erzählen. So viel steht fest; solche Geistliche, welche sich zu bewußten oder unbewußten Werkzeugen des niedrigsten politischen und socialistischen Fanatismus hergeben, sind weder fähig noch würdig, die Schule zu leiten. Jedenfalls müßten vorher dem geistlichen Stande neue Elemente aus Deutschland zugeführt werden, wo die Geistlichkeit hinsichtlich der Sittlichkeit und der Intelligenz unendlich höher steht, als in Frankreich; und die Pfarrer müßten eine bessere, gegen Willkür gesicherte Stellung erhalten."

— Ich dächte, eine solche Stellung hätten sie; wenigstens nach den, auch in Frankreich geltenden Satzungen des canonischen Rechtes kann einem katholischen Pfarrer ohne einen förmlichen Prozeß und ohne Urtheil und Recht kein Haar gekrümmt werden.

— „Ja, ja", lachte der Fabrikant, „so seid Ihr Juristen, was Ihr in Euren Verordnungen und Gesetzsammlungen, in Eurem schweinsledernen Corpus juris civilis oder canonici lest, das nehmt Ihr Alles gleich für baare Münze. In Wirklichkeit aber steht alles ganz anders. Die kanonischen Satzungen, von welchen Sie reden, gelten nur für die wirklichen Pfarrer. Aber die Herren Bischöfe stellen so zu sagen gar keine Pfarrer mehr an, sondern blos sogenannte Desservants, d. h. Pfarrverwalter, Hülfspfarrer, oder wie man sie im Schwabenlande nennt, „Helfer". Diese armen Leute erhalten weder die pragmatischen Rechte des wirklichen Kuraten, noch dessen Diensteinkommen. Sie müssen

sich mit 100—150 Thalern pro Jahr begnügen; der Ueberschuß fließt in, ich weiß nicht, was für, anderweitige Kassen. Der Bischof kann sie, ohne auch nur einen Grund anzugeben, nach Belieben versetzen und absetzen; sie sind, so steht es ausdrücklich geschrieben, auf den bloßen Wink des Bischofs entsetzbar. Wenigstens drei Viertel der Pfarrstellen sind nicht mit wirklichen Pfarrern, welche man allerdings nur nach kanonischem Prozesse entfernen kann, sondern mit diesen unglücklichen Desservants besetzt. Nun denken Sie sich einmal dieses geistliche Proletariat. Rechnen Sie dazu, daß in Frankreich die Bischöfe durchaus nicht so unabhängig von der Regierung sind, wie in Preußen. Und nun stellen Sie sich vor, daß ein solches Korps gegen uns losgelassen wird. Und dem soll man auch die Schulen überlassen? Nein, das geht nicht. Erst müßte doch einmal auch hier die Geistlichkeit auf deutschen Fuß gebracht werden."

— Aber sie soll sich doch bisher des Deutschthums angenommen haben? — (Ich erzählte ihm den Fall von Remeringen und fragte, ob das wahr sei.)

— „Ja, das kann schon wahr sein. Ich glaube schon von der Geschichte gehört zu haben. Jedenfalls sind auch im Elsaß ähnliche Sachen passirt. Allein was beweist das? Wenn es damals in ihren Kram paßte, das Deutsche auf Kosten des Französischen zu protegiren, wer bürgt uns dafür, daß nicht morgen das umgekehrte Verhältniß stattfindet? Daß es nicht, nachdem Deutsch-Lothringen und Elsaß definitiv eine preußische oder eine deutsche Provinz geworden sind, in ihrem Interesse liegt, nunmehr das Französische zu begünstigen und das Deutsche zu unterdrücken? Denn auch das bringen sie fertig; sie sind in allen Sätteln gerecht; und die deutsche Presse ist ihnen dann vielleicht noch unbequemer, als jetzt die französische. Kurz, man hat keine Garantie."

— Was soll aber dann aus der Schule in Elsaß-Lothrin-

gen werden? Man kann sie doch nicht unter die Universität und den Unterrichtsrath in Paris stellen?

— „Ist auch gar nicht nöthig. Es ist Alles auf gutem Wege. Wie's in Lothringen damit steht, weiß ich nicht. Hier im Elsaß haben wir schon zwei tüchtige Schulmänner aus Preußen an der Spitze der Verwaltung. Der Eine ist ein Schulrath aus Liegnitz in Schlesien, der Andere ein Schuldirektor aus Neuwied am Rhein. Ersterer ist für das katholische und letzterer für das protestantische Schulwesen. Sie zeigen viel Geschick und viel Verständniß für unsere Zustände. Wenn man ihnen freie Hand läßt und nicht so, wie es in den neuen Provinzen während der Diktaturperiode geschehen sein soll, ewig von Berlin aus dazwischen experimentirt und reglementirt, dann wird es schon gehen. Nur den beiden Normalschulen in Colmar und in Straßburg sollte man auch noch tüchtige deutsche Direktoren geben. Das sind wichtige Posten."

— „Vor Allem aber", fügte der Fabrikant nach einigem Besinnen hinzu, „müßte man die Straßburger Universität wieder auf den Standpunkt echt deutscher Wissenschaft emporheben. Sie hat jetzt schon gute Elemente. Die medizinische Fakultät soll gut sein, desgleichen die für protestantische Theologie. Zumeist aber bedürfte es einer tüchtigen philosophischen Fakultät; für die historischen und für die exakten Wissenschaften, für deutsche und klassische Philologie und für Philosophie, so wie sie in Deutschland getrieben wird, müßte namentlich gut gesorgt werden. Das würde sich lohnen. Die Sache liegt einfach so: Unseren geistigen Mittelpunkt hatten wir bisher in Paris; ihn jetzt schon in Berlin zu suchen, würde uns unendlich schwer fallen. In den benachbarten deutschen Kleinstaaten — das geht noch weniger. Das würde unseren Stolz kränken. Wenn wir auch die Wälschen nicht leiden mochten — wir hatten allen Grund dazu, denn sie behandelten uns stets von oben herunter

mit der ignorantesten und suffisantesten Hochnasigkeit —, wir wußten uns denn doch was damit, einer europäischen Großmacht anzugehören. Nun aber müssen wir um jeden Preis los von Paris, namentlich von seiner geistigen Knechtschaft, die wie Blei auf unser Gehirn drückt. Das Facit ist also: Man gebe uns einen selbständigen geistigen Mittelpunkt, der seine Kraft ausschließlich aus deutschen Quellen schöpft. Sie wissen, was die preußische Universität Bonn für das nordwestliche Deutschland gewirkt hat. Dasselbe und noch weit mehr wird die preußische Universität Straßburg für das südwestliche Deutschland leisten."

Wir trennten uns in Hagenau. Ich fuhr noch bis Weißenburg, das seit Monaten schwer seufzt unter der Last der Einquartierung, die gar nicht enden will; denn immer wieder strömen täglich neue deutsche Kriegsvölker nach Frankreich. Nachdem ich mir mit Mühe im „Blauen Engel" ein Zimmer erstritten, überlegte ich: Soll ich, nach Berlin zurückgekehrt, Herrn von Mühler die Botschaft des Monsieur Lafleur ausrichten? Die Antwort lautete: nein. Nein, aus folgenden Gründen: Erstens bin ich weder legitimirt, noch wie es ein richtiger Botschafter sein muß, persona grata. Zweitens ist Herr von Mühler auch nicht legitimirt; denn Elsaß-Lothringen ist noch nicht preußisch, sondern steht unter der Herrschaft Seiner Majestät, des obersten Feldherrn der Deutschen, unter der Verwaltung des Bundeskanzlers; drittens wird es das Beste sein, diese Elsasser Unterhaltungen der Oeffentlichkeit zu übergeben, nicht für eine einzelne Person, sondern für Jedermänniglich, den es angeht; v. R. w.

---

## IV.

## Vlamisch-Alemannisches.

In dem zu Gent, in Belgien, in vlamischer Sprache erscheinenden Wochenblatt „Het Volksbelang" (auf Deutsch soviel wie

„das Interesse des Volks“ oder das „Volkswohl“) finden wir den Bericht zweier Bürger dieser Stadt abgedruckt, welche nach dem Fall von Straßburg und Metz sich in das Elsaß und nach Lothringen begaben, um dort nach Möglichkeit die Leiden des Krieges lindern zu helfen. Diese beiden belgischen „Liebes-Onkels“, wie sie der Berliner in seiner kurzhandigen Weise nennen würde, schildern auch die gesellschaftlichen Eindrücke, welche sie in der kürzlich eroberten Stadt Straßburg erhalten. Ihre Darstellung ist so außerordentlich interessant und charakteristisch, daß ich nicht umhin kann, sie, von dritter Hand aus dem Vlamischen in's Hochdeutsche übertragen, hierher zu setzen.

— „Einer von uns“, erzählten die beiden Vlaminger, „Einer von uns, dem das Besuchen der Hospitäler in Straßburg weniger von Interesse war, hatte einem Kaufmann dieser Stadt, mit welchem er in Handelsbeziehungen stand, einen Besuch abgestattet. In seiner Eigenschaft als Belgier ward er außerordentlich gut aufgenommen und eingeladen, mit mir noch am Abend desselben Tages wiederzukommen. Hierdurch erhielten wir Gelegenheit, uns im Kreise einer Straßburger Gesellschaft zu bewegen, die Denkart derselben kennen zu lernen und den Geist der Elsaßer etwas zu studiren. Mehrere andere Bürger der Stadt, die wahrscheinlich begierig waren, aus dem Munde von neutralen Ausländern Urtheile über den wirklichen Stand der Dinge zu hören, trafen wir an diesem Abend im Hause des Straßburger Kaufmanns.

Groß war in dieser Gesellschaft die Kundgebung französischer Gesinnungen. Man hätte glauben sollen, daß das achtunddreißigtägige Bombardement ihre gemachte oder wahre Begeisterung etwas abgekühlt; aber durchaus nicht. Sie behaupteten, daß sich die Stadt noch lange hätte halten können, und überaus heftig waren die Auslassungen über General Uhrich. Er habe sich, sagten sie, während der Belagerung wenig gezeigt,

niemals sei er an den gefährlichen Punkten zu sehen gewesen. Man behauptete, daß er die Stadt verlassen habe, noch bevor den Einwohnern die Uebergabe der Festung bekannt war. Mit Einem Worte: man erklärte ihn für einen Feigling, für einen Verräther.

Der General hat bereits auf alle diese Vorwürfe öffentlich geantwortet. Doch ist man in gleicher Weise auch gegen Bazaine aufgetreten, welcher noch zwei Tage vor der Uebergabe von Metz „der muthige, ruhmreiche Feldherr" genannt worden war. Heute wird bereits wieder die Rechtschaffenheit von Aurelles de Paladine angezweifelt, nachdem man ihn vor acht Tagen als denjenigen bezeichnet hatte, „der die Siege wieder unter die französischen Fahnen gerufen." Sehr bald dürften wir auch Trochu und Favre als Verräther bezeichnet sehen, und wer weiß, was selbst Herrn Gambetta passirt. Der unsinnigsten Vergeudung vieler Millionen beschuldigt man ihn jetzt schon. So aber waren die Franzosen allezeit: siegen sie, dann ist der Triumph ihrem Muthe zu danken, und werden sie geschlagen, dann sind ihre Feldherrn Verräther.

Unsere Elsasser sind in dieser Hinsicht bei der grande nation in die Schule gegangen und um kein Haar besser als die anderen. Auch sie sind nicht im Stande zu glauben, daß Frankreich eine Niederlage erlitten, und das Wort „Verrath" lag ihnen beständig auf der Zunge. Ohne sie zu verletzen, verhehlten wir ihnen gleichwohl unsere Ansicht nicht, daß Uhrich sehr wohl daran gethan, die Stadt zu übergeben, und daß, was die Nationalitätenfrage betreffe, es uns recht scheine, daß Elsaß und Deutschlothringen wieder zum gemeinsamen deutschen Mutterlande zurückkehrten. In der Gesellschaft befanden sich zwei Männer, welche unserer Ansicht beipflichteten; der Eine war ein Doktor, der in Berlin studirt hatte, und der Andere ein Brauer, der mit einer Frau aus Baden verheirathet ist. Aber alle An-

deren waren ganz über den französischen Leisten geschlagen. Paris war für sie die Weltstadt; von Frankreich allein können Freiheit und Gleichheit kommen; Deutschland aber war ihnen nur in Bismarck personificirt.

Die Unterhaltung fand natürlich in französischer Sprache statt, aber das Französisch war mit deutscher Zunge gesprochen und mit deutschem Kopfe gedacht. Alle diese Leute hatten dieselbe Erziehung genossen, wie unsere Bourgeoisie in Flandern. In den Unterrichtsanstalten wurde ihnen von den Elementarschulen an nichts als Französisch gelehrt; es war ihnen verboten, ein Wort Deutsch zu sprechen, selbst auf der Straße. Später wurden sie nur mit der französischen Literatur bekannt gemacht; Geschichte wurde ihnen in französischer Sprache vorgetragen. Für sie giebt es nur französische Heroen, und Hand in Hand geht damit Mißachtung alles Fremdländischen, Herabsetzung alles Deutschen, als etwas Ordinärem, Bäuerlichem.

Wollen wir uns ein recht deutliches Bild des Elsaß machen, so brauchen wir in Belgien nur um uns zu blicken und wahrzunehmen, welches der Zustand des vlamischen Theiles unseres Landes ist. Unlängst wurde in der belgischen Kammer ein Vergleich zwischen Wallonen und Vlamingern hinsichtlich ihrer Geistesentwickelung und Bildung gezogen. Was der Genter Volksvertreter Herr de Maere bei dieser Gelegenheit über Flandern sagte, kann Wort für Wort auf das Elsaß angewandt werden.

Ebenso wie wir Vlaminger, haben auch die Elsasser keine gebildete Sprache. Die große Menge versteht und spricht weder ordentlich Deutsch noch gut Französisch, obwohl sie ihre Bedürfnisse in beiden Sprachen kundgeben kann. Die Bourgeoisie versteht zwar Französisch genug, um Romane in dieser Sprache zu lesen, aber einen erhabenen Gedanken, einen logischen oder sittlichen Begriff vermögen sie weder in deutscher noch in französischer Sprache correct auszudrücken, oder auch nur vollständig

zu verstehen, wenn er ihnen in einer dieser Sprachen vorliegt oder vorgetragen wird. Im Gedankengang sind sie Deutsche geblieben, in der Sprache sind sie Zwitter geworden. Beides verstehen sie, aber keines ordentlich.

Sie sprechen zwar hundertmal mehr Deutsch, als die höheren Klassen in Flandern Vlamisch, aber ebenso wie hier, sind die Gespräche, die sie in der Landessprache führen, mit französischen Wörtern gespickt, welche letztere häufig in deutsche Endungen auslaufen. Die Frauen stehen ebenfalls bei uns im Vergleiche zu den Elsasserinnen noch zurück. In einem elsassischen Salon kann man mindestens jede einheimische Dame in deutscher Sprache anreden und sicher sein, von ihr verstanden zu werden und auch wohl, wenn auch keine zierlich hochdeutsche, doch eine deutsche Antwort in elsasser Mundart von ihr zu erwarten; in Flandern dagegen würde es schon ungebildet erscheinen, wenn wir eine Dame, mit welcher wir nicht sehr „intim" sind, ohne Weiteres in vlamischer Sprache anreden wollten.

Aber, wie gesagt, die Elsasser sprechen eben so wenig, als die heutigen Vlaminger, eine gebildete Sprache. Ein Volk, das in diesem Zustande lebt, nimmt an der Kultur der Sprache, die es redet, sowie der betreffenden Nationalität nicht den geringsten Antheil. So bleiben denn die Elsasser geistig ebenso von Frankreich, als von Deutschland getrennt, und daher die Rohheit, die Verwilderung des im Grunde so bravan und hoch begabten elsassischen Volkes.

Dieser Art waren die Betrachtungen, die wir, der Straßburger Doktor und ich, mit einander austauschten, während mein Freund beschäftigt war, dem übrigen Theile der Gesellschaft die drei großen Schlachten in der Umgegend von Metz mit einer strategischen Sachkenntniß zu erklären, welche seine Zuhörer in Erstaunen setzte. Er hatte eine Landkarte vor ihnen aus-

gebreitet, und während er ihnen die militärischen Operationen des Generals Steinmetz und des Prinzen Friedrich Karl am 14., 16. und 18. August deutlich machte, setzte ich mein Gespräch mit dem Doktor fort.

— „Bei uns," sagte ich zu diesem, „giebt es Viele, die gegen die Annektirung von Elsaß und Lothringen sind, weil Deutschland wahrscheinlich die Bevölkerung nicht darüber befragen, kein Plebiszit veranstalten werde, um der Einverleibung eine gesetzliche Form zu verleihen."

Der Doktor lachte darüber laut auf.

— „Je heiliger," sagte er, „das Prinzip der Volkssouveränität ist, um so tiefer müßte es aufgefaßt und zur Anwendung gebracht werden. Die Entscheidung über das Schicksal eines Landes, über die staatlichen Zustände von Jahrhunderten, kann man unmöglich einem solchen Nationalitäten-Splitter, einem Partikelchen, noch viel weniger aber einer überbildeten, mangelhaft unterrichteten Bourgeoisie und einer unverständigen Masse von Bauern überlassen, die unter den Einflüssen ihres Pfarrers oder ihres Hofjuden sich befinden, von denen der Eine geistig und der Andere materiell sie ganz in seinen Händen hat. Die in einem unklaren Uebergangszustande befindlichen Elsasser sind außer Stande, über die Sache ihrer Nationalität ein klares Urtheil abzugeben. Es würde abgeschmackt, lächerlich und unwürdig sein, sie die Rolle von Nizza und Savoyen spielen zu lassen. Einst, wenn deutscher Unterricht und deutsche Erziehung sie wieder auf den richtigen Weg der Volksbildung geleitet haben werden, von welchem sie durch Frankreich gewaltsam abgezogen wurden, wenn sie sich wieder im Reinen darüber befinden werden, was sie eigentlich sind, was sie sollen und was sie wollen — erst dann werden sie über ihr Nationalgefühl sich klar geworden, und dann wird auch ihr Ausspruch darüber unzweifelhaft sein."

Und als ich dem Doktor in diesen Ansichten vollständig beistimmte, fuhr er fort:

„Ich gehe noch weiter. Das deutsche Elsaß kann mit dem absorbirenden und centralisirenden französischen Volke unmöglich länger vereinigt bleiben, ohne daß seiner deutschen Natur und seinem deutschen Charakter Gewalt angethan, ohne daß die Eigenschaften eines deutschen Stammes und die Vortheile, die damit verknüpft sind, verloren gehen. Ein Stamm kann unmöglich mit Bewußtsein hinter der Bildung seines Volkes und seiner Zeit lange zurückbleiben, eine Nationalität kann keinen Selbstmord begehen. Ich bin," fügte er hinzu, „ein echter Demokrat, ein heftiger Gegner der ultramontan-imperialistischen Partei, aber gerade in Folge meiner demokratischen Grundsätze habe ich kein Verständniß für Garibaldi, der Italien zu seiner Einigkeit verhalf und jetzt für Frankreich ficht, welches Nizza behält, wo er sogar die nationale Bewegung unterdrücken hilft. Alle Freunde des Lichtes, der Freiheit und der Selbstverwaltung sollten vielmehr jauchzen und jubeln darüber, daß der bereits begonnene langsame Vergiftungsprozeß, der Mord an diesem unzweifelhaft auch heute noch alemannisch-deutschen Volksstamme, wie ihn Frankreich von langer Hand vorhat, abgewandt wird, indem Elsaß und Deutschlothringen zu ihrer gemeinsamen deutschen Mutter zurückkehren.

„Was insbesondere Straßburg betrifft," bemerkte der Doktor schließlich, „so wird der protestantische Theil der Stadt wie des gesammten Elsaß, insofern er auch jetzt noch französisch gesinnt, binnen weniger als fünf Jahren ganz so national denken, wie irgend ein Gau im alten Deutschland. Mit den Ultramontanen freilich, mit Leuten vom Schlage des Herrn Keller, dem früheren Vertreter der Stadt im gesetzgebenden Körper und jetzigen Kapitän der Franktireurs, dürfte man seine liebe Noth haben. Diese Kerle haben hier sowohl als in andern Ländern

kein Vaterland; für sie giebt es nur Ein Oberhaupt: den Papst, nur Eine Sehnsucht, und das ist Rom! Sie sollen auswandern. Jeder Kopf von dieser Sorte weniger ist für das Elsaß ein großer Gewinn."

— Soweit unsere germanischen Vettern, die beiden Vlaminger. Man erlaube mir, diesem völlig unverdächtigen Zeugniß zweier Ausländer ein Paar Worte hinzuzufügen.

Vor langen Jahren war ich einmal im Sommer während ein Paar Wochen in Baden-Baden und amüsirte mich im Stillen damit, die Gesellschaft zu studiren, wobei ich jedoch persönlichen Anknüpfungen möglichst auswich. Unter den deutschen Badegästen konnte man zwei Gruppen unterscheiden, die eine aus Berlin stammend und die andere aus Frankfurt am Main. Beide Gruppen verhielten sich antipathisch gegeneinander. Die Berliner waren stolz auf ihre Intelligenz und auf ihr Preußenthum; die Frankfurter noch stolzer auf ihren Besitz und auf ihr freireichsstädtisches „Republikanerthum", kraft dessen sie sich berechtigt glaubten, über Alles auf der Welt den losesten Mund zu führen, mit Ausnahme natürlich ihrer eigenen Regierung, des hochwohlweisen und sakrosankten Senates der „freien" Stadt Frankfurt am Main.

Die feindlichen Heerschaaren von Berlin und Frankfurt stimmten jedoch in einem Stück überein, nämlich in der Schwäche, Französisch zu sprechen, namentlich wenn andere Leute zuhörten. Besser hätten sie ohne Zweifel gethan, es zu sprechen nur dann, wenn sie ganz allein waren. Denn ihr Französisch war abscheulich. Jedoch sie selbst waren ohne Zweifel anderer Meinung. Sie hielten es für sehr schön und sprachen es sehr laut und vernehmlich. Und diesem glücklichen Umstande hatte ich es zu verdanken, daß auch ich, obgleich weder mit dem einen, noch mit dem anderen Stamme verwandt oder persönlich bekannt, Etwas davon profitirte. In Folge meiner Studien entdeckte ich

sofort eine Differenz zwischen den feindlichen deutschen Brüdern. Der Frankfurter nämlich legte den Ton möglichst nach vorn und sprach in einem lebhaft hopsenden Rhythmus. Der Berliner sprach in einem gleitenden und schleifenden Rhythmus und legte den Ton mit der alleräußersten Entschiedenheit auf die letzte Silbe. Der Frankfurter spricht die Worte „à quatre mains“ so aus: à kat mã (´◡◡), der Berliner so: a kater mängk (◡◡◡´). Der Frankfurter spricht áksã (accent), also ´◡; der Berliner spricht: akzangk, also ◡´. Der Frankfurter sagt: Béllaliãs (´◡◡◡), der Berliner sagt: belaliangx (◡◡◡´). Der Frankfurter nennt das Amendement ein „Amãdemã“ (◡´◡◡), der Berliner ein „amangkdemangk“ (◡ ◡´). Der Frankfurter sagt Vérsail (´◡) für Versailles, der Berliner „Werrzálch“ (◡´).

Leider war nicht ich es allein, der diese Differenzen im deutschen Französisch des Westen und des Osten entdeckt hatte. Die beiden feindlichen Tribus waren einander auch auf die Sprünge gekommen und begannen sich gegenseitig wegen schlechter Aussprache des fremden Idioms aufzuziehen, wobei allerdings nicht zu verkennen war, daß sie beiderseits nur allzu Recht hatten.

Nun erlebte ich an der Spielbank folgende Scene. Einer vom „Stamm Berlin“ spielte; er verlor und war übler Laune. Einer vom „Stamm Frankfurt a. M.“ (dieser Stamm ist vorsichtiger, als der Berliner Wagehals) stand dabei und observirte. Der letztere rückte dem Berliner näher auf den Leib, als es unter Gentlemen Sitte ist. Der Berliner verbat sich das zweimal in aller Höflichkeit. Es half nichts. Der Frankfurter machte sich immer breiter. Da giebt ihm endlich der mißmuthige und gereizte Berliner einen kräftigen Stoß.

„Vous êtes un insolent!“ schreit der Frankfurter Deutsche auf französisch.

Das Wort „insolent“ sprach er natürlich, in Gemäßheit des oben exponirten Systems, so aus: „ĭsolā“ (´⏑⏑), während es der Berliner so ausgesprochen haben würde: „engsolangk“ (⏑⏑´).

„Vous êtes un Francfortois“, erwidert der Berliner Deutsche, natürlich ebenfalls auf französisch. Um aber dem deutschen Bruder zu verstehen zu geben, daß er einen schlechten „Akzangk“ (⏑´) habe, sprach er das Wort so: „Frángkfordowa“ (´⏑⏑⏑).

Man wird sagen: eine dumme Geschichte das! Ja freilich; und gerade weil sie so unendlich dumm, und doch leider eben so wahr als dumm ist, deshalb erzähle ich sie; und je dummer sie der verehrte Leser von 1871 findet, desto mehr fühle ich mich geschmeichelt. Denn ich erzähle sie ja gerade zu dem Zwecke, um darzuthun, welche Fortschritte wir in Deutschland in der Zeit zwischen Damals und Jetzt gemacht haben.

Ich erzähle sie aber auch zu dem Zwecke, um ein gutes Wort einzulegen für unsere verirrten deutschen Brüder in Straßburg. Wenn solche Dinge in nicht allzu ferne zurückliegender Vergangenheit noch im Schoße des deutschen Vaterlandes selbst möglich waren, warum sollten wir einen Stein auf die Straßburger werfen, die augenblicklich noch der Meinung sind, schlechtes Französisch sei „vornehmer“ als gutes Deutsch? — Gutes Deutsch? Nicht doch! Man spricht in Straßburg kein gutes Deutsch, sondern nur schlechtes. Unter dem schlechten Deutsch verstehe ich aber bei Leibe nicht die einheimische Mundart der Elsasser, über die ich bei dieser Gelegenheit ein paar Bemerkungen machen will.

Wenn man überhaupt eine Preisschau über die deutschen Mundarten, von welchen jede ihre besonderen Schönheiten hat, halten könnte, so würde ich keinen Augenblick zögern, dem alemannischen Dialekt, wie er im südlichen Baden und im Elsaß

gesprochen wird, den ersten Preis zuzuerkennen. Er ist an Feinheit und melodischem Reichthum unter den deutschen Dialekten dasselbe, was der jonische unter denen des alten Griechenlands war. Um sofort einen deutlichen Begriff von diesem auf beiden Ufern des Rheins zwischen dem Schwarzwald und den Vogesen herrschenden Dialekt zu geben, erinnere ich daran, daß es derselbe ist, in welchem J. P. Hebel seine „Alemannischen Gedichte für Freunde ländlicher Natur und Sitten" gedichtet hat. Hebel, der damals gewiß nicht an Annexion dachte und somit ebenfalls ein unverdächtiger Zeuge ist, sagt in seiner vom 20. September 1803 datirten Vorrede: „Der Dialekt, in welchem diese Gedichte verfaßt sind, herrscht in dem Winkel zwischen dem Frickthal und dem ehemaligen Sundgau, und weiterhin in mancherlei Wandlungen bis an die Vogesen und Alpen und über den Schwarzwald hin in einem Theile von Schwaben." Er unterscheidet sich durch seine schalkhafte Zierlichkeit und seine feine poetische Natur sehr wesentlich von dem eigentlichen Schwäbischen und Schweizerischen, das rauher, schärfer und vor Allem weit gutturaler ist. Statt langer Auseinandersetzungen will ich eine Probe geben. Ich stelle ihr eine hochdeutsche Uebersetzung gegenüber, im Interesse der Norddeutschen. Ich hoffe dadurch die letzteren anzuspornen, daß sie diese Mundart studiren. So gut, wie wir Süddeutschen Fritz Reuter zu Liebe „Mecklenbürger Plattdütsch" und „Messing'sch" gelernt haben, können die Norddeutschen Hebel zu Liebe Alemannisch lernen. Es lohnt wahrlich der Mühe. Das Gedicht, das ich mittheilen will, ist das letzte in der Hebelschen Sammlung und trägt die Ueberschrift: „Der Wegweiser, guter Rath zum Abschied". Es lautet:

| Auf Alemannisch. | Auf Hochdeutsch. |
|---|---|
| Weisch, wo der Weg zum Mehlfaß isch,<br>Zum volle Faß? — In Morgeroth<br>Mit Pflug und Charst dur's Weizefeld,<br>Bis Stern und Stern am Himmel stoht. | Weißt, wo der Weg zum Mehlfaß ist?<br>Zum vollen Faß? Im Dämmerschein<br>Mit Pflug und Karst durch's Ackerland<br>Bis Abends zu der Sterne Schein. |

Me backt, so lang der Tag eim hilft,
Me luegt nit um, und blibt nit stoh;
Druf goht der Weg dur's Schüre-Tenn
Der Chuchi zu, do hemmer's jo!

Weisch, wo der Weg zum Gulden isch?
Er goht de rothe Chrüzere no.
Und wer nit uffe Chrüzer luegt,
Der wird zum Gulde schwerli cho.

Wo isch der Weg zur Sunntig-Freud?
Gang ohni G'fohr im Werchtig no
Dur d' Werkstatt und dur's Ackerfeld!
Der Sunntig wird scho selber cho.

Am Samstig isch er nümme wyt.
Was deckt er echt im Chörbli zu?
Denk wohl, e Pfündli Fleisch in's Gemües,
S' cha sy, ne Schöpli Wi derzu.

Weisch, wo der Weg in d' Armeth goht?
Lueg numme, wo Taffere sin;
Gang nit verbey, 's isch gute Wi,
'S sin nagelneui Charte d'inn!

Im letste Wierthshus hängt e Sack,
Und wenn de furt gohsch, henk en a!
„Du alte Lump, wie stoht der nit
Der Bettelsack so zierlig a!"

Es isch e hölze Gschirli drinn,
Gib achtig druf, verlier mer's nit,
Und wenn de zu me Wasser chunnsch
Und trinke magsch, se schöpf dermit!

Wo isch der Weg zu Fried und Ehr,
Der Weg zum guten Alter echt?
Grad füri goht's in Mäßigkeit
Mit stillem Sinn in Pflicht und Recht.

Und wenn de amme Chrüzweg stohsch,
Und nümme weisch, wo 's ane goht,
Halt still und frog di Gwisse z'erst,
'S cha dütsch, Gottlob, und folg si'm Roth.

Wo mag der Weg zum Chilchhof sy?
Was frogsch no lang? Gang, wo de witt!
Zum stille Grab im chüele Grund
Führt jede Weg, und es fehlt sie nit.

Doch wandle du in Gottis-Furcht!
I roth der, was i rothe cha.
Sel Plätzli het e gheimi Thür,
Und 's sin no Sachen ehne dra.

Hack' zu, so lang der Tag Dir scheint,
Schau Dich nicht um und bleib' nicht steh'n.
Der Weg geht durch die Scheune dann,
Der Küche zu; so wird's schon gehn.

Weißt, wo der Weg zum Gulden ist?
Nur auf die rothen Kreuzer sieh!
Denn wer nicht auf die Kreuzer schaut,
Der bringt es auch zum Gulden nie.

Wo ist der Weg zur Sonntagslust?
Schaff' wacker nur am Werkeltag
In Werkstatt und in Flur und Feld.
Der Sonntag kommt von selber nach.

Am Samstag ist er nicht mehr weit.
Was deckt er wohl im Körbchen zu?
Ich denk', ein gut Stück Fleisch wird's sein,
Vielleicht ein Schöppchen Wein dazu.

Weißt, wo der Weg zur Armuth geht?
Sieh nur nach jedem Wirthshausschild.
Kehr ein, denn da ist guter Wein
Und Kartenspiel, bei dem es gilt.

Im letzten Wirthshaus hängt ein Sack,
Und gehst Du fort, dann häng' ihn an.
„Du alter Lump, wie steht Dir nicht
Der Bettelsack so artig an!"

Drin steckt ein hölzern Becherlein.
Gieb acht darauf, verlier es nit,
Und wenn Du an ein Wasser kommst,
Und trinken willst, dann schöpf' damit.

Wo ist der Weg zu Fried' und Ehr',
Der führt zum guten Alter hin?
Grad' vorwärts geh' in Mäßigkeit,
In Pflicht und Recht mit stillem Sinn.

Und wenn Du an dem Kreuzweg stehst,
Und weißt nicht, wohin führt die Spur,
Halt still und Dein Gewissen frag' —
Deutsch kann's, Gott Lob—und folg' ihm nur.

Wo mag der Weg zum Kirchhof sein?
Frag' nicht, dahin führt jeder Weg.
Zum stillen Grab im kühlen Grund —
Das fehlt sich nicht, — führt jeder Steg.

Doch wandle stets in Gottesfurcht.
Ich rath' Dir's, was ich rathen kann.
Auch's Grab hat 'ne geheime Thür;
Und's reiht sich jenseits Manches dran.

Ich denke, diese Probe genügt, um den Appetit zu reizen. Wir gelehrte Deutsche lernen ja sogar die Mundart des Theo-

krit, um griechische Idyllen zu lesen. Sollen wir die ungleich schöneren unseres deutschen Volkes verschmähen? Und Alemannisch lernt sich weit leichter als Plattdeutsch; denn es ist ja eine oberdeutsche oder hochdeutsche Mundart.

Kein deutscher Dialekt ist reicher an Sprüchwörtern, Sagen, Volksliedern, Bildern und poetischen Wendungen. Auch uralte deutsche Stammworte haben sich darin erhalten. Vater heißt „Aetti" vom althochdeutschen Atta; frische Butter heißt „Anke" vom althochdeutschen Anka. Das Nähere findet der geneigte Leser, wenigstens in Betreff der Butter, bei Jacob Grimm, Geschichte der deutschen Sprache, Band II., Seite 1003 u. ff. Einkaufen heißt „Chrome" (verwandt mit Kram). Das Verstärkungswort heißt „Dunders". Was der Berliner „reizend" oder „himmlisch" nennt, heißt in elsasser Mundart „Dunders nett" (überaus nett), — ein Ausdruck, der wirklich selbst dundersnett ist. „E dundersnett Dirnle", — ist das nicht hübsch?

Auch Fremdwörter hat der alemannische Dialekt aufgelesen, aber nicht ohne sich dieselben mundgerecht zu machen. Dafür nur zwei Beispiele:

Den Gebrauch der Taschentücher hat der biedere Alemanne offenbar in der Urzeit noch nicht gekannt. Er hat diesen Luxus erst später von den Italienern gelernt; und mit dem italienischen Taschentuch ist auch der italienische Ausdruck dafür importirt worden; er heißt „Fazoletto di naso". Der Elsasser hat das Diminutiv „Fazenettli" daraus gemacht. Zur Abwechslung nennt er's aber auch „Nas' Tücherl'".

Auch das Faulenzen und die Kurzweil, welche man nöthig hat, um die Langeweile zu vertreiben, mußte der Alemanne erst durch das Ausland kennen lernen. Er entlehnte das „pour passer le temps" den Franzosen und hat es verwandelt in „für Basseldang" d. h. auf deutsch: zum Zeitvertreib. Der ewig rauchende Elsasser Bauer „trinkt" sein Pfeifchen Rauchtabak „für Basseldang."

Also, um wieder nach Straßburg zurückzukehren, auf den Elsasser Volksdialekt lass' ich nichts kommen. Er ist in der That der schönste in Deutschland; und wenn man ihn selber ein wenig zu sprechen versteht, dann gelingt es auch sofort, die Herzen und die Mundwerke der Elsasser Bauern zu öffnen, die Anfangs, dem „Deutschländer" — so nennen sie seltsamer Weise jetzt noch uns, ihre deutschen Brüder — gegenüber, eine etwas expectative und schweigsame, dabei jedoch neugierig-fragende Stellung einnehmen.

Aber so schön die Mundart des Volks, so häßlich ist die Sprache der „Gebildeten", d. h. der sogenannten Gebildeten, der Städter, welche auf den deutschen Wagen zu kurz und auf den französischen Karren zu lang sind, welche ihr Deutsch vergessen und das Französische noch nicht recht gelernt haben. Ihr drittes Wort ist „ebbäh! ebbäh!" was eh bien heißen soll. Wie ihr Französisch von Germanismen, so wimmelt ihr Deutsch von Gallicismen. Mein seliger Lehrer, der Professor Krebs in Weilburg, dem ich für mein ganzes Leben zu Dank verpflichtet bin für die Liebe zu den römischen und griechischen Klassikern, die er mir in das Herz gepflanzt, hat unter dem Titel „Anti-Barbarus-Latinus" ein gelehrtes Werk geschrieben, welches den Zweck hat, alle diejenigen Fehler aufzuführen, welche wir modernen „Barbaren" wenn wir lateinisch zu sprechen oder zu schreiben versuchen, gewöhnlich zu machen pflegen, — Fehler, um derentwillen sich Cicero im Grabe herumdrehen würde. Beständig hab' ich an dieses gelehrte Opus gedacht, wenn ich „gebildete Straßburger" reden hörte. Ihr Deutsch ist der lebendige „Antibarbarus Germanus", ihr Französisch der lebendige „Antibarbarus Gallicus," beides Muster, wie man nicht sprechen soll. Es ist die höchste Zeit, daß diese armen Leute aus ihrer zweizüngigen Bastardstellung erlöst werden, und über die westliche Pforte des deutschen Reiches wollen wir den schönen Vers setzen:

„Sincero sit porta patens, sit clausa bilingui!“

Glücklicher Weise wissen die Straßburger, daß ihr Deutsch schlecht ist; und deshalb ziehen sie es vor, mit Norddeutschen, die ein richtiges schriftmäßiges Deutsch reden, Französisch zu sprechen. Entweder halten sie nämlich irrthümlicher Weise ihr Französisch für gut, oder die Norddeutschen für so schlecht unterrichtet, daß sie nicht merken, wie schlecht es ist. Gute deutsche Volksschulen, eine gute deutsche Hochschule, das sind die kräftigsten Mittel das Elsaß, das immer noch deutsch ist, ohne es zu wissen, moralisch zurückzuerobern.

Ach die guten Straßburger! Als die beiden belgischen Liebesonkels, deren wahrheitsgetreuen Bericht ich oben im Auszuge wiedergegeben habe, zu ihnen kamen, da gedachten sie sich einmal recht als Vollblutfranzosen aufzuspielen, natürlich aus „Vornehmigkeitsbedürfniß“ wie man dort sagt. Denn die guten Leute wissen noch nicht, daß heut' zu Tage die Worte: „Ich bin ein deutscher Reichsbürger!“ auf dem ganzen Erdenrund sich desselben wuchtigen Klanges erfreuen, wie vor zweitausend Jahren der „civis Romanus“. Nun ich denke, sie werden 's noch lernen, wie „vornehm“ wir Deutsche sind.

Aber kann man sich in der ganzen Welt etwas Komischeres denken, als deutsche Vlaminger und deutsche Alemannen als Fransquillons maskirt, Französisch mit einander wälschend, in der Absicht sich wechselseitig zu täuschen und sich als gallisches Vollblut zu geriren? Und kann man mir es übel nehmen, wenn mir darüber die weiland Berliner und Frankfurter Fransquillons von Anno Dazumal in Baden-Baden wieder einfallen?

Die Vlaminger jedoch waren klug. Sie ließen sich durch die Alemannen so wenig täuschen, wie damals die Berliner durch die Frankfurter.

Sie nahmen ein genaues Visum Repertum auf und schickten es nach Gent, in das Land der Vlaminger, mit dem treffenden Motto: „Tout comme chez nous!"

---

V.

## Die Stimmung im Elsaß.

Wenn man aus Frankreich nach Deutschland zurückkehrt, wird man auf Schritt und Tritt nach der „Stimmung" im Elsaß gefragt. Man möchte diese Frage recht gründlich und erschöpfend und doch, wie es im „Jüngsten Reichsabschied" heißt, auch „kurz, nervose und deutlich" beantworten. Allein man kanns nicht. Es ist mit „Stimmungen" ein ganz eigenes Ding. Sie sind zu wechselnd, zu unklar, zu unfaßbar, um photographirt werden zu können. Rein subjectiv ihrer Natur nach, wecken sie wieder subjective Sym- und Antipathieen in dem Beobachter; und wenn der letztere auch die größte Gewissenhaftigkeit, Muße und Sorgfalt anwendet, um dieselben zu fixiren, so weiß man doch nie recht, wo die Objectivität aufhört, und wo die Subjectivität anfängt.

Ich hatte mir eine Menge Notizen zu einem sogenannten „Stimmungsbericht" gemacht. Aber ich habe sie alle in's Feuer geworfen, als ich in der Straßburger Zeitung einen Aufsatz fand, welcher alles Das, was ich sagen wollte, weit besser, gründlicher und sachkundiger auseinandersetzt.

Ich werde daher, bevor ich selbst das Wort ergreife, diese Abhandlung reproduziren. Sie lautet, wie folgt:

— „Ueber die „„Stimmung im Elsaß"" wird jetzt viel hin und her geschrieben, und am allermeisten wollen hierüber die sogenannten „neutralen" Blätter unterrichtet sein. In diesen nun kann man täglich lesen, daß die Elsasser, wenn man sie

über ihre Wünsche befragte, wie ein Mann für Verbleiben bei Frankreich stimmen würden. Geht man aber dieser nachgerade trivial gewordenen Behauptung auf den Grund, so stellt sich heraus, daß sie auf einseitiger Bekanntschaft mit den tonangebenden Elementen in den elsassischen Städten und totaler Unkenntniß der Landbevölkerung beruht. Wer Elsaß anders als aus flüchtigen Café-Konversationen in den Städten kennt, und auch auf dem Lande gründlich sich umgesehen hat, der weiß zwar, daß ein Plebiszit in den Städten und deren unmittelbarer Umgebung allerdings zu Gunsten Frankreichs ausfiele, obgleich auch da die intelligentere Minorität einem selbständigen Elsaß den Vorzug gäbe, ebenso gewiß weiß er aber, daß auf dem Lande die Dinge ganz anders sich gestalten würden, vorausgesetzt, daß sich die Abstimmung frei von allen klerikalen und sonstigen Einflüssen und Intriguen vollziehen könnte. Denn wie sehr auch die höheren Stände in den Städten sich in den letzten Decennien französirt haben mögen, das Landvolk ist in Sprache, Lied, Sitte, Kleidung, Bauart (und dies alles zusammengenommen ist doch wohl die Nationalität, oder wir verzichten darauf jemals besprechen zu können, was Nationalität eigentlich sei) durch und durch deutsch, respective alemannisch geblieben. Ja, dem Unbefangenen, muß Elsaß überall deutscher erscheinen, als manche Provinz Deutschlands, und wir behaupten kühn, daß in keinem Theile des ehemaligen „Reichs" das altgermanische Element so rein und unverwischt sich erhalten hat, wie gerade zwischen dem Rhein und den Vogesen. Es giebt Manche, die dies zugeben, nichtsdestoweniger aber behaupten, das elsassische Landvolk sei trotz alledem entschieden französisch. Wer sind nun aber diese Leute, die sich im In- und Auslande als die echten Organe elsassischer Gesinnung herumtreiben und die öffentliche Meinung in Europa über den wahren Sachverhalt irrezuleiten bemüht sind? Entweder Nationalfranzosen, die

ein Paar Jahre in einer elsassischen Stadt als Beamte sich aufgehalten und nun im neutralen Auslande als Alsaciens aufzutreten belieben, oder solche, die zwanzig und dreißig Jahre im Elsaß gelebt und in der langen Zeit kein einziges Wörtchen vielleicht mit einem elsassischen Bauern geredet, dessen Sprache ihnen als eine Art Chinois erscheint, oder französirte Mühlhäuser, Colmarer, Straßburger, die in St. Cloud, Meudon, Versailles weit mehr zu Hause sind als in Obermorschweiler, Müttersholz, Süffelweyersheim und wie die „französischen" Dörfer alle heißen. Wir aber kennen unser elsassisches Volk aus unmittelbarem Verkehr mit ihm, und urtheilen nach langjähriger, durch keinerlei Parteiinteresse irregeleiteter Erfahrung. Nicht zehn, nicht hundert, nein unzählige Male haben wir sie klagen hören, die wackeren Landsleute, über Dieses und Jenes, was ihrem deutschen Wesen gründlich zuwider, vor allem aber über die „wälschen" Herren Beamten, die sich bei ihnen einnisten, ohne auch nur ein sterbliches Wörtchen „Ditsch" zu verstehen. Freilich nicht unmittelbar und ohne Weiteres kommt es zu solchen Aeußerungen, die für gebildete und zugleich unparteiische Beobachter mehr besagen, als alle durch die Herren Maires und Sous-Prefects veranstalteten offiziellen Kundgebungen französischer Gesinnung. Wie der Landbewohner überhaupt und wie alle diejenigen, die lange Jahre hindurch geknechtet und verachtet gewesen, so ist auch der elsassische Bauer argwöhnisch, zurückhaltend und wortkarg; hat man aber einmal durch Ablegen des städtischen Kothurns und leichten ungezwungenen Gebrauch der Muttersprache sein Zutrauen gewonnen, so tritt alsbald die durch politischen Zwang gekränkte Natur in ihrer köstlichen Naivetät hervor. Sprechender noch, als alle unsere früheren Beobachtungen sind die Thatsachen, deren Zeugen wir in der allerletzten Zeit gewesen und noch sind. Von den vielen Landbewohnern, mit denen wir in den letzten Mona-

ten und Wochen verkehrt, hat sich nicht einer in Schmähungen über die „Preußen" ergangen, alle hingegen belobten ihr Benehmen, zumeist mit der Bemerkung, daß die Franzosen „drüben" wohl unsanfter aufgetreten wären; mehrere erzählten von „herzlichsten Abschieden", wobei es auf beiden Seiten zu den „freundschaftlichsten" Gesinnungsäußerungen kam und von Seiten unserer Bauern die Besorgniß laut wurde, die braven Deutschen möchten wohl „in Frankreich drinnen" bei den „Wälschen" schlimmer daran sein als bei den Elsassern; viele fragten uns naiv, ob es denn am Ende nicht vielleicht besser wäre, daß es so bliebe, da wir doch jetzt Ruhe und Ordnung und von französischem Revolutionsschwindel nichts mehr zu befürchten hätten. Ja, einer fragte noch naiver, ob jetzt die Gefahr einer siegreichen Rückkehr der Franzosen in's Elsaß als beseitigt betrachtet werden könne. Kurzum, Alle zeigten sich befriedigt, und wenn auch auf manchem Gesichte etwas Unruhe und Mißbehagen bemerkbar, so hat dies, genau besehen, seinen Grund gerade im Gedanken einer eventuellen Störung der neuen Verhältnisse. Fragt man die Leute, warum denn so viele von ihren Söhnen nach Frankreich gehen, um dort gegen die Deutschen zu kämpfen, so ist die stehende Antwort: „Unser Herr Pfarrer hat sie dazu aufgefordert, uns thut es leid genug." Uebrigens ist die Stimmung des elsassischen Landvolks nicht eine blos passiv ergebene, vielmehr macht es keinen Hehl aus seiner Freude an den deutschen Beamten und Offizieren „virnähmi Härre, die aber mit unser einem ganz gut ditsch reden", und giebt derselben bisweilen den beredtesten Ausdruck. Die bisherigen französischen Präfekten und höheren Beamten waren ihm, schon der Sprachverschiedenheit wegen, unnahbare Größen; die Bismarck, v. d. Heydt, Luxburg, obgleich Grafen und Freiherren, sind dennoch sein Fleisch und Blut, das fühlt der Landschulz gleich heraus und wird ihm dabei ganz wohl und heim-

lich zu Muthe. Die elsassischen Landleute waren bis jetzt, wie gesagt, von den Städtern überhaupt sowohl als von den nationalfranzösischen Bauern als profanum vulgus und Dummköpfe behandelt, die sich noch nicht auf die Höhe der langue nationale emporzuschwingen vermocht; als ein anständiger Mensch galt nur der französisch Parlirende oder doch wenigstens derjenige, welcher auch ohne genauere Kenntniß des Französischen, auf's Deutschreden verzichtete; jetzt ist die Landessprache wieder die herrschende, die der Stadtjunker die besiegte. Zeitungen, amtliche Mittheilungen, Beamte, ja der Herr Präfekt in höchsteigener Person, alles redet jetzt wieder mit dem Landmann in seiner Sprache. Wie sollte ihm diese unerhörte Ehre nicht zur Genugthuung gereichen? Er fühlt nunmehr, daß er wiederum etwas ist und gilt, und dieses wieder erwachte Bewußtsein nationaler Selbständigkeit beglückt ihn unendlich mehr, als alle sogenannten politischen Freiheiten, die ihm bisher von Paris gespendet wurden.

Wir begegnen hier einem zweiten Einwande. Gesetzt auch, wird behauptet, die Gesinnungen des Landvolkes seien keine antideutschen, wie sollten dieselben maßgebend sein zur Beurtheilung der Stimmung im Elsaß, da doch die Städte hier wie überall der intelligentere Theil der Bevölkerung, diese aber entschieden französisch sind? Wir antworten: für's Erste: mag auch in vielen Dingen dem Urtheile der Städte der Vorrang gebühren, so gilt dies doch ganz und gar nicht in Sachen der Nationalität, die sich überall bei dem Dorfbewohner echter und wahrer erhält, als im kosmopolitischen Treiben der Städte; zum anderen: wenn auch Letztere im Allgemeinen auf einer höheren Stufe der Intelligenz und Bildung stehen, so läßt sich doch nicht leugnen, daß unter Umständen gerade dort auch Vorurtheil, Irrthum und Unnatur kulminiren. In den größeren Städten des Elsasses ist dies leider entschieden der Fall. Ist doch die

dort herrschende Unwissenheit sowohl bezüglich der deutschen Geschichte überhaupt als auch in Sachen der elsassischen Lokalgeschichte eine wahrhaft kolossale. Unter den 80,000 Bewohnern der elsassischen Hauptstadt dürften mindestens 50,000 keine Ahnung davon haben, daß dieselbe jemals zu Deutschland gehört, und unter den übrigen 30,000 giebt es vielleicht kaum einige Hundert, die Straßburgs Vergangenheit genauer kennen.

In unseren oberrheinischen Städten sieht es aber womöglich noch trauriger aus. Natürlich durfte in den französischen Lyceen und Collèges des Elsasses von elsassischer Geschichte keine Rede sein; allein auch in Anstalten, die sich freier bewegen und an die offiziellen Lehrprogramme weniger gebunden sind, wurde dieselbe grundsätzlich todtgeschwiegen.

„L'Alsace fit retour à la France en 1648": auf diesen, französischen Compendien entlehnten Satz beschränkte sich der bisherige Lokalgeschichtsunterricht und mußte durch denselben der Wahn entstehen, als ob unsere Provinz durch den „grand roi" geradezu befreit und ihrem wahren Vaterlande zurückgegeben worden wäre. Von einer uralten freien deutschen Reichsstadt Straßburg, die nicht etwa nur bis 1681, sondern bis 1790 ihre bewunderungswürdige Verfassung behielt, von den höchst interessanten Straßburger Chroniken, welche erst kürzlich — und zwar durch deutschen Fleiß — an das Licht gestellt wurden, von einem freien mit der Schweiz verbündeten Mühlhausen, das erst 1798, sage 1798, französischer Uebermacht sich unterwerfen mußte; von den bitteren Thränen, die 1661 in Straßburg, 1798 in Mühlhausen über den Verlust seiner urdeutschen Nationalität geweint wurden; von den Vielen, die seither ihre Heimath nur deshalb verließen, weil ihnen das heillose Zwitterwesen daselbst unerträglich geworden war; von dem Allem weiß die elsassische Jugend so gut wie nichts, glaubt aber dagegen naiv an ihre echt gallische Abkunft und strömt in diesem durch systematische

Korruption des Unterrichts erzeugten Wahne dem Kriegsschauplatze zu, damit Elsaß auf ewig bleibe, was es von Ewigkeit her gewesen: französisch. Ohne diesen Wahn, der, wenn auch beispiellos, wirklich besteht, wären die französischen patriotischen Kundgebungen unserer Jugend geradezu unbegreiflich. Je weniger sie aber von deutscher Geschichte und Literatur weiß, um so reichlicher wurde sie mit histoire de France gespeist, wurde von Kindesbeinen an dazu dressirt, Franz I. und Ludwig XIII. als „nos rois," Ronsard und Malherbe als „les pères de notre littérature" zu bezeichnen, während sie von Otfried, Gottfried, Brandt, Geyler, Murner, Fischart, Wimpfling u. s. w. überhaupt nichts oder, im besten Falle in einem schüchternen, schmugglerhaft verschämten Cours de littérature étrangère(!) zu hören bekam. Dazu kommt noch die Geringschätzung und Verachtung alles Germanischen, die ihr von nationalfranzösischen, hier und da leider auch von elsassischen Lehrern gerade in den Jahren, wo man die mächtigsten auf's ganze Leben hin wirkenden Eindrücke erhält, eingeimpft wurde, das Verbot der Muttersprache als einer verächtlichen Bauernsprache, als eines elenden für den anständigen Menschen durchaus nicht passenden patois, der dringende Rath, auch zu Hause, selbst wenn die Alten in ihrem schlechten patois beharrten, nur französisch zu reden, den deutschredenden Eltern nur französisch zu antworten und ihnen so die „langue nationale" aufzuzwingen, ein Rath der von manchem herschsüchtigen „petit maitre" nur allzu pünktlich befolgt wurde. Und so ist es Frankreich gelungen, einen beträchtlichen Theil der jüngeren Mühlhauser, Colmarer und Straßburger wirklich zu französiren. Was Wunder, daß diese Leute jetzt an Patriotismus mit dem Nationalfranzosen wetteifern, und nicht nur keine Vorliebe, sondern geradezu Antipathie gegen Deutschland empfinden. Es ist dies die natürliche Folge der besagten Dressur. Das Merkwürdigste dabei ist, daß manche

unter ihnen nicht bloß gegen den Anschluß an Deutschland protestiren, sondern sogar vom Gasparin'schen Vorschlag eines neutralisirten selbständigen Elsasses nichts wissen wollen. Man ist so sehr gewöhnt, von Paris aus regiert zu sein, so gründlich überzeugt, daß alles Heil nur von dort kommen kann, daß die Idee der Unabhängigkeit Manchem geradezu unerträglich geworden ist. Zwar schwärmt man für politische Freiheit, man opponirt auf's Gewissenhafteste gegen jedwede französische Regierung, heiße sie Louis-Philipp oder Louis Napoleon; man ist stolz darauf, zu den freisinnigsten Städten des Landes zu gehören; daß aber die Landessprache aus Schule und Gerichtshof verbannt, daß elsassische Geschichte und elsassische Literatur als „histoire et littérature étrangères" verpönt, daß zwischen Stadt und Land, Vornehmen und Volk, eine sprachliche Kluft sich befestigt, die jedweden lebendigen Wechselverkehr zwischen den Ständen aufhebt und eine Spracharistokratie begründet, die alle Volksbildung unmöglich macht: dies alles findet man natürlich, erfreulich, ja sogar liberal!

Mit einem Worte, es ist dem größern Theile der Städtebewohner (gottlob nicht allen!) das Verständniß der wahren Bedürfnisse der Provinz in Sachen der Nationalität abhanden gekommen, und deswegen muß, wofern es sich um elsassische Tendenzen, Gesinnungen, Stimmungen u. s. w. handelt, vor allem auf unsere wackere, rein alemannisch gebliebene Bevölkerung Rücksicht genommen werden.

Aber auch in den Städten wird die Stimmung eine andere werden und zwar einfach dadurch, daß man die elsassische Jugend mit der Geschichte ihres Landes, von der sie absolut nichts weiß, wieder bekannt macht. Auf den ersten Unterricht und die in der Schule erhaltenen Eindrücke und Geistesrichtungen kommt ja alles an, dies weiß jeder aus eigener Erfahrung. Wissen aber einmal die Kinder des Elsasses, was ihre Väter gewesen

und weß Standes sie sind, hören sie davon, daß Elsaß von Alters her deutsch und die Wiege deutscher Literatur gewesen, fallen somit die Schuppen, die sie annoch blenden, von ihren Augen, oh sie werden, zu Männern gereift, ganz anders urtheilen, als das jetzige Geschlecht, und gegen die zur zweiten Natur gewordene Dressur wird die Natur, die ewig wahre, ihre Rechte siegreich behaupten. Denn es kann wohl geschehen, daß ein Volk seine Geschichte ignorirt und aus Unwissenheit mit einem anderen sich verwechselt und vermengt, daß es aber dieses Sichselbstaufgeben mit vollem Bewußtsein vollziehen, die ihm dargebotene Unabhängigkeit und Nationalität wider besseres Wissen und Gewissen abweisen könnte, ist rein undenkbar. Naturam furca expellas, tamen usque recurrit."

— Ich habe dem nur wenig hinzuzufügen. Man muß im Elsaß unterscheiden zwischen Stadt und Land, zwischen vorübergehender und bleibender, zwischen politischer und nationaler Stimmung. Die städtische, die vorübergehende, die politische Stimmung ist noch vielfach französisch; die ländliche, die bleibende, die nationale Stimmung ist deutsch; — deutsch, möcht' ich sagen wider Wissen und Willen auch Derer, die sich äußerlich französisch geriren. Die allerentschiedenste Abneigung des deutschen Bauern im Elsaß wider die „Wälschen" ist eine ganz unzweifelhafte und durchgehende „berechtigte" Eigenthümlichkeit. Sie spricht sich sofort aus, auch bei uns, sobald der Bauer nur das geringste Vertrauen gefaßt hat. Und dies faßt er, sobald man unbefangen und mittheilsam ist. Denn er ist sehr neugierig und wünscht vor Allem, zu hören, wie es denn „drüben", oder in „Preußen", aussieht, von welchem Lande ihm die „Wälschen" die größten Fabeln erzählt haben; wie, z. B. daß dort noch Leibeigenschaft, jus primae noctis und andere Amœnitates für den Bauernstand herrschten. Hört er dann die Wahrheit, so ist er sichtlich beruhigt. Namentlich freut es ihn sehr, daß man in

Preußen weniger Grundsteuer, Erbschaftssteuer und Enregistrement zahlt. Auch hört er mit Vergnügen, daß er in Zukunft den Tabaksbau frei hat „wie die drüben in der Pfalz". Er weiß, daß damit ein schönes Stück Geld verdient wird und freut sich darauf, „Deckblatt nach Amerika zu verkaufen"; auch begreift er jetzt schon, daß der deutsche Tabak besser und billiger ist, als der der französischen Tabak-Regie; und das ist wichtig für den elsasser Bauer, welcher stets, wenn er nicht gerade ißt oder arbeitet, die qualmende Pfeife im Mund hat. Vor der allgemeinen Wehrpflicht scheint sich der elsasser Bauer nicht zu fürchten. Im Gegentheil, ich hörte von ihm öfters die Aeußerung, es sei doch schön und ganz in der Ordnung, daß, was das Soldatenwesen anlange, in Preußen alle Stände gleicher Maßen „daran glauben müßten." Auch sagte mir ein alter Landmann, den Bauern könnte es in Preußen unmöglich schlecht gehen, denn die Bauernjungen in der Armee seien alle schmucke Buben mit frischen Gesichtern und stünden stramm in der Haut und auf Kreuz und Knochen. Man kann daher sofort mit der Einführung der allgemeinen Wehrpflicht vorgehen. Sie empfiehlt sich als das beste Assimilirungs- und Binde-Mittel. Häufig dagegen bin ich bei diesen Leuten auf Zweifel darüber gestoßen, ob das Elsaß denn wohl in Deutschland für seine landwirthschaftlichen Produkte, namentlich aber für das Schlachtvieh, einen eben so guten Markt finden werde, wie bisher in Frankreich, von dem es doch jetzt abgeschnitten würde. Diese Besorgnisse waren leicht zu widerlegen; denn wir selbst haben ja bisher schon eine Menge Vieh und Fleisch nach Frankreich importirt; und die Tage der Grenzzölle auf elementare Lebensmittel sind überhaupt gezählt, auch wenn sonst Frankreich protectionistische Rückfälle erleidet.

Es sind überhaupt nicht nationale, sondern vorwiegend wirthschaftliche Gesichtspunkte, welche das Elsaß an Frankreich

gefesselt haben. Dazu kam die Unkenntniß der neuesten deutschen Entwickelung auf der Bahn der Einheit und Freiheit. Der Elsasser hat in seinem Kopfe noch das alte Deutschland, — ein Land, arm, elend und machtlos durch seine territoriale Zerrissenheit. Daneben erblickte er Frankreich, reich, groß, mächtig durch seine politische Einheit und wirthschaftliche Freiheit, welche letztere im Innern die Rennbahn frei macht und Jedem auf allen Gebieten die freie Wettbewerbung gestattet. Die Franzosen nennen das die „Gleichheit" und machen davon Anwendung auch auf solchen Gebieten, wo dieselbe von zweifelhaftem Werth ist. Wir Deutsche müssen hier unterscheiden. Ich will, um mit einem Schlage Licht in die Sache zu bringen, ein Beispiel anführen.

Berthold Auerbach erzählt uns eine elsasser „Erinnerung" aus dem Jahre 1860, von der er behauptet, daß „sie wohl nützlich sein könne", in folgender Weise:

— „Noch heute sind bei Zabern (dem Schiller'schen Saverne) viele Eisenhämmer. In einen solchen kamen eines Tags zwei aus dem italienischen Feldzuge (1859) zurückgekehrte französische Offiziere. Der Jubel war groß und das „Vive l'empereur!" tönte übermächtig laut. „Deß sin unsere Kamerade gsi (gewesen) un jetz' sind's Offiziere!" riefen die Hammerschmiede uns Fremden zu. Napoleon hat die Freiheit bis auf die letzte Spur ausgetilgt, aber die Gleichheit, die Gleichberechtigung zu allen Ehrenstellen, hat er nicht angetastet; und diese ist dem Volke als solchem bedeutsamer!" —

Dazu bemerke ich: Auch in der deutschen Armee kann Jeder Offizier werden, vorausgesetzt daß er das Nöthige gelernt hat, daß er die erforderliche sittliche und geistige Befähigung besitzt. Wenn man in Frankreich nicht unterscheidet, ob Einer etwas gelernt hat oder nicht, wenn man selbst Leute, die nicht lesen und schreiben können, Offiziere werden und wenigstens bis zum Hauptmann avanciren läßt, so ist das vielleicht auf dem Eisen-

hammer von Saverne recht schön, aber für die Armee taugt es gar nichts. Das hat die Erfahrung des letzten Kriegs gelehrt. Kümmerten sich ja doch im Unglück diese französischen Offiziere nicht einmal mehr um die Soldaten, aus deren Mitte sie selbst hervorgegangen waren. Man ernennt doch die Leute zu Offizieren, damit sie das Volk zur Wehrkraft erziehen und der letzteren ihre Erfolge sichern, nicht aber um ihnen ein Vergnügen zu machen, oder um auf irgend einem Eisenhammer irgend eine populäre Scene spielen zu lassen. Das ist also nicht die Gleichheit, die ich meine. Unsere wahre und ächte deutsche Gleichheit in Militärsachen, — das ist die allgemeine Wehrpflicht. Sie fehlt den Franzosen.

Die Gleichmacherei, welche die natürlichen Voraussetzungen ignorirt oder leugnet, das ist die falsche Gleichheit, — jene Gleichheit, welche nur in der Despotie möglich ist, wo Einer alle Rechte in sich absorbirt und daher alle Uebrigen gleich sind, weil sie Alle gleich viel und gleich wenig Rechte haben. Das heißt: gar keine. Diese Gleichheit ist das absolute und diametrale Gegentheil der politischen Freiheit. Kommunismus und Alles, was dem ähnlich sieht, ist nur unter der Dictatur möglich. Wo wirkliche Freiheit besteht, findet sich jene Art von Gleichheit nicht. Beweis: England. So viel zur Abwehr irriger Vorstellungen.

Kehren wir nun zurück zu jener Parallele zwischen Deutschland, dem Deutschland von Ehedem, und Frankreich, wie sie sich im Laufe der Jahre im Kopfe des Elsassers der Art eingenistet hat, so gebe ich zu, daß es Deutschland einige Anstrengung, Zeit und Arbeit kosten wird, sie durch ein richtigeres Bild zu ersetzen. Von Preußen weiß, wie bereits gesagt, der Elsasser wenig. Was er kennt, wonach er sich seine Vorstellungen macht, das ist der ehemalige Zustand der Kleinstaaterei in Süd- und Westdeutschland. Sie sehen, wie sich dort Alles um die kleinen

Höfe gruppirte und wie dadurch die produktive Kraft der Nation theils lahm gelegt, theils in falsche Bahnen gelenkt wurde; wie die Eisenbahnen ihre natürlichen Linien verließen und die jeweilige Residenz aufsuchten, welch' letztere zu einem Knotenpunkte wurde, während alle Voraussetzungen für ein solches örtliches Centrum wirthschaftlicher Thätigkeit fehlen; wie an einer Stelle, wo der Natur der Dinge nach, eine kräftige Industrie hätte floriren können, sich ein Haufen von Hof-Schneidern, Hof-Sattlern und Hof-Huf-Schmieden u. s. w. herumtrieb, welche nicht auf eigene Kraft und wirthschaftliche Selbständigkeit, sondern auf Gunst, Gnade und Verbrauch eines kleinen Hofs angewiesen waren; wie überhaupt die Zerstückelung in Deutschland überall dem Verkehr, der freien Circulation, sowohl der Arbeit als ihrer Producte Schwierigkeiten und Hindernisse entgegenthürmte, deren Ueberwindung selbst der größten Intelligenz, Arbeitslust und Sparsamkeit unmöglich war, und von welchen man in Frankreich schon lange nichts mehr wußte. In Frankreich war ja in wirthschaftlichen Dingen und im Innern längst Alles von jenen Fehlern befreit, namentlich auch, worauf der Bauer dort den höchsten Werth legt, das Grundeigenthum war aller Feudallasten entledigt und für frei veräußerbar und frei theilbar erklärt. Frankreich erfreute sich trefflicher Landstraßen und Brücken, eines sehr vollkommenen Eisenbahnnetzes und eines Canalsystems, zu welchem wir auch heute noch in Deutschland nicht einmal den entferntesten Anfang haben, obgleich die Voraussetzungen dazu vollständig vorliegen. Während man in Frankreich überall Dampftrajecte findet, fährt man noch heut zu Tage in einer der ersten Handelsstädte Deutschlands, in Bremen, wie vor dreihundert Jahren in einem Ruderboote über, das seiner alterthümlichen Beschaffenheit nach, aus der Zeit der Pfahlbauten herrühren könnte; die Elbe hat auf der ganzen Strecke von Magdeburg bis zur See nur eine einzige Brücke; die Weser

von Minden bis zum Meere nur vier. In der ganzen großen Ausdehnung der Hansestadt Bremen finden wir nur eine einzige Brücke für den Wagenverkehr. Zwischen Weser und Elbe existiren keine Eisenbahnverbindungen. Die welfische Regierung in Hannover pflegte ihre kleinstaatlichen Nachbarn zu chicaniren. Sie betrachtete jeden Schaden, den sie den angrenzenden Territorien zufügte, als Gewinn für sich selber. Vor solchem kleinlichen Neid und neidischer Kleinlichkeit wußte man im Innern von Frankreich schon lange nichts mehr.

Gestehen wir ohne Rückhalt, daß wir Deutsche in dergleichen Dingen hinter Frankreich noch zurück sind. Wir können heutzutage dieses Zugeständniß laut und öffentlich vor aller Welt machen; denn durch die Bundesverfassung von 1867 und die Reichsverfassung von 1870 sind wir in den Stand gesetzt, unser Versäumniß wieder gutzumachen. Zum großen Theil ist das schon geschehen seit 1867; und wir haben alle Hoffnung, Frankreich auch in wirthschaftlichen Dingen einzuholen und sogar zu überholen. Wir müssen in dieser Richtung alle Kräfte aufbieten, denn in diesem Fortschritt liegt zugleich das Mittel, unsere wieder gewonnene Provinz Elsaß immer mehr an uns zu fesseln. Wenn sie sieht, wie das geeinigte und freie Deutschland prosperirt, und wie das zerrüttete, überschuldete, von dem Hader der Parteien zerrissene Frankreich zurückgeht, so wird sie begreifen, daß es besser ist Deutsch, als Französisch zu sein.

Gewiß, die Eroberung von Elsaß und Deutsch-Lothringen, welche nöthig erschien aus nationalen und militärischen Gründen, wird uns für unsere innere politische Entwickelung vielleicht hin und wieder einmal eine Schwierigkeit oder eine Verzögerung bereiten. Allein dafür gewährt sie uns auch wieder einen Sporn in dem Sinn, daß sie uns zwingt, die letzten Reste der wirthschaftlichen Unfreiheit, welche sich an das Uebermaß der Kleinstaaterei knüpfen, zu beseitigen, und namentlich die Obsorge für

alle dem großen Verkehr dienenden Verbindungen, namentlich für Eisenbahnen, Canäle, Landstraßen und Brücken, sowie für Einheit des Münzwesens durch Uebergang zur Goldwährung u. s. w., der Reichsgewalt zur energischesten Förderung zu übertragen. Nur dadurch gewinnen wir auch öconomisch wieder das Elsaß. Vor Allem müssen wir dem Rhein, der bisher in seinem oberen Laufe widernatürlich getheilt war, wieder den organischen Charakter eines bilateralen Körpers geben und Alles aufbieten, um den Verkehr zwischen beiden Ufern so lebendig zu machen wie möglich. Die natürlichen Verhältnisse werden uns dabei zu Hülfe kommen. Denn hier sowohl, wie überhaupt am ganzen obern und mittlern Rhein sitzt von Alters her der nämliche deutsche Volksstamm, am obern der alemannische und am mittleren der fränkische. Wenn dieser hochbegabte Stamm auf dem linken Rheinufer geistig und sittlich etwas zurückgeblieben, so liegt das in seiner politischen Abtrennung von dem großen nationalen Körper. Unsere beiden großen Erziehungs- und Bildungsmittel, die Volksschule und das Heer, die allgemeine Wehrpflicht und der allgemeine Schulzwang, werden diese Differenz schnell ausgleichen.

Was jetzt noch hetzt und schürt, das sind einzelne Gesellschaftsklassen, welche eine Beeinträchtigung ihrer persönlichen oder Standesinteressen befürchten. Ich habe von dem Klerus schon gesprochen. Weiter zu erwähnen sind Fabrikanten und Arbeiter, Beamten und Lehrer, Advocaten und Notare. Ich beschuldige Niemanden, nicht Alle, noch weniger Einzelne. Ich schildere nur Stimmungen. Die Fabrikanten fürchten die Concurrenz der deutschen Industrie, welche billiger produzirt, und gegen die sie bisher durch hohe Zölle geschützt waren. Unter dem Handels-Minister Louvet hat zu Anfang 1870 eine Enquête über die Lage der Baumwollindustrie im Elsaß stattgefunden. Man kam zu dem Resultat, daß die Schutzzölle noch nicht hoch genung seien,

denn die Abgaben, namentlich die indirekten Steuern, welche vorzugsweise den gemeinen Mann drückten, seien in Frankreich weit höher, als in den concurrirenden Nachbarländern; man berechnete damals für eine gewöhnliche Arbeiter-Familie, ohne Besitz, die jährliche Gesammtsumme an Steuern auf 240 Francs. Mir fehlen im Augenblicke die Mittel, um zu constatiren, ob das richtig ist. Allein wäre Dem auch so, so würde diese Ueberbürdung aufhören mit dem Augenblicke, wo im Elsaß an die Stelle des französischen das deutsche Steuer-System tritt. Die Arbeiter, zum größten Theil Nationalfranzosen und Anhänger der internationalen Liga, behaupten, ihr Lohn sei höher, als der in derselben Branche in Deutschland. Das kann sein. Wenn aber die Berechnung der Steuern, welche die Enquête-Commission aufstellt, richtig ist, so wird man sich überzeugen, daß der Vorzug ein imaginärer ist, und daß die Höhe der Steuerlast das Sürplus des Lohnes absorbirt, und noch mehr dazu. Endlich wollen die Arbeiter deshalb französisch bleiben, weil in Frankreich der Sozialismus eine Macht sei, und in Deutschland nicht, oder wenigstens noch nicht. Nun, die Zukunft wird lehren, wo die Production und die Arbeit, und folglich auch der Lohn, besser gedeiht, ob in einem Lande, wo man Milliarden zum Fenster hinauswirft und das Kapital, welches die Arbeit unterstützt, zerstört und zum Land hinaus jagt, oder in einem Lande, wo man durch Sparsamkeit das Kapital wachsen macht und damit Fonds schafft, welche die Ausdehnung der Production und die Ueberwindung von Productions- und Absatzkrisen ermöglichen und den Arbeiter gegen plötzliche Entlassung und rapide Lohnschwankungen sichern; — ob in einem Lande, wo das Kapital und die Arbeit den Schutz der Gesetze genießen, oder in einem Lande, wo dies nicht der Fall und wo Jeder, statt zu arbeiten, nur verzehren, wo Jeder befehlen und tyrannisiren, aber Keiner gehorchen und sich einfügen will in ein wohl ge-

gliedertes Ganzes. Es ist ja vielleicht recht gut und dient zur weitern Erziehung des ganzen Menschengeschlechts, wenn solche diametral entgegengesetzte Versuche gleichzeitig in zwei neben einander gelegenen Ländern gemacht werden und Veranlassung zu einer vergleichenden Parallele bieten.

Die Fabrikanten, namentlich diejenigen, welche nicht bloß spinnen und weben, sondern auch drucken, fürchten nicht minder, von dem französischen Markt abgeschnitten zu werden, namentlich mit ihren feinen und theuern Arbeiten, welche bisher vorzugsweise nach Paris gingen. Sie fürchten, daß Frankreich seine Zölle erheblich erhöht, und daß dadurch, bei dem System des Werthzolles, vorzugsweise die Luxusartikel getroffen werden. Nun ist ja gegenwärtig in Frankreich Alles möglich, und insbesondere auch in protectionistischer Richtung, da ja der Großkophtha des Schutzzolles, Herr Thiers, an der Spitze des Landes steht. Indessen lehrt die Erfahrung, daß für den Absatz gerade von Luxusartikeln die Höhe des Eingangszolles ein ziemlich untergeordnetes Moment ist. Denn gerade bei ihnen kommt es auf etwas Mehr oder Weniger im Preise weniger an. Dann aber dürfte eine Vorschrift des Versailler Präliminarfriedens schon jetzt einige Beruhigung gewähren. Nach Artikel fünf soll nämlich in dem demnächstigen definitiven Friedensschlusse ein Zeitpunkt festgestellt werden, bis zu dessen Ablauf die Bewohner derjenigen Territorien, welche Frankreich an Deutschland wieder abtritt, „besondere Erleichterungen bezüglich der Circulation ihrer Erzeugnisse genießen sollen". Allerdings muß man zugeben, daß der Rede Sinn ein wenig dunkel ist. Aber die wahrscheinlichste Interpretation ist doch die, daß ein Interimistikum geschaffen werden soll, während dessen die Fabriken im Elsaß den bisherigen zollfreien Import nach Frankreich für ihre Erzeugnisse noch fortgenießen. Dies würde freilich entweder nur sehr kurze Zeit dauern und auf die im Beginn schon vorhandenen Waaren

beschränkt werden müssen, oder es würde voraussetzen, daß während dieses Interim die Zolllinie zwischen Elsaß und Lothringen auf der einen, und Deutschland auf der andern Seite, fortbestände, — was sehr viel gegen sich hat; auch ließe sich etwa durch Entrepots helfen, welche in Frankreich für Elsaß-Lothringen's Producte zu errichten wären. Besser wäre es, man verständigte sich im Großen und Ganzen mit Frankreich über eine Revision des angeblich durch den Krieg gelösten Handelsvertrages auf Grund der Ausgleichung und des reinen Gewichtzoll-Systems. Damit würden die streitigen Interessen in Harmonie gesetzt. Eine chinesische Mauer zwischen sich und Deutschland ziehen zu wollen, dazu ist doch wohl Frankreich nicht bornirt genug. Wäre es das aber wirklich, so würde es bald durch Schaden klug werden, und man würde sich dann beeilen, die Mauer wieder abzutragen. Jedenfalls müssen wir, wär' es auch mit Gewalt, uns die „Rechte der meistbegünstigten Nationen" erhalten.

Doch ich will der nächsten Zukunft nicht vorgreifen, sondern mich darauf beschränken, zu sagen: Was auch geschehen möge, man muß unter allen Umständen diese Fragen rasch lösen. Denn das Schlimmste ist immer die Ungewißheit. —

Sprechen wir von den Advocaten und Notaren. Ihre Stellen sind dort sehr einträglich, und sie haben dieselben gekauft, ganz in derselben Weise, wie man bei uns Apotheker-Privilegien kauft, oder auch „eine Barbierstube nebst Kundschaft" welch' letztern Ausdruck ich einmal in einer Mecklenburgischen Zeitung fand. Der Eine hat 30,000, der Andere 35,000, der Dritte 40,000 Francs für sein Amt bezahlt. Sie wissen sehr wohl, daß diese „berechtigte Eigenthümlichkeit" die Gunst der öffentlichen Meinung in Deutschland nicht für sich hat. Außerdem fürchten sie die deutsche Gerichtssprache; denn sie sind entweder Nationalfranzosen oder wenigstens Fransquillons. Wenn wir gerecht sein wollen, dürfen wir ihnen kaum verargen, daß

sie etwas beunruhigt sind. Das beste Mittel, sie zu beruhigen ist, daß man diese Frage möglichst rasch definitiv ordnet. Man gebe diesen Männern die Gewißheit, entweder daß sie ihre Stellen behalten, oder daß ihnen eine billige Entschädigung zu Theil wird. Fahren sie aber auch dann noch fort zu wühlen, dann lasse man sie die Strenge des Gesetzes fühlen. Milde allein thut es nicht. Auch Festigkeit allein nicht. Wohl aber Festigkeit mit Milde vereinigt.

Gegen Lehrer und Beamte ist man schon in der Weise vorgegangen, daß man Diejenigen, welche erklären, sie betrachteten sich vor wie nach als Beamte Frankreichs, sie weigerten sich Deutschland zu dienen, ja auch Gehalt von ihm zu nehmen, des Dienstes entlassen, und bei fortgesetztem Widerstande ausgewiesen hat. Darüber, als über eine Art unerhörter Grausamkeit, haben zart besaitete sentimentale Seelen bereits verschiedene Schmerzensschreie ausgestoßen. „Unter den Ausgewiesenen sind sogar Deutsche!“ Ei, um so schlimmer, wenn Deutsche ihre Abstammung verleugnen und sich fälschlich für Franzosen ausgeben. Sie am Allerwenigsten haben das Recht, auf deutschem Boden wider Kaiser und Reich zu rebelliren. Ich wünschte jenen Tadlern von Herzen, sie möchten auch einmal selbst Gelegenheit haben, an Ort und Stelle die unausstehliche Hochnasigkeit kennen zu lernen, mit welcher jene Fransquillons auf deutsche Männer und deutsches Wesen herabsehen. Sie würden sich dann bald überzeugen, daß es nöthig ist, kurzen Prozeß mit ihnen zu machen. Jeder Act der Milde wird von ihnen mißverstanden. Sie halten Milde für Schwäche, Nachsicht für Feigheit und Gutmüthigkeit für Dummheit der bêtes allemandes. Kurz sie sind Alle ernstlich krank an der monomanie des grandeurs; und es bedarf energischer Heilmittel. Indem wir ihnen diese reichen, können wir mit Lessings Nathan zu ihnen sprechen: „Es ist Arznei, nicht Gift, was ich Dir reiche.“

Ein wichtiges und auch keineswegs absolut feindseliges Kultur-Element im Elsaß sind endlich die Juden. Sie erfreuen sich dort vollkommener politischer, rechtlicher, bürgerlicher und wirthschaftlicher Gleichstellung, und sind nicht ohne Besorgniß, daß unter deutscher Herrschaft sich diese ihre Stellung verschlechtere. Man kann ihnen Das nicht übel nehmen, so lange im Berliner Herrenhause noch Reden gehalten werden, wie die des Herrn von Senft-Pilsach über das zwangsweise Taufen von Judenkindern und die des Grafen Brühl über „Juden, Krämer und Postschreiber". Glücklicher Weise können wir ihnen die Gewißheit geben, daß dem deutschen Reichstage solche Velleitäten fremd sind, und daß schon am 2. Juli 1869 ein Reichsgesetz ergangen ist, welches die Gleichberechtigung aller Konfessionen in bürgerlicher und staatsbürgerlicher Beziehung garantirt, so daß in der That die eigenthümliche Weltanschauung jener Herrenhausmitglieder im deutschen Reiche eine legale Berechtigung nicht mehr besitzt. Um dies klar zu machen, sollte man dort ein Paar befähigte Juden im Reichsdienste anstellen. Auch die Civilehe werden wir im Elsaß nicht abschaffen, sondern vielmehr in denjenigen deutschen Ländern, wo sie gesetzlich noch nicht existirt, einführen. Denn das Konnubium ist, wie uns die Geschichte der Klassenkämpfe im alten Rom lehrt, ein unentbehrlicher und integrirender Bestandtheil des Emanzipationswerks.

Für alle dortigen Einwohner, welche sich mit Kaiser und Reich absolut nicht versöhnen können, bleibt immer noch ein Ausweg übrig, nämlich die Auswanderung. Wir werden uns hüten, derselben die geringste Schwierigkeit in den Weg zu legen. Es fehlt uns ja nicht an Stoff, die Lücken, welche etwa entstehen sollten, wieder auszufüllen. Haben wir doch die deutschen Geschäftsleute, welche bisher in Frankreich ansässig waren und von dort nicht nur zur Zeit des Krieges und der größten Aufregung, sondern auch heute noch vertrieben werden,

— heute noch lediglich aus Bornirtheit oder aus Fanatismus oder aus elendem Brot- und Konkurrenz-Neid vertrieben werden!

Ich glaube aber, die Auswanderung nach Frankreich wird, wenigstens bei der deutschen Bevölkerung nicht allzu stark werden.

Denn wir können den Deutschen in den von Frankreich zurückeroberten Provinzen Manches bieten, was Frankreich ihnen nicht geboten hat und in Zukunft noch viel weniger, als bisher, zu bieten im Stande sein würde.

Nämlich erstens Ruhe und Ordnung. Zweitens Freiheit, Selbstverwaltung und finanzielle Entbürdung. Alles Dinge, welche in Frankreich absolut unmöglich sind, weil dort, wie gesagt, Jeder vom Staat empfangen, aber Keiner etwas leisten oder bezahlen möchte, und man überhaupt nur von Rechten, aber nie von Pflichten dem gemeinen Wesen gegenüber hört.

Wenn ein Monsieur Flourens in irgend einem Pariser „Orpheum" eine Gesellschaft von Bummlern, die nicht weniger närrisch sind, als er, um sich versammelt hat und völlig unmotivirter Weise ein Pistol wider den, durch Nichts hierzu Anlaß gebenden Plafond abfeuerte mit der Erklärung: „Ich versetze mich hierdurch in den Zustand der Insurrection", so kann er mit Recht sagen: „Ganz Frankreich sieht auf mich."

Allerdings, — das kann ich nicht leugnen, — besitzen auch wir in Deutschland ähnliche Käuze. Sie haben sich nach französischem Muster gebildet. Allein zum Glück muß man, anstatt: „Ganz Deutschland sieht auf sie," sagen: Ganz Deutschland lacht über sie.

Deutschland ist für eine geraume Zeit sowohl vor Staatsstreichen und Bürgerkriegen, als auch vor Putschen und Revolutionen bewahrt. Nachdem auch der Süden beigetreten ist und

damit den „Norddeutschen Bund" zum „Deutschen Reiche" erweitert hat, ist die letzte offene Stelle, welche bisher dem Angriff oder dem Zwiespalt im Innern Raum bot, geschlossen. Der Felsen, auf welchen das Deutsche Reich errichtet ist, spottet der Anstrengungen aller seiner äußern und innern Feinde. Vielleicht ist es — und warum sollte es nicht? — den letztern auch in „Zukunft" vergönnt, diesen Felsen ganz unten und so weit sie reichen können — aber hoch hinauf reichen können sie bekanntlich nicht — ein wenig zu beschmieren, allein erschüttern können sie ihn nicht. Und deshalb können wir ihrem Treiben in aller Ruhe entgegen sehen. Ebenso sicher sind wir vor auswärtigen Kriegen. Schwerlich wird Jemand so bald das Gelüste verspüren, sich in einem Angriffskrieg mit uns zu messen, und wir selber sind vermöge unseres Nationalcharakters und unserer eigenthümlichen Wehrverfassung ein friedliches Volk, unsere Stärke beruht auf der Defensive. Das erkennen auch fremde Nationen an. In England sagte noch kürzlich der Solicitor-General Coleridge: „Ich vertraue der Geschichte und dem Charakter des deutschen Volkes; und deshalb glaube ich, die Welt wird in Zukunft Ruhe haben, und ihr Herz unendlich leichter fühlen, seitdem nunmehr an der Spitze des Continents Deutschland, statt Frankreich steht, — d. h. eine große, tapfere und entschlossene, aber durchaus friedlich gesinnte Nation, anstatt einer Nation, die zwar auch groß, tapfer und entschlossen, aber ewig unruhig, kriegs- und angriffslustig ist."

Das Elsaß wird also mit uns an den Segnungen des Friedens und der Wohlfahrt theilnehmen, während Frankreich sich in innern Kämpfen verzehrt.

Die deutsche Armee hat Paris besiegt, folglich hatte sie auch das Recht, es dauernd zu okkupiren und in der Stadt die soziale Ordnung wieder herzustellen. Wir haben von diesem Rechte nicht im Mindesten Gebrauch gemacht; wir geben auch auf dem

Gipfel des Sieges, gelassenen Muthes der Beschleunigung des Friedens und der Rückkehr den Vorzug. Und dann: wir hatten wohl das Recht aber durchaus nicht die Pflicht, Paris zu pazifiziren. Wir konnten und durften interveniren zwischen den streitenden Parteien Frankreichs, allein wir mußten es nicht, und deshalb wollten wir es nicht, — wenigstens zur Zeit nicht. Will Frankreich in seiner Hauptstadt die Pforten der Anarchie ewig geöffnet halten, damit sich diese Krankheit von dort aus auch der Provinz mittheile, so ist das seine Sache. Wir werden nur dann einschreiten, wenn es sich um Erfüllung der Friedenspräliminarien handelt. So lange aber in Paris ein Pöbelregiment herrscht, welches kein irgend politisches Ziel verfolgt, sondern sich lediglich die Anarchie zum Zweck setzt und an die Unvernunft, die Leidenschaft und die Bestialität, als Mittel, appellirt, so lange würde es auch für das Elsaß schwerlich ein Vergnügen sein, zu Frankreich zu gehören. Auch wenn es gelingt, Paris und die Anarchisten in den Provinzen wieder lediglich zur Raison zu bringen, so ist damit Frankreich noch keineswegs die Ruhe wiedergegeben. An die Dauer der Republik, so scheint es, glaubt eigentlich Niemand. Die, welche sich selbst für die einzig wahren, vollkommenen und gerechten Republikaner, für die Inhaber des republikanischen Monopols, ausgeben, sind es ja gerade selbst, welche jetzt schon täglich am lautesten schreien: „Die Republik ist in Gefahr.“ Und in der That ist sie bedroht auf der einen Seite von dem Sozialismus, d. h. von den Leuten, welche das Arbeiten verlernt, und, während sie sich für „Arbeiter“ ausgeben, die Arbeitsscheu in ein System gebracht haben; auf der andern Seite von der Monarchie, welch' letztere ihrerseits wieder sich in Gestalt mindestens dreier verschiedener Prätendenten präsentirt, die einander gegenseitig bekämpfen. Bis alle diese Streitigkeiten ausgetragen sind, das kann sehr lange dauern. Diese innere Unruhe aber und die

Verpflichtungen, welche sich Frankreich durch den Krieg und in dem Friedensschlusse nach Außen aufgeladen hat, werden die Steuerlast so drückend machen, daß der Elsaßer gewiß keine Ursache haben wird, mit Neid auf seine französisch gebliebenen Nachbarn zu blicken.

Ein Hotelbesitzer in Weißenburg, welcher sich mir Anfangs als französisch gesinnt präsentirte, sagte, nachdem ich ihm obige Gesichtspunkte klar gemacht hatte, endlich seufzend:

„Nun denn, wenn's nicht anders ist, dann auch preußisch oder deutsch, aber unter der Bedingung, daß Ihr uns Ruhe und Friede garantirt." — „Quant à l'ordre j'en réponds!" antwortete ich ihm kühn mit den Worten einer der letzten Thronreden des Kaisers von Frankreich.

Was die Administration der neuen Provinz Elsaß-Lothringen anlangt, so würde ich vorschlagen, die Departementalverfassung zu beseitigen. Sie ist das Werkzeug der Bureaukratie, der Centralisation, des Präfektenthums, des Despotismus. Die Departements wurden eingeführt in der erklärten Absicht, die alten Provinzialverbände zu vernichten und damit zu Gunsten der Centralisation die letzten Reste provinzieller und korporativer Selbständigkeit und Selbstverwaltung zu zerstören. Die Departements gleichen darin den altpreußischen Regierungsbezirken. Nur sind sie noch weit bureaukratischer eingerichtet. Eine einzige Provinzialregierung für Elsaß-Lothringen scheint mir das Richtige zu sein, aus den nämlichen Gründen, aus welchen man auch der neuen Provinz Schleswig-Holstein nur eine Provinzial-Regierung gegeben hat, und keine Bezirksregierungen. Ich würde sie nach Metz setzen statt nach Straßburg, ebenfalls aus denselben Rücksichten, welche damals für Schleswig und gegen Kiel den Ausschlag gaben. Im Uebrigen wäre das Land in Kreise zu theilen, und möglichst bald für eine den dortigen Verhältnissen entsprechende und mit wirklichen Rechten ausgestattete Provin-

zial- und Kreisvertretung zu sorgen. Es geht nicht anders, diese neue Provinz muß vorerst noch von der Vertretung im deutschen Reichstage ausgeschlossen bleiben, weil sie, abgesehen von rühmlichen Ausnahmen, im Ganzen leider noch zu wenig Interesse und Verständniß zeigt für die nationalen Gesammtinteressen. Etwas Anderes ist es mit ihren korporativen und lokalen Interessen in Provinz, Kreis und Gemeinde. Hier müssen wir ihnen den Gegensatz zeigen zwischen der französischen Centralisation und der deutschen Decentralisation, zwischen der französischen Bevormundung und der deutschen Selbständigkeit, zwischen der französischen Präfektenwirthschaft und der deutschen Selbstverwaltung. Hat die Bevölkerung dann in der Provinzial- und Kreis- und Gemeinde-Vertretung ihre Vorstudien absolvirt, hat sie hier gelernt, praktische und deutsche Politik zu treiben, und sich jene Untugenden des französischen Phraseur und Blagueur abgewöhnt, die Frankreich an den Rand des Abgrundes geschleppt haben und es vielleicht, was ich übrigens im Interesse Europa's durchaus nicht wünsche, noch vollends hineinstürzen: dann, aber auch nur dann, sollen uns unsere in den Schoos der großen deutschen Familie zurückgekehrten Brüder auch im Reichstage in Berlin herzlich willkommen sein. Ich habe früher angedeutet, wie man auch in Betreff der Verwaltung und Verfassung von Gemeinde, Schule und Kirche in den wiedergewonnenen Provinzen das Prinzip der korporativen Selbstverwaltung auf das Liberalste durchführen muß. Das germanische Staatswesen ist aufgebaut auf der Grundlage der freien Genossenschaft, welche in dem ganzen öffentlichen und gemeinsamen Wesen den Grundtrieb der Germanen bildet, während die Keltoromanen dem Prinzip der Centralisation und Uniformirung folgen. Wer sich diesen Gegensatz klar machen will, den verweise ich auf das, gleich sehr durch reiche Gelehrsamkeit, wie durch einen großen und weiten historischen Blick hervorragende

Werk eines Berliner Universitätslehrers, welcher augenblicklich als tapferer preußischer Artillerist im Felde steht. Ich meine Otto Gierke's „Geschichte der deutschen Genossenschaft" (Berlin, 1868).

Dieser Trieb der Genossenschaft und der Selbstverwaltung ist zwar scheinbar erloschen in den Herzen unserer deutschen Brüder im Elsaß, aber er schläft nur in Folge der langen Trennung und Fremdherrschaft. Er wird seine Wiedererweckung und Auferstehung feiern in Folge der Wiedervereinigung dieses abgesplitterten Theiles mit dem großen und kräftigen Stamme des deutschen Volkes, — dieses Volkes, welches allerdings seit dem westphälischen Frieden genöthigt war zu sagen: „Hier steh' ich, ein entlaubter Stamm," aber auch nie müde geworden ist, hinzuzufügen: „doch innen lebt die schaffende Gewalt," und das nunmehr die Wahrheit dieses Satzes erprobt hat. Die Gesetzgebung und Verwaltung des deutschen Reiches haben die Aufgabe, mit allen Mitteln diese Wiedervereinigung zu fördern und damit dem Elsaß und Deutsch-Lothringen die Ueberzeugung beizubringen, daß hier in Deutschland und nicht in Paris die Wurzeln ihrer Kraft sind, daß ihre wahre Mutter noch lebt, daß sie Germania heißt, und daß die kokette und launische Gallia nur ihre Stiefmutter, und nicht einmal das war.

Ich denke, kaum zehn Jahre wird es dauern, dann werden Deutsch-Lothringen und Elsaß nicht nur äußerlich und politisch, sondern auch ganz so, wie ehedem, in Recht und Sitte, in Sprache und Wissenschaft, in Kunst und in Wirthschaft, — kurz in allen Zweigen menschlicher Kultur und Civilisation, vollständig wieder mit uns Deutschen zusammen gewachsen sein; und wenn dann wider Erwarten die Herren in Paris noch an die Zauberkraft des „suffrage universel" glauben sollten, obgleich ja jetzt schon die Nationalversammlung kurzer Hand die Absetzung der Dynastie Napoleons decretirt und damit alle Plebiszite für Unsinn erklärt hat, — nun, dann wollen wir nach

zehn Jahren von heute an abstimmen lassen; und es wird auf ein Dutzend französischer „Non“ ein Tausend deutscher „Ja“ kommen.

Heute aber sagen wir: Ihr Franzosen habt's uns ohne Abstimmung genommen, und deshalb sind wir so frei und nehmen es ebenfalls ohne Abstimmung wieder an uns. „Ubi rem meam invenio, ibi eam vindico!“ sagt der römische Jurist.

---

## VI.

## Die Pariser und die Elsasser Commune.

Ein Nachtrag vom März 1871.

Das „et ab hoste doceri“ gilt auch heute noch. Und deshalb hat es für uns Deutsche vielleicht einiges Interesse zu erfahren, was denn heute die Franzosen über das uns wiedergewonnene Elsaß und dessen Zukunft denken. Man findet zahlreiche Abhandlungen über diesen Gegenstand in den größeren französischen Blättern. Sie theilen sich in vernünftige und unvernünftige. Die letzteren, welche die Mehrzahl bilden, kennen zu lernen, lohnt nicht der Mühe. Auch die ersteren tragen mehr oder weniger jenen eigenthümlichen Stempel des französischen Geistes, welchem „die Wahrheit zuweilen unbequem wird.“

Zu den „vernünftigen“ rechne ich eine Reihe „Elsasser Briefe,“ welche der „Temps“ in den letzten Tagen gebracht hat. Sie rühren von einem Elsasser her, welcher seine rheinische Heimath verlassen und sich nach Paris expatriirt hat, wo er jedoch an der hier herrschenden „Commune“ noch weniger Geschmack zu finden scheint, als an den dort herrschenden Deutschen. Ich werde einen Auszug aus diesen „Briefen“ in der Uebersetzung mittheilen und ihm einige Glossen beifügen. Der Auszug lautet so:

— „Was wird aus dem Elsaß werden? Wie wird es die schreck-

lichen Prüfungen ertragen, die seiner harren? Diese Deutschen, die seine Städte zerstört und niedergebrannt haben, seine Staatskassen der Gelder beraubt, sind nun die offiziellen Herrscher, wenn auch nicht die gesetzlichen. Man wird mit ihnen und unter ihnen leben müssen, ihre Gesetze anerkennen und sich ihrem Willen unterwerfen. Was will und soll man anders machen? Auswandern? Nein, das wäre geradezu das Land dem Strome der deutschen Einwanderung preisgeben, ja man würde sich dadurch jede einstige Zurückforderung untersagen; oder sollen wir unser Schicksal mit Ergebung tragen und das Haupt unter die Macht beugen? Nein, die Muthigen dürfen sich nicht ergeben; die Elsasser haben ihren Patriotismus oft genug während dieses Krieges gezeigt und bewiesen, was ihre Willenskraft werth war. Aber was denn sonst? Ein neuer Kampf würde ohne Zweifel das nächstliegende sein, wenn nicht die Hauptmittel dazu, die Waffen und die Kämpfer fehlten?

Seit meiner Anwesenheit in Paris habe ich schon zu wiederholten Malen die stille Hoffnung äußern hören, daß das Elsaß in Folge der vielen erlittenen Kränkungen und Unterdrückungen gewissermaßen in einer ewig fortdauernden Verschwörung gegen die Unterdrücker bleiben würde; ein Theil der Menge glaubt sogar an eine öffentliche und allgemeine Wiedersetzung und Nichtachtung der Gesetze und bei der ersten günstigen Gelegenheit an den Ausbruch eines großen Aufstandes. Dieselben Leute glaubten sich berechtigt, den geschlossenen Frieden nur als eine Verlängerung des Waffenstillstandes betrachten zu dürfen und drangen, beseelt von einem heißen Feuereifer für das Vaterland, zuerst ohne Verzug auf eine Neubildung der Armee, um ihren so schwer verletzten Stolz auf eine gehörige Weise rächen zu können.

— „Elsaß und Lothringen“, so sagt man, „erwarten uns. Darum laßt uns unsere Lenden umgürten und uns zu neuen Kämpfen waffnen. Unser Beispiel wird allseitige Nacheiferung

finden, haben wir nur erst den schamlosen Pakt gebrochen, den man uns so sehr gegen unsern Willen mit Gewalt aufgedrungen hat." — Doch (es gehört freilich einiger Muth dazu es auszusprechen) Thatsache ist es, daß keine dieser Behauptungen richtig und wahr ist. Die Elsasser Bevölkerung, die im Allgemeinen sehr praktischer und bedachter Natur ist, weiß am besten sich selbst zu rathen und sich ihrem neuen Herrn auf einen Zeitraum von unbestimmter Länge zu überlassen, da sie sich wahrscheinlich in keiner Weise irgend welche Luftschlösser über ihre Befreiung macht. Man wird doch nicht glauben, daß denselben die schreckliche Katastrophe, die Frankreich erlitten, gänzlich unbekannt geblieben ist, oder, daß sie nicht im Stande seien, die fürchterliche Tiefe dieses Falles zu ermessen? Frankreich ist in diesem Augenblick in einem solchen Zustand von ängstlicher Spannung und grenzenloser Erbitterung über die unverdiente Schmach, daß es keinen klaren Blick in die Zukunft hat und noch weniger (wie es ja jede Stunde am besten beweist) ein richtiges Bewußtsein für die Gegenwart. Wie leider jetzt die Sachen einmal stehen, so fehlt bei allen Dingen die Vernunft, hauptsächlich aber fehlt der Scharfblick, der die wahre Lage übersieht. Wenn sich das arme Land sehen könnte, die vielen Wunden, die ihm geschlagen worden sind, die Verluste, die es erlitten, ich glaube, es würde nur einen Wunsch haben, nämlich den, um jeden Preis eine ungestörte Ruhe wiederherzustellen, die ja doch besser wäre, als der Gedanke an die Rache, der wegen seiner Ohnmacht nichts ausrichten kann. Diejenigen, die sich nicht, wie wir, in das Unglück fügen können und welche die Zerstückelung des Landes nun einmal nicht als unwiderruflich betrachten wollen, werden der allgemeinen Leidenschaft der großen Menge folgen. Ja, es ist traurig! Das fühlen wir alle selbst, und gerade das Elsaß ist es, das dieses Unglück in seiner ganzen Schwere fühlt.

Auf diese Weise sind die Elsasser ganz auf sich selbst angewiesen und haben auf keinen Beistand von Außen zu rechnen. Frankreich kann im Augenblick nicht einmal sich selbst, geschweige denn den Elsassern helfen.

Das haben sie wohl begriffen, und deshalb wissen sie auch sehr gut, auf welchem Gebiete der Kampf in Zukunft sich abspielt. Am Tage vor meiner Abreise aus dem Elsaß sagte mir mein Freund Jean Marcé:

— „Das Elsaß weiß, was es zu thun hat. Niederschlagen können wir sie nicht, wohl aber vergiften. Während sie uns unterdrücken, werden wir Propaganda machen, um die Revolution, den großen Generalkrach, in Deutschland zu beschleunigen."

Diese wenigen Worte sind ein ganzes Programm; und die Elsasser haben schon das Zeug dazu, es auszuführen.

Leider hat in Deutschland die demokratische Idee augenblicklich mit dem preußischen Gedanken, d. i. mit dem Feudalismus, ein ungeheuerliches Bündniß eingegangen; — glücklicherweise jedoch nur auf Zeit. Das neue deutsche Reich trägt in seinem eigenen Innern Keime der Zwietracht, gährende Stoffe des Haders, entschlossene und leidenschaftliche Elemente, die, sobald der Augenblick gekommen und der nationale Vorwand verblaßt ist, sich wieder besinnen, sammeln und organisiren. Die Jakoby's, die Bebel's, die Liebknecht's, die alle gestern noch Generale ohne Armee waren, werden bald um ihr Programm eine thatkräftige Partei schaaren, sobald es gilt, einen „Feldzug im Innern" gegen den preußischen Absolutismus und Korporalismus zu eröffnen (wörtlich: „Les Jacoby, les Bebel, les Liebknecht, qui, hier encore des généraux sans soldats, rallieront autour de leur programme un parti actif, quand il s'agira d'entreprendre „une campagne à l'intérieur" contre l'autocratie et le militarisme prussien").

Und das Elsaß wird in dem so unternommenen Kampf

eine hervorragende Stellung einnehmen. In diesem täglich erneuerten Kriege wird es stets neue Kräfte saugen aus seinem Hasse wider die siegreiche Gewalt, aus jenem unauslöschlichen Haß, welchen die Beschießung Straßburgs und die muthwillig begangenen Grausamkeiten am Oberrhein und in den Vogesen hoch haben anwachsen lassen.

Aber (und das ist ein Hauptpunkt bei dieser Frage) das Elsaß muß sich ermuthigt und unterstützt fühlen durch den Gedanken, daß ein neues Frankreich sich erhebt und die Idee der Rache kultivirt, indem es nur auf den Augenblick wartet, der es möglich macht, das und noch Mehr zurückzuverlangen.

Wenn die Elsasser, obgleich vom Beginn an schon die Opfer des Krieges, dennoch eine so rührende und unerschütterliche Anhänglichkeit an Frankreich bewahrt haben, so liegt der Grund darin, daß Frankreich trotz seiner Niederlagen und Abdankung, in ihren Augen immer noch das Symbol des neuen Rechts und der modernen Welt ist. Die Freude war groß im Elsaß und die Hoffnung stieg, als sie sahen, wie eines Tages Frankreich seine alte Kraft wieder fand und die schandbaren Trümmer des Kaiserthums von sich stieß. Und auch heute noch, wo diese Kraft etwas ausschreitet, hoffen sie doch sehnlichst, daß Frankreich darin neue Stärke erhalten werde, um sich aufzuraffen und sich wieder in den Besitz seiner reinsten Ueberlieferungen zu setzen, daß es, wenn auch zeitweise seiner materiellen Gewalt beraubt, an die moralische Gewalt, an die Propaganda der großen Ideen appelliren und seine alte Rolle vor Europa wieder aufnehmen wird, nämlich die des vorgerücktesten Postens des Rechts, der Gerechtigkeit und der Freiheit.

Nur durch einen solchen Feldzug im Innern, durch die rückhaltloseste und fruchtbarste Entwickelung streng republikanischer Institutionen wird es Frankreich möglich sein, auch Angesichts des preußischen Cäsarismus sich wieder aufzurichten. Nur da-

durch wird es in ununterbrochener Gemeinschaft seiner Gedanken und Gefühle mit seinem Verbannten, dem Elsaß, verbleiben. So weit ich hörte, war dies der allgemeine Wunsch des Elsasses, als ich es verließ. Aus ihm tönte derselbe aufmunternde Zuruf, dieselbe feierliche Beschwörung, welche den Sinn jener herrlichen Wahlen vom 8. Februar bildete; — damals, als die Elsasser, aller Mittel sich unter einander zu besprechen und zu verständigen beraubt, so recht den deutschen Bajonnetten zum Trotze, in wahrhaft unwiderstehlicher Weise das Feldgeschrei „Republik" dem Rufe „Frankreich" hinzufügten!

Ein Wort bleibt mir noch zu sagen übrig; es ist schmerzlich aber nothwendig, es ohne Umschweife auszusprechen. Frankreich würde sich schwer täuschen, wenn es dächte, möge es auch thun, was es wolle, möge auch aus ihm werden, was da wolle, möge es auch zu Grunde gehn, möge es auch ein Raub der Reaktion oder der Anarchie werden, trotz Alledem und Alledem werde das Elsaß niemals den Muth verlieren und selbst Angesichts gewisser Situationen werde es niemals empfinden, wie der bessere Theil seiner Zuversicht es verlasse. Auch das Elsaß hat, wie wir Alle, nur noch in einem weit höheren Grade, die feste Ueberzeugung, daß Frankreich nur dann zu retten ist, wenn es sich der Freiheit und der Arbeit weiht, wenn es die Achtung vor dem Gesetze und die Sicherheit der Person und des Eigenthums wieder herstellt.

Das politisch und industriell hoch entwickelte Elsaß würde keinen Geschmack und kein Verständniß haben für jene wilden Störungen der bürgerlichen Ordnung, in einem Augenblicke, wo mehr als jemals die Wiederherstellung der Ruhe der Geister und der Zustände eine Forderung des öffentlichen Wohls ist. Wir haben kaum den Muth, von dem Eindruck zu sprechen, den die Krisis, welche augenblicklich in Paris auf uns lastet, in den



großen Industriestädten des Westens, ja auch auf dem flachen Lande machen wird.

Das soll man in Paris wohl bedenken, wenn man bestrebt sein will, mit einiger Sicherheit den Stimmungen der beiden Rhein-Departements zu folgen und auf dieselben zu bauen.

Möge Frankreich zur Freiheit, zur Ordnung, zur Arbeit, zur Wirthschaftlichkeit zurückkehren; möge es durch kluges Verhalten vor Europa den Kredit und die Autorität wiedergewinnen, die es verloren; möge es sich der Leitung der wahrhaft demokratischen Bewegung wieder bemächtigen; dann wird es im Elsasse nie vergessen werden. Dann, aber auch nur dann, wird das Elsaß ohne Entmuthigung und ohne Schwäche den Tag erwarten, den vielleicht schon nahen Tag der Befreiung und der Abschüttelung des Joches!"

— Es seien mir nun einige Randglossen zu diesen Betrachtungen eines ausgewanderten Elsassers gestattet.

Erinnern wir uns an das schöne Kapitel von Macaulay, worin er den Charakter des politischen Flüchtlings zergliedert. Der Flüchtling trägt seine Heimath im treuen Herzen, allein die tägliche Verbindung mit derselben hört auf, und wenn er auch zuweilen Nachricht von dort erhält, so giebt ihm dieselbe ein falsches Bild, weil sie herrührt von Menschen, die nicht minder exaltirt sind, als er selber. So glaubt er denn, die Zustände und die Stimmungen in seiner Heimath seien noch ganz dieselben, wie am Tage seiner Abfahrt. Er verkennt die Thatsache, daß erstens unklare und leidenschaftliche Stimmungen eben so schnell wechseln und umsetzen, wie ein heftiger Wind, und zweitens, daß denn doch schließlich immer wieder das Bestreben, sich zur Klarheit durchzuwinden, überwiegt und endlich die Herrschaft erringt.

Hätte der Pariser Elsasser des „Temps" schon die Ergebnisse der Reisen seiner speziellen Landsleute — ich meine jene

Deputation von Notabeln des Elsasses, an deren Spitze der Graf Türkheim-Montmartin steht — und die öffentliche Erklärung des letzteren gekannt, so würde er gewußt haben: Im Elsaß sind die Tage, wo man Gambetta und Konsorten wählt, vorbei und kehren niemals wieder; denn man will dort vor Allem Ruhe und Ordnung.

Was die Prophezeiung am Schlusse des „Temps"-Artikels anlangt, so würde dieselbe aus der französischen Phrase in nüchternes Deutsch übersetzt, etwa so lauten: „Eine Möglichkeit, das Elsaß wiederzugewinnen, hat Frankreich nur dann, wenn es zuvor ein Eldorado an Freiheit, Wohlstand und Bildung geworden."

Dazu ist aber nicht die entfernteste Aussicht. Denn, anstatt, wie Preußen von 1807 an gethan, in der inneren sittlichen Wiedergeburt die Quelle seiner Kraft zu suchen, glaubt es sie durch Bürgerkrieg und äußerliche Form-Experimente erreichen zu können. Werfen wir einmal alle Redensarten über Bord und prüfen wir ruhigen Blickes die gegenwärtige Lage des Landes.

Frankreich ist von Parteien zerrissen. Zunächst haben wir zwei Hauptgruppen zu unterscheiden, nämlich

I. Die, welche den Staat abschaffen und

II. Die, welche ihn wieder aufrichten wollen, sei es

1) als Republik, oder

2) als Monarchie.

Betrachten wir zuerst die Staatsabschaffer.

Ich finde es sehr begreiflich, daß man in einem Lande, wo der Staat Alles an sich gerissen und nichts gut besorgt, wo er Alles unternommen und nichts zu Ende geführt, Alles verschlungen und nichts verdaut, sehr viel gekostet und sehr wenig geleistet hat, wo sich jede Regierungsform, die Republik sowohl als die Monarchie, gleich unfähig erwiesen haben, — daß man in einem solchen Lande einmal den Versuch macht, ohne allen

und jeden „Staat“ zu leben, weil man, wie der Bürger Dubois in der Commune sagt, „nicht die „Fonds“ dazu hat“. Die Armee ist ebenso gut, wie der Staat, ein Instrument zur Befriedigung der nationalen Eitelkeit. Sind beide unbrauchbar zu diesem Zwecke, so schafft man sie ab. Was nur Schande einträgt, ist nicht zum „Staat machen“; auch sind wir ein wenig verarmt; deshalb fort mit alle diesem Luxus! So lautet das der Communebewegung zu Grunde liegende Programm; und so weit, das läßt sich nicht leugnen, ist Methode darin, wenngleich es einige unangenehme Zugaben hat, wie die Meuchelmorde an Wehrlosen in den Straßen der Stadt und sonstige derartige „noble Passionen“ des süßen Mob von Paris.

Nun aber kommen die Schwierigkeiten. Erstens kann man sich nicht einigen über den Begriff, die Aufgabe und die Grenzen der Wirksamkeit der Commune; auch nicht darüber, ob Etwas und Was an die Stelle des abgeschafften Staates zu setzen sei. Und soweit man noch überhaupt einen „Staat“ etwa als Föderativ-Republik statuirt, kommen nothwendig wieder der Staat und die Commune in Konflikt mit einander. Gemeinde und Staat leben in Frankreich, das eine locale Selbstverwaltung nicht kennt, seit lange im Zustande des Kommunismus. Sie haben noch nicht mit einander abgetheilt. Bisher hat der Hausmann des Staats über den Geldbeutel der Gemeinde verfügt. Jetzt verfügt irgend ein neuer Hausmann der Commune über die Gelder des Staats und über die der Bank von Frankreich.

Der Staat hat bisher Gemeinde gespielt. Heute will die Gemeinde Staat spielen. Es geht wie Anno 1789 mit dem „dritten Stande“ des Abbé Emmanuel Sieyès. „Was war die Gemeinde bisher? — Gar nichts. Was will sie werden? Alles.“ Und wie lange wird es noch dauern, bis Frankreich so weit ist, daß es begreift: „Staat und Gemeinde sind nicht da, um ein-

ander zu bekämpfen und zu verschlingen, sondern um sich auszugleichen und abzutheilen und so jenes Gleichgewicht zwischen Centripetal- und Centrifugalkraft zu erzielen, auf welchem die Harmonie der Sphären ruht." Diese Wahrheit hat die germanische Welt begriffen. Die romanische bis jetzt noch nicht. In Italien hatten die Munizipien den Staat, in Spanien die Fueros die Gemeinschaft bedroht, bis jene heftigen Rückschläge eintraten, welche die Grundlage der Gegenwart bilden. In Frankreich hat sich der „Staat Moloch" in einer einzigen Person verkörpert, und zwar zuerst in der Person von Louis XIV.

Zweihundert Jahre hat dieser Zustand gedauert. Der Frosch, der sich aufblies, platzte. Aber er wurde stets ersetzt durch einen neuen Frosch, welchen das Schicksal seines Vorgängers nicht abhält, sich ebenfalls aufzublasen und ebenfalls zu platzen. Wird dieses Geschlecht der königlichen und kaiserlichen Frösche wohl enden? — Nicht eher als bis die so lange verkannte Wahrheit von dem Beruf und dem Recht, aber auch von den Grenzen der Wirksamkeit der Gemeinde auch in die französischen Köpfe Eingang gefunden.

Das ist die erste Schwierigkeit.

Die zweite ist: Das heutige Frankreich verhält sich ebenso feindselig gegen die Gesetze der Volkswirthschaft wie gegen die des Staats, obwohl erstere Naturgesetze sind, deren Verletzung sich von selber straft. Wenn man Wechsel und Schuldscheine abschafft, so werden sich Alle auf's Borgen legen und Niemand auf's Bezahlen. Wenn man Banken und Versicherungsanstalten plündert und täglich eine Million Francs verzehrt; wenn Niemand mehr arbeitet, die Einnahmen verschwinden und die Ausgaben steigen; wenn man die Ausfuhr verbietet, Lebensmittel und sonstigen Bedarf, wo man ihn findet „requirirt" und entweder gar nicht bezahlt oder mit Assignaten, die nichts werth sind, so hört die Zufuhr auf, und eine Stadt von mehr als

zwei Millionen Seelen, welche auf die Abundanz des Marktes angewiesen ist, geräth in Gefahr zu verhungern, auch wenn sie nicht bombardirt und belagert wird. Mag sie noch so sehr „la patrie de l'idée moderne“ oder „la sentinelle la plus avancée de la liberté“ sein oder sich zu sein einbilden, der Hunger ist eine brutale Gewalt, an der alle Phrasen zerschellen.

Aber auch diejenigen, welche dagegen den Staat wieder aufrichten wollen und eben so sehr der wirthschaftlichen Prohibition und Protection zuneigen, wie jene dem Kommunismus — auch diese haben bisher ein sehr geringes Maß von Einsicht und Willenskraft gezeigt. Ein hoher preußischer Militär-Verwaltungsbeamter, welcher mit Jules Favre über die Verpflegung unserer Truppen verhandelte, erzählte mir, er habe damals, vor dem 18. März 1871, auf seine Frage: ob denn die Regierung nicht beunruhigt sei durch die Vorgänge auf den Buttes de Montmartre, von diesem französischen Staatsmann, der doch zu den Bessern gehört, die Antwort erhalten: „Ah non, ça ne fait rien — ça ne durera pas — ce sont des enfantillages, rien de plus!“ (O nein, das ist nichts; das hört von selbst auf; das sind blos Kindereien, weiter nichts.) So wenig kennt die Regierung die Lage der Hauptstadt! Außerdem hat sie entweder nicht die Kraft oder nicht den Willen, energisch einzuschreiten.

Abgesehen von allem Andern, sind die Staatswiederaufrichter in Frankreich so uneinig über den Grundriß, wie in Paris die Staatsabschaffer über den Abbruch, oder wie in Berlin die Abgeordneten v. Unruh und Reichensperger über den Baustyl des Parlamentshauses. Rothe Republik, blaue Republik, weiße Republik, weißer Bourbonismus, trikolorer Orleanismus, Kaiserreich mit Kaiser, Kaiserreich ohne Kaiser und mit Regentschaft, sei es mit männlicher oder mit weiblicher, Alles und Jedes hat seine Anhänger. Jedes Projekt ist stark genug,

alle andern zu hindern, keines aber stark genug, selbst zur Ausführung zu kommen. Fast scheint es, die Franzosen haben den Hang zu den „Querelles allemandes“, der früher die deutsche Erbkrankheit war, übernommen. Mögen sie ihn behalten auf Nimmerwiedersehen. Wir Deutsche wenigstens verzichten auf Zurückgabe.

Jedenfalls wird es lange dauern, bis aus diesem Chaos sich ein auch nur leidlich erträglicher Zustand emporarbeitet.

Und deshalb will das Elsaß nicht wieder zu Frankreich. Denn Frankreich ist und wird nicht das Eldorado von Freiheit, Wohlstand und Bildung werden; und das Elsaß will Ruhe und Frieden.

Wir Deutsche werden in Straßburg die deutsche Städteverfassung auf der Grundlage der Freiheit und Selbstverwaltung aufrichten.

Mag dann die Pariser Commune sich demnächst die Elsaßer zum Muster nehmen. So wird beiden geholfen.

# Die Wilhelmshöhe bei Kassel.

Kulturgeschichtliche Bilder aus sieben Jahrhunderten.

---

## I.

Ich habe das Schloß und die Parkanlagen zu Wilhelmshöhe, wo später Napoleon III. Gelegenheit hatte, „fern von Madrid darüber nachzudenken“ (er selbst wird wohl wissen, worüber), bei sehr verschiedenen Gelegenheiten und zu verschiedenen Zeiten gesehen.

Das erste Mal im Jahre 1840 als Student. Die Göttinger Musensöhne machten damals öfters in großen Trupps Kassel und Umgegend unsicher, namentlich auch die Allee, welche nach der Wilhelmshöhe führt, und die wir damals in großen Schwadronen, tolle Reiter auf elenden Miethpferden, hinaufgallopirten. Jugend hat keine Tugend; aber schön war es doch.

Es war auf Pfingsten. Die großen Wasser sprangen so lustig und die Sonne schien so hell auf die Wasser und auf das Land, auf die glänzenden Paläste und auf die frischen duftigen Wälder, auf Nachthessen und Taghessen, auf Konservative und Liberale, auf Gerechte und Ungerechte — auf Alle mit gleicher Huld und Gnade. Wir sahen die großen Kaskaden und bewunderten die Riesenfontänen. Wir wurden von der aufmerksamen Bedienung überall herumgeführt. Keine Kuriosität

und keine Geschmacklosigkeit wurde uns geschenkt. Wir sahen Alles, den Sisiphus und den Tantalus, Pluton, Cerberus und die drei Richter der Unterwelt, Sokrates, Plato, Orpheus und den ganzen Olymp. Wir konnten manchmal mit dem witzigen Verfasser der „Briefe eines in Deutschland reisenden Deutschen" sagen: Wir sahen alle Götter; wir sahen alle Göttinnen, mit alleiniger Ausnahme derjenigen des guten Geschmacks.

So sehr wir auch über mancherlei zopfige Spielereien lachen mußten, so kann ich doch nicht verhehlen, daß das Schloß, das Octogon mit dem Herkules und selbst die Löwenburg einen sehr guten Eindruck auf uns machten. Vor Allem aber imponirte der Park mitten in dieser großen und lieblichen, echtdeutschen Landschaft. Er entspricht wirklich der Aufgabe, ein „abrégé de la nature" zu sein. Nur ein großer Strom fehlt der Landschaft.

Zuerst besuchten wir damals das Schloß; es ist ein stattlicher Bau im klassischen Styl, jedoch durch spätere Zuthaten ein wenig verballhornt. Es birgt einige schöne Bilder, Tischbein's Gemälde aus der Geschichte des Antonius und der Kleopatra, und dann ein sehr sprechendes Portrait der Königin Louise von Preußen von einem Maler, dessen Namen ich vergessen habe.

Unser zweiter Besuch galt natürlich dem Herkules. In den cyklopischen Felsenhallen des Octogon, in welchen eine erfrischende Kühle herrschte, vermißten wir damals von unserm burschikosen Standpunkte einen Bierkeller. Dann stiegen wir 4 Treppen hoch zum ersten Umgang und ebenso hoch zum zweiten. Durch den dritten mit Arkaden versehenen Stock gelangten wir in ein achteckiges Tonnengewölbe, und aus ihm mittels einer Wendeltreppe auf die Plattform. Auf dieser steht die 96 Fuß hohe Pyramide, und auf ihr wieder der 36 Fuß hohe Herkules. Immer höher hinauf ging es durch die Pyramide, und endlich in die Keule des Herkules, in welcher wir, acht Mann hoch, geräumig Platz

fanden. Der ehrenwerthe Kupferschmied, welcher das Riesenbild aus Kupfer getrieben, hat die Güte gehabt, in der Keule ein größeres Loch zu lassen, um von da aus die Aussicht zu genießen. Allein das genügte uns nicht. Wir krochen alle acht, einer nach dem andern, zu dem Loch hinaus, um die Keule und die Füße des Herkules herum und dann wieder hinein. Es ist das offenbar die beste Art, die Aussicht zu erschöpfen, wenngleich etwas gefährlich und nur für Studenten rathsam, welche keinen Schwindel besitzen, sondern höchstens einen harmlosen Schwindel verüben.

Die Aussicht vom Herkules ist eine der schönsten in Deutschland. Sie kann sich mit dem Schloß bei Heidelberg und dem Kapuzinerberg bei Salzburg messen. Der prachtvolle Park mit seiner malerischen Architektur, der große Habichtswald mit Berg und Thal, mit Kuppen und Senkungen, das freundliche Kassel, eine Unzahl hübscher Dörfer in Obstbäumen, sorgfältig bestellte Felder und gut gepflegte Wiesen, und in der Ferne der Harz, eine sich lang hinstreckende Sphynx, deren von dem Rücken der Hochebene aufstrebendes Haupt der Blocksberg bildet, — das Alles, beschienen von der Pfingstsonne, vermochte wohl auch andere Herzen als das eines Göttinger Studenten zu erwärmen.

Endlich die Löwenburg, zwar auch nur eine Spielerei, aber eine ziemlich große und gelungene. Eine Burg im Style des Mittelalters, jedoch mit großen und wohnlichen Räumen im Innern, angefüllt mit alterthümlichem Mobiliar aus allen Jahrhunderten, auch ausstaffirt — wenigstens damals — mit einer ansehnlichen Bibliothek, welche nichts enthielt, als moderne Ritter- und Räuberromane à la Kramer und Spieß, bewacht endlich von mittelalterlich kostümirten Invaliden, welche aussahen wie die, bunte Hellebarden tragende Schweizergarde des heiligen Vaters in Rom.

Kurhessen hatte damals, 1840, zwei Fürsten, einen Kurfürsten, welcher nicht mehr regierte, sondern im Schloß Philippsruhe der Ruhe pflegte, und einen Kurprinz-Mitregenten, welcher allein regierte und sich nicht gern von Anderen etwas dreinreden ließ. Da aber der Erstere noch den größeren Theil der Einkünfte der Krone bezog, so konnte oder wollte der Letztere für die Wilhelmshöhe nicht viel thun. Kaum wurde das Vorhandene erhalten, Neues kam nicht hinzu. Um das Octogon nebst Herkules nicht dem Verfalle preiszugeben, mußten sich endlich sogar die Stände entschließen, Geld aus Landesmitteln, d. i. aus Steuern, zu dessen Ausbesserung und Wiederherstellung zu verwilligen.

Der Kastellan, der uns die Burg nebst Zubehör zeigte, klagte bitterlich. Er hatte noch unter dem letzten Landgrafen gedient, der zugleich der erste Kurfürst und nebenbei der Wiederhersteller des Zopfes war. „Das war damals die gute alte Zeit", seufzte er, „sie kehrt niemals wieder." Er zeigte uns in der Burgkapelle das Grab dieses Fürsten. Der Sarkophag war von karrarischem Marmor und trug, natürlich lateinisch, wie es damals in Deutschland Sitte war, die Inschrift: „Dieser Marmor schließt den Erbauer dieses Lustschlosses, Kurfürst Wilhelm I., Landgraf von Hessen, ein."

Der gute Kastellan konnte gar nicht müde werden, uns zu erzählen, wie pompös, schauerlich und ergreifend 1821 das „höchstselige Begräbniß" gewesen sei: Die Menge Geistlichkeit und Trauermarschälle. Letztere mit langen, schwarzen Stäben, woran riesige „Plörösen". Ein reich dekorirter Leichenwagen mit acht schwarzen Pferden. Darum die Leibgarde in Schwarz. Davor ein geharnischter Ritter, das Pferd schwarz, die Rüstung schwarz, die Helmzier schwarz. Dann der endlose Trauerzug, Beamte, Bürgergarde, Schulen, Zünfte und Militär. Die Pforte der Löwenburg ist verschlossen. Der schwarze Ritter pocht daran

mit eiserner Hand. Der Herold ruft von Innen: Was ist Euer Begehr? Darauf der Ritter: „Der Herr dieses Landes begehrt Einzug zu halten zur Stätte seiner letzten Ruhe. Die Pforte öffnet sich. Unter endlosen Feierlichkeiten wird der Sarg in die Gruft gesenkt. Der schwarze Ritter zerbricht den Degen des Fürsten und wirft denselben dem Sarge nach in die Gruft. Die Gruft wird vermauert.

„Das war das Leichenbegängniß des Kurstaats", sagte der Kastellan, „der althessischen Zucht und Treue; die Zeiten kommen nicht wieder, niemals — niemals — niemals." Der Mann weinte wirklich und ernsthaft.

Dann zeigte er uns eine stattliche schwarze Rüstung. „Darin", sagte er, „hat dazumal bei dem Begräbniß unseres höchstseligen Herrn, Anno 1821, der schwarze Ritter gesteckt. Es war nämlich ein Freiherr von Eschwege, ein junger, stattlicher Herr. Von Alters her hat es geheißen, daß der schwarze Ritter, welcher den Landgrafen zur Gruft geleite, ihn keine acht Tage überlebe. Der junge Herr von Eschwege wußte das; allein er wollte sich deshalb seiner ritterlichen Pflichten und Ehren nicht entschlagen. Zu derselbigen Stunde, da er hier in der Kapelle der Löwenburg den Degen zerbrach über der Gruft seines höchstseligen Herrn, wurde seine Mutter zu Hause von einem plötzlichen Schrecken befallen. Das Bild ihres Sohnes stürzte nämlich von der Wand und zertrümmerte in seinem Falle eine kostbare Vase, worauf die Löwenburg abgemalt war; sie war ein Gnadengeschenk des Kurfürsten. Acht Tage darauf war der Sohn am Fieber gestorben. Die Leute sagten, er hätte sich in der schwarzen Rüstung verdorben. Aber Unsereiner kennt den Zusammenhang besser. Ich sage Ihnen, es geht hier mit uns Allen zu Ende. Die Zeiten sind schlimm und es ist Niemand da, der es bessert." — —

Das war auf Pfingsten 1840.

— „Und abermals nach siebzehn Jahren
Kam ich desselben Wegs gefahren",

sagt Friedrich Rückert.

Dieser zweite Besuch fand statt auf Pfingsten 1867. Ich kehrte von Berlin, aus dem verfassunggebenden Reichstag des norddeutschen Bundes, zurück nach der rheinischen Heimath. Das Wetter war trübe und kalt; ja manchmal kam es Einem vor, als flögen noch verspätete Schneeflocken in der Luft umher.

Die Stimmung in Kassel und auf der Wilhelmshöhe entsprach dieser Witterung. Ich glaubte überall wieder den Kastellan von 1840 zu hören, nur mit dem Unterschiede, daß man die Zeit, welche 1840 Gegenwart war, und welche damals der alte Kastellan verfluchte, weil sie nicht mehr „die gute alte Zeit" von 1820 war, daß man dieselbe schlechte Zeit von 1840, sage ich, nun, nachdem sie Vergangenheit geworden, als „die gute Zeit" lobte und zu ihren Gunsten die Gegenwart verdammte und der Zukunft entgegenjammerte.

Es ist merkwürdig, welch' eine Ueberfülle von Pietät und Treue in dem deutschen Volk steckt, und in dem althessischen Stamme insbesondere. Es waren wohlunterrichtete und einsichtsvolle Leute, von welchen ich solche Urtheile hörte. Gutmüthig wie sie waren, hatten sie schnell die Leiden der Vergangenheit vergessen, aber nur, um die der Gegenwart zu übertreiben. Es lag wirklich eine elegische Stimmung über Land und Leuten. Empfänglichkeit für die Poesie des Untergangs! Echt deutsche Romantik!

Man zeigte eine krankhafte Empfindlichkeit gegen das Preußenthum, gegen das liberale wie gegen das konservative. Das war ganz einerlei. Das preußische Wesen war so kahl, so nüchtern, so verständig, so regelmäßig, so stramm, so schroff, so unendlich prosaisch. Da fehlten die Ritter und Räuber der Löwengrube,

die Götter und Ungeheuer der Grotten auf Wilhelmshöhe, die Schrullen und Launen des letzten Kurfürsten, die Gemüthlichkeit und die Bummelei; die allabendliche Stammkneipe, auf welcher der permanente Stammgast täglich seine regelmäßige Anzahl Schoppen aus dem Stammseidel trank und dabei jedesmal auf Hassenpflug und die Strafbaiern schimpft.

Mir fiel ein Ausspruch des alten Ernst Moritz Arndt ein: „Es ist angenehm, preußisch zu sein, aber nicht angenehm, preußisch zu werden. Das Preußenthum ist wie eine neue wollene Jacke. Im Anfang juckt sie unausstehlich. Später findet man, daß sie recht warm und nützlich ist, und besonders bei schlechtem Wetter einen unentbehrlichen Schutz verleiht."

Aber wenn ich diese Arndt'sche Reminiscenz (aus der Rheinprovinz von 1820) auftischte, so predigte ich tauben Ohren. „Unser schönes Kassel, bisher Residenz, wird zur bloßen Kaserne herabsinken. Bisher ein lokaler Centralpunkt für Politik, Literatur, Kunst und öffentliches Leben, wird es nun eine langweilige, öde, nichtige Provinzialstadt werden. Und nun gar das schöne Wilhelmshöhe? Wer wird sich noch seiner erinnern? Seine Geschichte ist abgeschlossen. Es gehört der Vergangenheit an. Seitdem Hessens Genius[1]) ihm den Rücken gewandt, wird Jemand noch die Mittel hergeben, diese großen Anlagen, diese prachtvollen und kostspieligen Bauten zu unterhalten? Das Octogon wird zerfallen. Der Herkules wird von seiner Höhe herunterstürzen; und in wenigen Jahren wird man auch auf uns die Worte des Lord Byron — oder sind sie von dem Grafen Platen? — anwenden können: „Venedig liegt nur noch im Land der Träume." — —

[1]) So heißt es am Schlusse der Schrift von E. Welper, Geschichte von Wilhelmshöhe bei Kassel (Kassel 1867). Die elegische Stimmung muß man dem Verfasser schon zugute halten. Es war ja damals, 1867, die herrschende. Sonst aber ist es eine recht nette und fleißige kleine Monographie.

Das war auf Pfingsten 1867.

— „Und abermals nach dreien Jahren
Kam ich desselben Wegs gefahren."

Es war in den ersten Tagen des Juli 1870. War das ein Land der Träume? Wo war der elegische Zug geblieben? Eine neue Welt hatte sich hier aus den chattischen Trümmern erhoben.

Ueberall hämmerte, pochte und arbeitete es, als sollte über Nacht neben dem alten Kassel ein doppelt so großes neues entstehen. Von der Terrasse der Kattenburg, welche die Dynastie verewigen sollte, aber kaum begonnen, schon zur Ruine ward, sah man einen riesigen Ausstellungspalast ebenso sinnreich ausgedacht wie geschmackvoll ausgeführt und arrangirt, gefüllt mit Produkten der Industrie aus dem norddeutschen Bunde, aus Süd-Deutschland, aus Oesterreich-Ungarn, aus der Schweiz, aus Frankreich, England, Rußland, Dänemark, Norwegen, Holland, Belgien und Amerika. Darunter namentlich so viele musikalische Instrumente, daß der „Führer durch die Ausstellung" an die Worte des Dichters erinnerte:

— „Wohlthätig die Musike ist,
Wenn sie der Mensch mit Maß genießt."

Dabei sowohl in der Ausstellung, wie in der Stadt und Umgebung Alles wohl geordnet. Keine Prellerei wie sie in 1867 in Paris, oder auf manchen Sänger- und Schützenfesten geherrscht hat, von welchen obgemeldeter Dichter sagt:

— „Nämlich so ein Sängerfest
Giebt dem Portemonnaie den Rest."

Dieses früher so stille in sich gekehrte Kassel war auf einmal laut, mittheilsam, ja beinahe tumultuarisch geworden. Es glich dem Dornröschen des deutschen Märchens. Es war schon damals schön, als es noch unter dem Zauberbann seinen langen Schlaf hielt. Aber noch viel schöner ist es doch jetzt, nachdem es erwacht ist. Der preußische Adler, von welchem man glaubte,

er werde das nette Hessenkind zerfleischen und auffressen, hat sich in den ritterlichen Prinzen verwandelt, der den bösen Zauber löst, den Todesschlummer verscheucht und die Gebannte zum Leben zurückführt.

Man schwelgte in dem Vollgefühl neuer Jugendkraft. Alle wirthschaftlichen Faktoren entfalteten ihre Schwingen in der Sonne des Friedens. Kein Mensch ahnte damals, daß zwei Wochen später Frankreich uns den Krieg erklären, und noch viel weniger, daß zwei Monate später das Schloß auf der Wilhelmshöhe, welche sich schon einmal, am Anfang des 19. Jahrhunderts, sieben Jahre lang den Spitznamen „Napoleons-Höhe" hatte gefallen lassen müssen, den Neffen des lustigen Karneval-Königs Hieronymus als traurigen Gefangenen beherbergen werde.

Damals, in den ersten Tagen des Juli 1870, war Kassel das Stelldichein des ganzen reiselustigen Publikums. Man hörte auf Weg und Steg alle deutschen Mundarten, unter welchen das „richtige Berlinisch" überwiegend war, das sich in seiner erobernden Weise jetzt schon im Sommer in die einsamsten Ecken der böhmischen Wälder und in die entlegensten Thäler der Tyroler und Salzburger Alpen vorschiebt. Nie hatte Kassel in kurfürstlichen Zeiten eine solche Völkerwanderung gesehen; und das Hauptziel war, neben der Ausstellung, die Wilhelmshöhe. Das Octogon war durchaus nicht zerfallen, und noch weniger war Herkules von seiner Pyramide heruntergestürzt. Im Gegentheil, er schaute mit vergnügten Sinnen auf das fröhliche Menschengewimmel unter sich herab, worin sein Scharfblick ohne Zweifel auch die Humoristen des „Kladderadatsch" und der Berliner „Wespen" entdeckte, welche es sich so sehr angelegen sein ließen, seinen Ruhm in allen deutschen Landen zu verbreiten. Wenn er früher wohl zuweilen ein Gelüste verspürt haben mochte, von seinem erhabenen Standpunkte herunterzusteigen, um da drunten den Stall des kurfürstlichen

Augias zu misten, so hatte er jetzt vielleicht Neigung, sich unter die fröhliche Menge zu mischen und in dem Industriepalast alle die neuen Ideen zu studiren, von welchen er bisher keine Ahnung gehabt hat, weil sie noch nicht existirten in jenen alten heroischen Zeiten.

In Summa: das Jahr 70 hat gezeigt, daß Kassel nicht im Absteigen, sondern im Aufsteigen ist, daß Wilhelmshöhe nicht „im Reiche der Träume" liegt, daß es nicht der Vergangenheit angehört, sondern daß es eine Gegenwart und eine Zukunft hat, und daß es zwar noch Strafbaiern giebt, daß dieselben aber hinfür nicht mehr in Kurhessen arbeiten, sondern in Frankreich.

---

## II.

Herr Adolph Schöll in Weimar hat kürzlich seinen zahlreichen Verdiensten um Aufhellung der großen Epoche unserer klassischen Literatur ein neues hinzugefügt.

Er hat nämlich einen, sich auf die Wilhelmshöhe bei Kassel beziehenden Vers in Goethe's „Neuestem aus Plundersweiler" nach der Urschrift vervollständigt.

Er lautet nach ihm jetzt so:

„Und zwar mag es nicht etwa sein:
Wie zwischen Kassel und Weißenstein,
Als wo man emsig und zu Hauf
Macht Vogelbauer auf den Kauf,
Und sendet gegen fremdes Geld
Die Vöglein in die weite Welt."

Die Worte „Kassel und Weißenstein" fehlten in den bisherigen Ausgaben; statt ihrer standen drei Gedankenstriche da. Ohne diese Worte war die Stelle für uns unverständlich. Das Gedicht ist von 1781. Damals regierte in Kassel der Landgraf Friedrich II., bekannt durch den einträglichen Men-

schenhandel mit England. Er residirte gern auf jener Wilhelmshöhe bei Kassel, die jetzt dem Kaiser Napoleon III. als Aufenthalt dient. Sie hieß damals noch Weißenstein. Den Namen Wilhelmshöhe hat ihr erst Landgraf Wilhelm IX. von Kassel beigelegt, welcher 1803 Kurfürst ward und dadurch von „Wilhelm IX." zu „Wilhelm I." avancirte. Landgraf Friedrich der Zweite verwendete einen Theil der colossalen Summen, die ihm der Soldatenhandel eintrug, auf Wilhelmshöhe (Weißenstein). Namentlich verdankt es ihm das komische chinesische Dorf Mou-Lang nebst Moschee und Pagode u. s. w.

Schöll behauptet nun: In der Strafanstalt, welche zwischen Kassel und Wilhelmshöhe liegt, machen die Gefangenen Käfige. Das erklärt den „Vogelbauer." Die an England zur Verwendung nach Amerika verkauften Landeskinder aber sind die „Vöglein." Letzteres ist nun ohne Zweifel richtig. Auch Ersteres hat prima vista viel für sich. Mir kam es jedoch bedenklich vor, daß bei dieser Auslegung Goethe aus dem Bilde fällt, was man bei ihm nie vermuthen darf. Sind bei ihm die Menschen Vögel, so sind die Vogelbauer auch Häuser. Ein Goethe sperrt nicht Menschen in Käfige.

Dieser Zweifel an der Auslegung des Herrn Schöll führte mich zu folgenden Nachforschungen: Allerdings steht jetzt eine Strafanstalt zwischen Kassel und Wilhelmshöhe, gleich rechts an der Allee, wenn man Kassel hinter sich hat. Allein existirte dieselbe schon 1781? Nein! Sie ist entstanden zur Zeit des Königs Jérome von Westphalen und war ursprünglich Kaserne. Die Stadt hat sie gebaut, weil den Bürgern die fortwährende Einquartierung unerträglich wurde. Sie erhielt dagegen die Versicherung der Quartierfreiheit auf ewige Zeiten, welches Versprechen seitdem leider nicht immer gehalten wurde. Als der „König Lustigk" vor den herannahenden Kosacken geflohen und der alte Kurfürst wieder eingerückt war, fand letzte-

rer, daß eine unter französischer Herrschaft entstandene Kaserne nicht würdig sei, hessische Soldaten in sich aufzunehmen, namentlich nachdem letztere mit dem Zopfe, dem Symbol altchattischer Treue, auf's Neue wieder ausgestattet waren. Kurfürst Wilhelm I. verwandelte diese „städtische Kaserne" in eine Strafanstalt; und das ist sie noch. Daß in derselben je die Gefangenen mit der Fabrikation von Käfigen beschäftigt worden sind, konnte ich nicht ermitteln. Ein Gefängnißbeamter, den ich befragte, bezweifelte es. Das wäre zu unpraktisch, meinte er. Jedenfalls aber existirte 1781 hier keine Strafanstalt.

Wir müssen demnach die „Vogelbauer" an einer anderen Stelle zwischen Kassel und Weißenstein suchen. Treten wir also die Wanderung an. Wir gehen von der Königstraße in Kassel aus über das Rundel, durch die Wilhelmshöher Vorstadt. Die Strafanstalt lassen wir rechts liegen. Auf derselben Seite liegt ein Dorf, Kirchenditmold genannt, — ein verstümmelter Name; ursprünglich Diet-Mal, d. h. die Gerichtsstelle, die Malstätte für das dortige Gau; dann kommt ein zweites Dorf rechts: Wahlershausen. Links, ebenfalls wie jene zwei Dörfer, eine gute Strecke an der Straße, der Allee ab, liegt das Dorf Wehlheiden, dann kommt das „lange Feld", auf welchem die kurfürstliche Armee ihre Herbstmanöver zu halten pflegte. Sonst ist nichts zu finden „zwischen Kassel und Weißenstein." Nirgends „Vogelbauer" oder etwas Aehnliches! Doch halt, könnte man nicht diese Cottages als Käfige bezeichnen?

Es finden sich nämlich sowohl auf der ersten Hälfte der Allee, als auch auf der zweiten mehrere Strecken, auf welchen rechts und links der Straße entlang kleine und geschmacklos gebaute Häuser, aus Holz, Lehm und Fachwerk, stehen. Waren diese Häuschen im Jahre 1781 schon da? Antwort: Ja, zum größten Theile. Ein großer Theil davon ist sogar unmittelbar vor 1781 und in 1781 von dem damaligen Landgrafen erbaut,

welcher mit den meisten deutschen Fürsten des 18. Jahrhunderts die Sucht, seine Residenz zu vergrößern, getheilt und Häuser gebaut hat, für die sich dann keine Bewohner fanden. Er und sein Nachfolger Landgraf Wilhelm IX. hatten die Absicht, die ganze Straße zwischen Kassel und Wilhelmshöhe auf beiden Seiten mit solchen Cottages zu besetzen. Der Plan liegt vollständig vor. Man hatte diese Ansiedelung auch schon als Commune constituirt unter dem Titel „Wilhelmshöher Allee." Als aber zuletzt Niemand mehr kam, der sich hier niederlassen wollte, so löste man diese Gemeinde wieder auf und theilte die Häuschen auf der ersten Strecke dem links gelegenen Dorfe Wehlheiden und die auf der zweiten Strecke dem rechts gelegenen Dorfe Wahlershausen zu, wozu sie auch jetzt noch gehören. Man ist wohl berechtigt, diese Häuschen scherzweise „Käfige" zu nennen.

Damals also baute der Landgraf diese Häuser und zugleich entvölkerte er seine kleine Landgrafschaft durch den Menschenhandel. In dem Gedichte, wovon wir reden, preist Goethe das Wachsthum Plundersweiler's und dann kommt die Eingangs erwähnte, durch Herrn Schöll vervollständigte Stelle. Es heißt also da: Plundersweiler vergrößert sich; die Häuser mehren sich; aber nicht so wie zwischen Kassel und Weißenstein, wo der Landgraf Häuser (Vogelbauer) baut, aber die Menschen (Vögel), welche sie bewohnen sollen, in die weite Welt hinausjagt.

Diese Auslegung würde auf sicherer historisch-topographischer Grundlage ruhen; und das Bild wäre correct durchgeführt.

Da der Witz etwas bitter ist, so hätte denn der höfliche Altmeister der deutschen Dichtkunst, der zugleich auch kleinfürstlicher Minister war, bei der Publication die Worte „Kassel" und „Weißenstein" gestrichen und damit dem Publicum eine Nuß vorgelegt, welche zu knacken wir beinahe ein ganzes Jahrhundert Zeit nöthig hatten.

— Ich benutze die Gelegenheit, um noch einen andern Irrthum zu berichtigen. Er bezieht sich auch auf die Wilhelmshöhe und die damalige Zeit:

Eine ganze Reihe deutscher Zeitungen erzählt von einem interessanten Fund, welchen ein hessischer Gelehrter in dem Nachlasse eines alten Kasseler Soldaten gemacht habe. Es soll eine handschriftliche Urkunde aus dem vorigen Jahrhundert sein, welche lautet wie folgt: „Ein schön und wahrhaftig Soldatenlied, so Anno 1775 am 19. Oktober zu Kassel auf der Parade von dem abziehenden Militär mit admirabler „bonne humeur" vor Ihrer Durchlaucht gesungen worden" und lautet:

— „Juchheisa nach Amerika,
Dir Deutschland gute Nacht,
Ihr Hessen präsentirt's Gewehr,
Der Landgraf kommt zur Wacht.
Ade, Herr Landgraf Friederich,
Du zahlst uns Schnaps und Bier,
Schießt Arm man oder Bein uns ab,
So zahlt sie England Dir.
Ihr lausigen Rebellen ihr,
Gebt vor uns Hessen Acht!
Juchheisa nach Amerika,
Dir Deutschland gute Nacht!"

Ich zweifelte sofort an der Aechtheit dieser Urkunde, erstens weil eine Redewendung in dem Gedicht der populären Ausdrucksweise der damaligen Zeit und der dortigen Gegend fremd, zweitens aber hauptsächlich deshalb, weil das Datum — 19. Oktober 1775 — entschieden falsch ist. Der erste Vertrag, welcher zwischen dem englischen Oberst William Faucith, als Vertreter der britischen Krone, einerseits, und dem hessischen Minister Generallieutenant Martin Ernst von Schlieffen, als Vertreter des Landgrafen Friedrich des Zweiten von Hessen-Kassel, andererseits, über die Lieferung von landgräflichen Soldaten zum Zwecke des Verbrauchs in dem Kriege Englands wider Amerika, abgeschlossen wurde, datirt nämlich vom 15. Ja-

nuar 1776 („Done at Cassell the fifteenth of January in the year 1776.“ Siehe die Urkunde bei Friedrich Kapp, der Soldatenhandel deutscher Fürsten nach Amerika, 1775—1783.) Die erste Lieferung der Soldaten war am 18. Februar 1776 marschfertig, und die erste Division hiervon marschirte am 2. März 1776 von Kassel ab, nachdem der Landgraf an dem nämlichen Tage Parade über dieselben auf dem Exerzierplatz zwischen Kassel und Wilhelmshöhe (Weißenstein) gehalten. Die angebliche Urkunde ist sonach beinahe ein halbes Jahr zu früh datirt; am 19. Oktober 1775 ist weder eine Parade noch ein Abmarsch verhandelter Landeskinder gewesen, folglich konnte auch das „Militär“ — ein Ausdruck, der damals in dieser Weise nicht gebraucht wurde — „nicht mit admirabler bonne humeur vor Ihrer Durchlaucht singen: Juchheisa nach Amerika.“

Weitere Nachforschungen haben denn auch dazu geführt, die wahre Quelle zu entdecken, welcher jenes schöne Lied entstammt. Es datirt nämlich nicht von 1775, sondern von 1859. Sein Verfasser ist nicht irgend ein alter hessenkasselscher Kantor, Präzeptor oder Feldwebel, sondern der Mainzer Zollparlaments- und jetzige Reichstags-Abgeordnete Dr. Ludwig Bamberger. Dieser veröffentlichte 1859 ein politisches Pamphlet, betitelt: „Juchhe nach Italia“, welches die damals in Deutschland vielfach herrschende Neigung, Oesterreich beizuspringen, bekämpft als „eine scheinpatriotische Erhebung, deren Ausgangs- und Endpunkt in erster Linie die Rettung des habsburgischen Soldaten- und Pfaffendespotismus ist, in zweiter Linie die Erhaltung der darauf basirten Zersplitterung, Ohnmacht und Kleinstaaterei Deutschlands.“

Zur Charakteristik der letzteren wird u. A. auch jener Soldatenhandel angeführt und das Lied „Juchheisa nach Amerika“ mitgetheilt. Es ist offenbar nicht einer älteren Quelle entnommen, sondern von Bamberger selbst gedichtet und dann dem

Schriftchen: „Juchhe nach Italia“ lediglich pro coloranda causa einverleibt worden. Ohne Zweifel muß es dem Herrn Verfasser außerordentlich schmeichelhaft sein, wenn ihm Zeichnung und Kolorit so wohl gelungen, daß sich die Presse und die Kritik täuschten und wirklich glaubten, das Lied sei „unter der Hinterlassenschaft eines alten hessischen Soldaten aufgefunden.“

* *
*

Es ist nicht ohne tendenziöseste Absicht, daß ich, bevor ich zu meiner wahrhaftigen Geschichte des Lustschlosses Weißenstein-Wilhelmshöhe übergehe, diese zwei kleinen und harmlosen historisch-philologischen Antiquitäten vorausschicke. Sie beweisen nämlich, wie sich selbst heute noch, mitten in diesem als ungläubig verschrieenen neunzehnten Jahrhundert, und gleichsam unter unsern eigenen Augen, Mythen bilden, die, wenn man ihnen nicht bei Zeiten mit zerstörenden Angriffswaffen zu Leibe geht, gar bald das Bürgerrecht erlangen und als vollwichtig cursiren.

Ich habe seit September 1870 oft die Behauptung gehört, die Anwesenheit Napoleons entweihe den Boden von Wilhelmshöhe. Wir haben immer gelacht, wenn die Franzosen behaupteten, wir deutschen Barbaren entweihten den „heiligen“ Boden Frankreichs; und wir hatten Recht zu lachen.

Aber nehmen wir doch auch den „heiligen“ Boden der Wilhelmshöhe nicht ohne Weiteres ernsthaft, sondern prüfen wir deren Geschichte:

Die jetzige Wilhelmshöhe also hieß ehedem der Weißenstein.

Hinter dem südwestlichen Flügel des jetzigen Schlosses ragt nämlich ein großer weißer Felsstein empor. Er hat dem Orte seinen ursprünglichen Namen gegeben. Man nannte es dort „Am weißen Stein“. Bis in die Mitte des zwölften Jahrhunderts bildete der Ort eine stille und wilde Waldeinsamkeit, in

welcher nur der Jäger Bescheid wußte. Sie gehörte zu dem schon erwähnten Dorfe Kirch-Ditmold, das in der damaligen Urkunde „Dyttmelle“ genannt wird.

In dem alten hessischen Städtchen Fritzlar wohnte dazumal ein alter, frommer und reicher Bürger, Bonifazius geheißen. Er wird als „Magister“ bezeichnet, worunter man sich wohl einen Grad irgend eines gelehrten oder frommen Ordens, aber nicht das Amt eines Schulmeisters vorzustellen hat; denn auch damals schon pflegten die Schulmeister keine Schätze aufzuhäufen. Dieser alte Herr erachtete den Platz am weißen Stein für sehr geeignet zur Gründung eines Klosters. Er erwarb ihn zu diesem Zwecke von der Dorfschaft Ditmold und baute das Kloster darauf, welches 1145 durch den Erzbischof Heinrich von Mainz eingeweiht wurde. Heute sind die Klöster ein Anachronismus — damals waren sie Pflanzstätten der Kultur. Es waren Cisterzienser und Bernhardiner, welchen wir den Steinberger, den Marcobrunner und den Rüdesheimer verdanken; und auch die Mönche im Kloster auf dem weißen Stein (ecclesia in lapide albo) waren unermüdlich, das Land anzuroden und die damals noch etwas wilden Chatten im Obst- und Gemüsebau und sonstigen nützlichen Künsten des Friedens zu unterrichten. Zum Dank dafür wurde das Kloster mit zahlreichen Stiftungen und Schenkungen bedacht; auch wußte es sich durch Privilegien und Freibriefe des deutschen Königs und der Territorialherren von Fluß- und Wegzöllen, Stapelrechten und anderen Lasten, welche damals den Verkehr hemmten, zu befreien. Die Klöster hatten damals auch eine wirthschaftliche Bedeutung. Sie waren Pflegestätten des Gewerbfleißes und Knotenpunkte des Handels, wofür sie wirthschaftliche Freiheit suchten. Sie bildeten einen wichtigen Faktor in dem ökonomischen Leben der Nation; sie unterhielten sogar auch eine Art Postanstalt, welche von Kloster zu Kloster ging und von dem besser situirten Publikum benutzt

wurde. Kein Wunder, wenn unter solchen Umständen ein Kloster zu Blüthe und Wohlstand gelangte, wie dies auch bei den Weißensteinern der Fall war.

Im dreizehnten Jahrhundert finden wir in demselben Augustiner-Nonnen, ohne daß wir wissen, wie es kam, daß die Mönche, welche der Konvent in Fritzlar geschickt, ihnen Platz gemacht hatten. Auch jetzt noch steht das Kloster in vollem Glanze, und es sind namentlich Fräulein aus guter Familie, welche dort eintreten. Sogar Mechthild, die Tochter des Landgrafen Wilhelm I., suchte zu Ende des fünfzehnten Jahrhunderts dort Schutz vor einem verhaßten Freier, und fand ihn. Es war Sitte, daß die Novizen dem Kloster eine Mitgift einbrachten und der Landgraf konnte sich dem nicht entziehen. Er wußte indeß die Frömmigkeit mit Geschäftsklugheit zu vereinigen und verschrieb 1493 dem Kloster Weißenstein tausend Gulden, zahlbar am 1. Mai 1500, falls dann die Tochter noch lebe und noch Nonne des Klosters Weißenstein sei; denn er behauptete, des Menschen Wille sei wandelbar bis zu seinem Tode. Hier war dies jedoch nicht der Fall, und das Kloster erhielt diese Summe. Kurze Zeit darauf aber begann die fromme Tochter des Landgrafen zu kränkeln und starb als „Schwester Seraphine“ unter bangen Visionen über die Zukunft des Hauses Brabant (so hieß ursprünglich die hessische Dynastie) und unter inbrünstigen Gebeten, daß die Vorsehung das Unglück abwenden möge, das diese kurhessische Cassandra voraussah.

---

## III.

Die Anhänger der alten Kirche sahen die traurigen Prophezeiungen der Schwester Seraphine verwirklicht, als ein Vierteljahrhundert später deren Neffe, Landgraf Philipp, „der Großmüthige“ genannt, die Reformation einführte und die Klö-

ster aufhob, natürlich auch das, welches Tante Mechthild zu seinen Schwestern gezählt hatte.

Im Frühjahr 1527 erschien ein Vogt des Landgrafen auf dem Weißenstein und hieß die Klosterjungfrauen gehen. Von den jüngeren unter ihnen wurde, so scheint es, die Sprengung der Klosterpforten nicht mit allzugroßer Unzufriedenheit aufgenommen; wenigstens meldet uns die Chronik, daß eine Nichte des Landgrafen, welche ebenfalls in Weißenstein den Schleier genommen hatte, weniger willensstark als ihre Großtante, sich alsbald nach Aufhebung des Klosters einem Grafen zu Tecklenburg vermählte. Bei den älteren freilich war es anders. Die Priorin, welche 1493 die Prinzeß Mathilde aufgenommen hatte, weigerte sich, die geweihten Mauern zu verlassen, und der gutmüthige Vogt that ihr den Willen. Sie blieb und ist in ihrer Zelle, fast 90 Jahre alt, gestorben.

Das Kloster aber kam immer mehr in Verfall; und das der Kultur abgerungene Land wäre wieder in den Zustand der Wildniß zurückgefallen, wenn nicht im Anfange des siebzehnten Jahrhunderts ein Nachfolger des „Großmüthigen", Landgraf Moriz, welcher den Beinamen des „Gelehrten" führte, weil er die griechischen und lateinischen Autoren liebte, dazwischen getreten wäre. Er verirrte sich eines Tages, seinen Horaz in der Tasche, in diese Waldeinsamkeit; die Ruine der Klosterkirche gefiel ihm; er streckte sich im kühlen Schatten auf das weiche Gras; und in demselben Augenblicke, wo er in seinem Horazius die schöne Ode: „O fons Bandusiae, splendidior vitro" u. s. w. (O Bandusischer Quell, strahlender als Krystall 2c.) las, hörte er neben sich unter Laub und Farrenkraut versteckt, eine muntere Quelle murmeln. Das genügte, um ihn zu dem Entschluß zu bestimmen, sich hier ein Asyl zu bauen, wo er, fern von dem Geräusch des Tages, seinen klassischen Liebhabereien nachgehen könne.

In dieser Zeit vor dem dreißigjährigen Krieg entstand jener Landsitz, welcher jetzt, freilich in anderer Form, an demselben Platz stehend, Wilhelmshöhe heißt. An Stelle des Klosters baute der gelehrte Landgraf ein Schloß, bestehend in einem Corps de Logis und zwei Flügeln, jenes für die Herrschaft, dieses für Besuch und Dienerschaft bestimmt. Die zerfallene Kapelle ließ er wiederherstellen; und da sie dicke Mauern hatte, hinter welchen es im Sommer sehr kühl war, so verwandelte er sie in einen Gartensalon nebst Badezimmer. Es war eben eine etwas pietätlose Zeit. Neben dem Schloß ließ er seinen Bandusiischen Quell in einen Brunnen fassen; auf den marmornen Brunnenstein setzte er eine von ihm selbst in der Sprache des Horazius gedichtete lateinische Inschrift, welche man deutsch nicht besser wiedergeben kann, als mit den schönen Worten von L. C. Hölty:

„Wunderseliger Mann, — welcher der Stadt entfloh!
Jedes Säuseln des Baums — jedes Geräusch des Bachs
Jeder blinkende Kiesel
Predigt Tugend und Weisheit ihm.

Jedes Schattengesträuch — ist ihm ein heiliger
Tempel, wo ihm sein Gott — näher vorüber wallt,
Jeder Rasen ein Altar,
Wo er vor dem Erhabnen kniet."

Das Schloß erhielt die Aufschrift „Villa Mauritiana" oder gar „Mauritiolum leuco-petraeum"; da aber das biedere Volk der Chatten zufrieden war, daß sein Landgraf Latein wußte, und sich selbst der alten Sprachen nicht befleißigte, so nannte es den Landsitz, so lange Moriz der Gelehrte lebte, „Morizheim" und kehrte nach dessen Tode wieder zu dem Klosternamen „Weißenstein" zurück. Denn in solchen Dingen ist das Volk oft konservativer, als die Regierungen. Ja, der richtige Hesse nennt heute noch die Wilhelmshöhe den „weißen Stein", und den Bergrücken, an welchem es liegt, den „Winterkasten" wie vor siebenhundert Jahren.

Im Uebrigen hören wir während der ersten drei Viertel des siebzehnten Jahrhunderts wenig von Weißenstein. Die Furie des dreißigjährigen Krieges tobt durch das Hessenland. Die Unterthanen und die Fürsten leiden gleich sehr. Die Letzteren (die Landgrafen Wilhelm V., VI. und VII.) starben alle nacheinander früh. Die Zeit der klassischen Reminiscenzen ist vorbei, und die schon so hoch gestiegene wirthschaftliche Kultur droht in dem Kriege Aller gegen Alle unterzugehen, um erst im neunzehnten Jahrhundert, seit Gründung des Zollvereins, einen erneuerten Aufschwung zu nehmen.

Der Weißenstein wird erst wieder erwähnt, seitdem 1677 der Landgraf Karl den Thron bestiegen, um den Gebäuden den Stempel des damaligen Geschmacks in seiner ganzen Größe, zugleich aber auch in seiner ganzen Wunderlichkeit, ja man kann sagen Abgeschmacktheit, aufzudrücken.

Dieser Landgraf Karl war prototyp für seine Epoche und sein Geschlecht. Zu damaliger und früherer Zeit nämlich waren die hessischen Landgrafen eben so groß im Geldausgeben, als während der beiden letzten Generationen im Geizen und Gelderübrigen. Was Philipp den Großmüthigen, den gemeinschaftlichen Stammvater der Kasseler und der Darmstädter Linie anlangt, so bewahrt das Staatsarchiv heute noch eine Quittung des Grafen zu Ortenberg, worin derselbe bekennt, von dem Landgrafen 10,000 Gold-Gulden, die dieser im Hazardspiel an ihn verloren, erhalten zu haben. Zehntausend Gold-Gulden waren damals so viel, wie jetzt hunderttausend Thaler. Der Landgraf Karl fröhnte edleren, aber nicht minder kostspieligen Passionen, nämlich denen, Kunstwerke zu erwerben und sich in Bauten zu verewigen. Um die dazu erforderlichen Mittel, welche das an sich keineswegs reiche Hessenland in genügendem Maße nicht gewährte, aufzubringen, begann er jenes Geschäft, welches seine Nachfolger im achtzehnten Jahrhundert so schwungvoll fortsetzten,

und das bekannt ist unter dem Titel des „Menschenhandels“ oder des „Verkaufs hessischer Landeskinder,“ d. h. er vermiethete oder verkaufte seine Truppen an fremde Mächte zum Zwecke der Verwendung in allen möglichen Kriegen. So überließ er 1687 an Venedig 1000 Mann zum Kriege gegen die Türken in Morea, 1702 an die Seemächte 9000 Mann, 1706 zur Kriegführung in Italien 11,500 Mann, nach dem Frieden von Utrecht an Georg I. von England 12,000 Mann; und seit der Thronbesteigung Georg's II. zahlte ihm England für hessische Mannschaften jährlich 240,000 Pfund Sterling, nach den damaligen Verhältnissen eine kolossale Summe. Mit dem Ertrage dieses Geschäfts bestritt er seine Bauten und seine Kunstreisen. Von einer der letzteren brachte er einen italienischen Baumeister Signor Giovanni Franzesco Guerneri mit. Diesem stellte er ein Programm für die Wilhelmshöhe. Es sollten da Dinge geleistet werden, wie sie Deutschland noch nicht kannte, und zwar unter sinniger Benutzung der schönen Landschaft und des berg-, wald- und wasserreichen Terrains. Signor Guerneri verpflichtete sich im Jahre 1700, den ganzen großen Plan, welchen er in Gemeinschaft mit dem Landgrafen Karl festgestellt hatte, binnen vierzehn Jahren auszuführen, vorausgesetzt, daß die Mittel nicht aufhörten, zu fließen. Die Mittel flossen und der italienische Künstler hielt Wort. Sein Hauptstolz war die Nachahmung der Kaskaden der Villa d'Este in Tivoli. Sie übertraf ihr Vorbild. Sie ist 900 Fuß lang und 40 Fuß breit, und alle 150 Fuß sind Bassins und Terrassen angebracht, aus welchen das Wasser von Neuem hervorbricht. Die Spitze der Höhe krönt ein achteckiges Gebäude, bekannt unter dem Namen des „Octogon“. Es enthält, ähnlich den kolossalen Bauten des Potsdamer Pfingstberges, die Wasserbehälter. Unten tragen große Kreuzgewölbe einen mächtigen cyklopischen Bau; dann folgt darüber ein rundum laufender Bogengang mit 200 tos-

kanischen Säulen; dann die Plattform, und über oder auf ihr eine Pyramide von 96 Fuß Höhe. Alles Das ist in der That großartig und schön, namentlich in der prachtvollen Landschaft, die es umgiebt.

Außerdem aber hat Landgraf Karl geflissentlich und sein italienischer Baumeister vielleicht halb wider Willen, dem mythologisch verzopften Geschmack der damaligen Zeit in ausgedehntestem Maße gefröhnt. Tritonen, die auf kupfernen Hörnern seltsame Töne produciren, Töne die aus dem Drucke des Wassers und der Luft entstehen; — der Riese „Enceladus", unter einem Felsblock begraben, so daß nur die eine Schulter und der Kopf hervorragen, ein Kopf mit einem riesigen Maul, das einen Springbrunnen von 58 Fuß in die Höhe wirft; — ein Bassin mit der Grotte des Cyklopen Polyphemos, welches seltsamer Weise daneben mit Figuren dekorirt ist, welche die Liebe und die Hoffnung, den Neid und den Tod, vorstellen sollen, ohne daß man weiß, in welchem Zusammenhange diese Tugenden und diese Unannehmlichkeiten mit dem einäugigen Riesen stehen sollen, der durch den verschlagenen Odysseus berühmt geworden; — und noch viele derartige Schnurrpfeifereien, auf welche eine Menge Kraft und Geld verwendet wurde, die eines bessern Zweckes werth war. Dazu kommen denn noch die sogenannten „Vexir-Künste," mit welchen der Fürst in gnädig-muthwilliger Laune seine Gäste zu necken pflegte. Will man z. B. sich in der Grotte einen Platz suchen, um den Cyklopen ordentlich in Augenschein zu nehmen, so geräth man plötzlich in ein — wenn dieser Widerspruch erlaubt wird, möchte ich sagen: — in ein „wässeriges Kreuzfeuer." In dem Felsen und in den Steinen der Grotte sind nämlich eine Menge von unsichtbaren Röhren eingelassen, welche den wißbegierigen Besucher nicht blos mit einem Regen, sondern mit einer wahren Trause oder mit einer Mehrheit von Trausen begießen. Dergleichen muthwillige Veranstaltungen

waren dazumal an der Tagesordnung. In den Gärten des Lustschlosses Hellbrunn bei Salzburg finden wir sie noch weit sinnreicher. Rings um eine große steinerne Tafel finden sich dort steinerne Sitze. Hier gab der Bischof von Salzburg seine Diner's. Er selber thronte auf dem Sessel des Vorsitzenden. Das Ganze aber war unterminirt von Wasserkünsten; und wenn der hochwürdigste Präsident an einem Knopf, der sich vor ihm an dem Tische befand, drückte, dann erhoben sich plötzlich die Springfluthen, nicht nur von der Tafel, sondern auch von den steinernen Sesseln der geehrten Gäste, welchen dadurch unfreiwillige Sitzbäder a posteriori bereitet wurden. Heutzutage würde man dergleichen etwas plumpe Scherze übel nehmen, namentlich einem Fürsten der Kirche; damals fühlte man sich allerunterthänigst dadurch geschmeichelt. Jedenfalls aber läßt sich zu Gunsten dieser Wasserkünste wenigstens so viel sagen, daß sie ungleich harmloser und menschlicher waren, als die Feuerkünste, welche man selbst zu jener Zeit noch anwandte bei jenen unglücklichen alten Weibern, welche man als Hexen anklagte, bloß deshalb, weil sie rothe Triefaugen hatten: dann auf die Folter spannte, weil man sie einmal angeklagt hatte; ferner zu einem Geständniß brachte, weil sie den Qualen der Tortur nicht gewachsen waren; und dann endlich verbrannte, weil sie ein Geständniß abgelegt hatten; — das nannte man Rechtspflege.

---

## IV.

Am 6. Juni 1714 wurden alle jene Herrlichkeiten des Weißenstein eingeweiht. Der Landgraf ließ sein getreues Volk in Gnaden zu. Dasselbe stieß natürlich pflichtschuldiger Maßen enthusiastische Freudenschreie aus, als die großen Wasser sprangen. Es dachte nicht daran, daß sie erkauft waren durch

große Ströme Blut, welches seine für Geld verhandelten Söhne in Italien, Spanien oder sonstwo vergossen. Der Landgraf Karl schwelgte in dem Bewußtsein, alle übrigen deutschen Fürsten durch solche Prachtbauten überboten zu haben. Er sann, wessen Bildsäule er oben auf die Pyramide stellen sollte, in welche das Oktogon auslief. Vielleicht dachte er an sich selbst. War es ja doch bei den römischen Imperatoren Sitte, sich bei Lebzeiten unter die Götter versetzen und Statuen errichten zu lassen; und jeder deutsche Territorialherr behauptete damals, er sei Kaiser in seinen Landen. Es war bei der Einweihungsfeierlichkeit, daß der Landgraf den Erbprinzen fragte: „Was denkst Du wohl, was wir da oben auf die Pyramide setzen?"

„Einen Galgen für den, der das Alles hergestellt, ohne zu bedenken, wie viel Blut und Thränen es dem Hessenvolke kostet", antwortete der Prinz. Denn schon damals pflegten dort Sohn und Vater nicht gerade auf dem besten Fuß miteinander zu stehen.

Eine schallende allergnädigste und allerhöchste Ohrfeige an offener Tafel war die Antwort des erzürnten Vaters. Der aufrichtige Prinz mußte dem Lande den Rücken wenden. Er ging nach Schweden, wo er Karl's XII. Schwester Ulrike heirathete und nachmals König ward.

Landgraf Karl aber setzte nicht sich selbst und auch nicht einen Galgen auf die Pyramide. Er ergriff den damals so beliebten mythologischen Mittelweg, indem er dem Rathe seines Guerneri folgend, eine kolossale Nachbildung des farnesischen Herkules wählte; wenn er aber dabei hoffte, das Chattenvolk werde ebenfalls mythologische Studien machen und etwa in dem riesigen Standbild eine allegorische Darstellung der Machtfülle und Kraft seines Landesherrn erblicken, so irrte er sich. Die Hessen nannten damals schon die Figur den „großen Christoffel" und nennen sie bis zum heutigen Tag noch so; und der grie-

chische Heros Herkules ist ihnen bis zur Stunde eine vollständig unbekannte Persönlichkeit.

Die Statue wurde 1717 aufgerichtet. Gefertigt ist sie durch einen einfachen Kasseler Kupferschmied Philipp Käpper, welcher sie aus Kupfer über ein von Guerneri herrührendes hölzernes Modell goß oder trieb. Der hohle Raum in der Säule des Riesen wäre ein recht geeigneter contemplativer Platz für gefallene Größen, wie Napoleon den Dritten. Ob aber der heidnische Herkules oder der heilige Christoph — mag sich Jeder darunter denken, was er will — sehr erbaut ist von dem französischen Besuche, den er im September 1870 erhalten, mag dahingestellt bleiben. Dem unter seinen Schutz gestellten Schlosse Weißenstein haben die Franzosen ehedem übel mitgespielt. Während der Regierung des Landgrafen Wilhelm des Achten, welcher seinem am 20. März 1730 verstorbenen Vater, dem Landgrafen Karl succedirte, entbrannte der siebenjährige Krieg. Französische Horden fielen in das Hessenland und hausten auf dem Weißenstein nicht besser, als anderwärts. Sie machten Versuche, das Octogon in die Luft zu sprengen. Dies gelang zwar nicht, aber es trug doch wesentliche Beschädigungen davon. Die Wasserkünste zerstörten sie gänzlich; denn das Blei der Röhren reizte ihre Raubgier. Außerdem schlugen sie nach Möglichkeit den Statuen Arme und Beine entzwei und den Kopf, oder wenn das nicht ging, wenigstens die Nase ab, um damit für Mit- und Nachwelt ihren civilisatorischen Beruf zu dokumentiren. Zuaven und Turkos hatten sie damals noch nicht, sie besorgten daher selbst dergleichen „Ritterlichkeiten".

Der nächste Landgraf, Friedrich II., der als Prinz in Rom zur katholischen Kirche übertrat, weil er glaubte, diese sei „vornehmer", als die andere, war wieder ein passionirter Kunstfreund. Er ließ nicht nur die Anlagen wieder herstellen, sondern brachte auch eine Verbesserung darin an. Dem Polyphem nämlich, von

welchem ich bereits gesprochen habe, ließ er eine siebenstimmige Hirtenflöte an den Mund setzen, welcher eine künstlich verborgene Wasserorgel arkadische Weisen entlockte. Was mag sich wohl der gigantisch wilde Sohn des Poseidon und der Europa, welcher, wenn man den zuverlässigen Ueberlieferungen des blinden Sängers Homeros Glauben schenken darf, zum Frühstück jedesmal sechs von den Gefährten des göttlichen Dulders Odysseus, nebst etlichen Schläuchen süßen Weines verzehrte, dabei gedacht haben, daß ihn der Fürst der Chatten zu so friedlich-idyllischen Künsten verdammte?

Des Fürsten sonstige Zuthaten waren von ähnlichem Geschmack. Er baute das „Grabmal des Virgil" in Erinnerung an die Tomba di Virgilio bei Neapel. In Neapel, wo das Volk bis zum heutigen Tage noch den Virgil, nicht als den Dichter der Aeneide oder der Bukolika und Georgika, sondern als großen Zauberer verehrt und daher einem in reizender Lage gelegenen antiken Rundbau seinen Namen gegeben, hat das Ding einen Sinn. In der echt deutschen Landschaft des Weißenstein weiß man kaum, was man dazu sagen soll. Dasselbe gilt von der „Eremitage des Sokrates", einer Attika mit Säulen. Ein drittes Kleinod dieser Art, ein achteckiger Tempel, hatte früher wohl auch einen ähnlichen pretiösen Namen. Allein der chattische Volkswitz hat ihn spurlos ausgewischt, indem er dem Bauwerk den Namen beilegte: „Der Kleiderschrank des großen Christophel"; und es ist in der That echt-menschlich gedacht, daß man dem großen nackten Herkules dort oben, welcher im Winter, zur Zeit wo die schneidend scharfen Nordostwinde des teutonischen Blocksbergs auf den hellenischen Halbgott eindringen, nicht übel frieren mag, mit einer vollständigen Garderobe beizuspringen gedenkt.

Außerdem baute Landgraf Friedrich II. die Anlagen in den „elysäischen Feldern", die Fasanerie, die Schweizerei und das chinesische Dorf Mou-Lang. Damals schwärmte man für das

Reich der Mitte, war jedoch über dasselbe so schlecht unterrichtet, daß man es mit einer türkischen Moschee ausstaffirte.

Das Beste, was Friedrich II. gemacht hat, ist zugleich das Einfachste, nämlich ein Springbrunnen dem Schlosse gerade gegenüber, welcher eine starke Wassersäule fast 200 Fuß hoch wirft, und in der wald- und bergreichen Gegend einen imposanten Eindruck macht.

Die damalige Landgrafschaft Hessen-Kassel hatte etwa anderthalb hundert Quadratmeilen und etwas über eine Viertel Million durchschnittlich gering bemittelter Einwohner. Ein so kleines und armes Ländchen konnte natürlich auf dem Wege der gewöhnlichen Besteuerung die Mittel zur Befriedigung des landgräflichen Luxus nicht liefern. So warf man sich denn abermals in ausgedehntestem Maßstabe auf den Soldatenhandel. Man kann nachweisen, daß vom Ende des 17. bis zum Ende des 18. Jahrhunderts in Europa kein Schlachtfeld existirt hat, wo nicht hessische Landeskinder für Geld bluten mußten, wozu dann unter Landgraf Friedrich II. noch Amerika hinzukam. Denn er verkaufte seine Leute an England, das sie zum Kriege gegen die aufständischen Kolonien in Nordamerika verwandte. Wer sich über diese zum Theil haarsträubenden Einzelheiten, namentlich über die blutige Härte und Grausamkeit, mit welcher man die Leute empfing, und bis zur Ablieferung auf die Schlachtbank behandelte, näher unterrichten will, den verweise ich auf Friedrich Kapp's „der Soldatenhandel deutscher Fürsten nach Amerika" (1775—1783) — Berlin 1864 —, ein Buch, vollendet in der Darstellung und mit der größten Sorgfalt nach bisher unbenutzten Quellen gearbeitet, namentlich nach den englischen und amerikanischen Archiven und nach einer Urkundensammlung des berühmten amerikanischen Historikers Herrn Bancroft, des Gesandten der amerikanischen Union bei dem deutschen Reiche.

Für Friedrichs II. mäcenatische Pflege der Wissenschaften und schönen Künste ist folgender Zug charakteristisch: Ein Dichterling, Namens Casperson, sann auf Mittel, sich Gunst und Gnade zu erwerben und verfiel auf Folgendes: Während der Landgraf zu Wilhelmshöhe auf einem dritten Orte saß, ließ er ihm ein auf außerordentlich feines und weiches Seidenpapier gedrucktes Lobgedicht zum hochdienlichen Gebrauch überreichen. Er hatte das Richtige gefunden und wurde sofort zum Professor am Carolinum ernannt. Dieses ganz absonderliche Exemplar von einem Mäcenas starb am 31. Oktober 1785 auf Wilhelmshöhe (Weißenstein), und zwar auf eine ebenfalls charakteristische Weise. Eine Zigeunerin hatte ihm einmal prophezeit, es drohe ihm Gefahr von einem Hahn, vor dem solle er sich hüten. Nun kam ein gebratener Truthahn auf die Tafel. „Aha, der gefährliche Vogel“, sagte der Landgraf und nahm einen tüchtigen Bissen. Der Bissen blieb ihm im Hals stecken, so daß er auf der Stelle todt blieb.

---

## V.

Dem Opfer des Truthahns succedirte sein Sohn, welcher als Landgraf Wilhelm IX., als späterer (seit 1803) Kurfürst Wilhelm I. hieß, der Großvater des letzten Kurfürsten Friedrich Wilhelm I. Unter dem Titel „Vater, Sohn und Enkel“ hat Herr Alfred Klaubold eine treffliche Geschichte und Charakteristik dieser drei letzten Regenten des Hessenlandes geschrieben, auf welche ich den Leser verweise. Ich halte mich zunächst an Wilhelmshöhe, damals (1785) noch Weißenstein genannt. Wilhelm ließ alsbald nach seinem Regierungsantritt das von dem Landgrafen Moritz erbaute Schloß niederreißen und unter der Leitung seiner Baukünstler Du Ry und Jussow durch ein neues, größeres und prachtvolleres ersetzen. Es wurde 1798 vollendet und „Wil-

helmshöhe" getauft; und von nun an tritt der Name „Weißenstein", wenigstens in den offiziellen und schriftmäßigen Kreisen, in den Hintergrund, während der naturwüchsig-konservative Theil der Bevölkerung solchen Neuerungen weniger zugänglich ist. Der Kurfürst ließ in großen Lettern über das Portal setzen: „Wilhelmus conditor" (Wilhelm ist der Erbauer). Die biederen Hessen lasen es und wunderten sich, daß ihr Wilhelm Konditor, d. i. Zuckerbäcker, geworden. Das ärgerte wieder den Kurfürsten. Er ließ die Inschrift durch eine andere ersetzen; jedoch bei Leibe nicht durch eine deutsche. Er schrieb: „Wilhelmus elector condidit" (Erbaut von Kurfürst Wilhelm).

Er, der Erste der drei Kurfürsten, hat auch die Löwenburg erbaut, deren ich früher gedachte. Sie hat nicht das Vogelkäfigartige, wie Stolzenfels, Rheinstein und andere restaurirte Burgen am Rhein, sondern besitzt im Innern auch große und behagliche Räume, namentlich den Ritter- und den Speisesaal; auch an einem Turnierplatze fehlt es nicht. Ferner wurde unter ihm die Wilhelmshöhe um zwei Wasserfälle vermehrt. Der Eine heißt der Steinhofer'sche. In der Nähe der Löwenburg toben plötzlich wilde Wasser durch Blöcke und Felsen, über Vertiefungen, Terrassen und Abfälle, durch Büsche und Bäume hindurch, so daß man wirklich geneigt ist, zu vergessen, daß das Alles künstlich gemacht worden. Der Urheber ist ein Autodidakt, ein naturwüchsiges Baugenie, Namens Steinhofer, der als Inspector in des Kurfürsten Dienst stand, keinerlei wissenschaftliche Kenntnisse besaß, ja nicht einmal einen Plan zu zeichnen verstand, sondern Alles mit seinem Stock ausmaß und demgemäß seine Leute instruirte. Er war gleichsam der genius loci und hat bis zum Ende seines Lebens die Wasserkünste im Schweiße seines Angesichts dirigirt und gepflegt. Wörtlich: im Schweiße seines Angesichts. Denn ähnlich, wie einen berühmten militärischen Kapellmeister der Gegenwart, sah man ihn stets

sich mit dem Taschentuche die Stirne trocknen, mit alleiniger Ausnahme des Falls, daß besagtes Tuch in Folge des starken Gebrauchs noch nässer war als die Stirne: dann nämlich band er es an seinen Meßstock, damit es wieder trockne.

Der andere Wasserfall heißt der Aquädukt. Es sind vierzehn hohe römische Bogen, die dann plötzlich abbrechen, so daß hier das Wasser 100 Fuß hoch in Masse niederstürzt. Auch eine „Teufelsbrücke" hat er gebaut, recht schön für Jeden, der das Original an der Gotthardtstraße in der Schweiz niemals gesehen hat. Damit kann man die Baugeschichte von Wilhelmshöhe im Wesentlichen als geschlossen betrachten.

Im Jahre 1806 mußte der Kurfürst vor den Franzosen das Land verlassen. Napoleon der Erste, der in ein paar Jahren mehr Königreiche und Fürstenthümer fabrizirt hat, als in ein paar Jahrhunderten wild wachsen, errichtete hier das Königreich Westfalen, machte Kassel zu dessen Hauptstadt und seinen Bruder Hieronymus zu dessen König. Letzterer war unter den Kaiserbrüdern der unbedeutendste, leichtsinnigste uud gutmüthigste. Er taufte die Wilhelmshöhe um in „Napoleonshöhe" und machte sie zum Schauplatz galanter Abenteuer und glänzender Feste. Wenn er Nachts seine Festgenossen entließ, geschah es selten ohne den Kabinetsbefehl: „Morgen wieder luschtigk" (Morgen wieder lustig). Er verstand ein Bischen Deutich und sprach es mit schwäbischer Zunge, da er es von seiner Frau, einer würtembergischen Prinzessin, gelernt hatte. Der jetzige Gefangene auf Wilhelmshöhe spricht ganz geläufig Deutsch, und zwar ebenfalls mit schwäbisch-alemannischer Aussprache, denn er hat es im Südwesten Deutschlands und in der Schweiz gelernt.

„Bruder Luschtigk" mußte 1813 vor den Kosacken flüchten. An die Stelle des Königreichs Westfalen trat wieder der Kurstaat Hessen, und die „Napoleonshöhe" nannte sich wieder „Wilhelmshöhe".

Der zurückkehrende Kurfürst ließ alle Beamte 1814 wieder zurückavanciren zu dem, was sie 1806 gewesen waren, und zog die Güter, welche zwischenzeitig veräußert worden waren, wieder an sich, ohne den Kaufpreis zurück zu erstatten. Sein Haupt-Regierungsakt war die Wiederherstellung des Zopfes. Sein Sohn und Nachfolger hieß Wilhelm der Zweite. Er schaffte den Zopf wieder ab; eines schönen Morgens war die ganze Fulda mit den abgeschnittenen Zöpfen der kurhessischen Armee bedeckt. Sein Enkel ist Kurfürst Friedrich Wilhelm der Erste und der Letzte, welcher nicht den Zopf, sondern die Verfassung abschaffte, selbst nicht regierte, aber auch keinen Andern regieren ließ, so daß eine Art Staats-Erstarrung eintrat, eine Regierungsarbeitseinstellung, ein staatsoberhauptlicher Strike.

Er befahl jedem Eisenbahnzug, bei Wilhelmshöhe zu halten, obgleich nie dort Jemand ein- oder ausstieg. Das ist Alles, was er für Wilhelmshöhe gethan hat.

Am 23. Juni 1866, Abends, fuhr ein geschlossener Wagen, eskortirt von preußischen Husaren, in die dunkle Nacht hinaus. Es war der letzte Kurfürst, welcher Wilhelmshöhe verließ, um es nie wieder zu sehen. Der Kurstaat hatte aufgehört zu existiren. Das Haus Brabant hatte aufgehört zu regieren. Der große Christophel aber steht noch.

Sic transit gloria mundi!

---

# Versailles im October.

## I.
### Schloß und Gartenkünste.

Ich will von Versailles erzählen und bin in einiger Verlegenheit, wie ich das anfangen soll.

Offen gestanden war mir dieses renommistische Denkmal der hohlen, inhaltslosen Selbstvergötterung eines Ludwig XIV. niemals recht sympathisch. Wenigstens gefiel mir der stille, lauschige Waldesduft von Saint Cloud, dessen Schloß die Franzosen selbst aus wahrhaft kindischer Poltronerie (ich weiß dafür kein deutsches Wort) kürzlich zusammengeschossen haben, und die schöne Aus- und Umsicht von Saint Germain en Laye, wo man nebenbei im Pavillon Henry IV. so trefflich speiste, immer viel besser.

Indessen, ich will meinen Gefühlen Schweigen auferlegen und systematisch beginnen:

Wie Julius Cäsar in seinen Memoiren über den gallischen Krieg behauptet, ganz Gallien sei in drei Theile getheilt, so erlaube ich mir Versailles in fünf Theile zu theilen, nämlich: 1) die Stadt, 2) das vordere Schloß, 3) das hintere Schloß, 4) den Park, 5) die Anhängsel, Groß- und Klein-Trianon u. s. w. Bevor ich zu Einzelheiten übergehe, ein

Wort über den Gesammt-Eindruck. Versailles verdankt seine Existenz einer Fürstenlaune, und zwar der Laune eines Fürsten und eines Fürsten, der sich für den Einzigen hielt. Ludwig XIV. hat in der Zeit von 1673 bis 1680 das Schloß, richtiger gesagt: den endlosen Komplex von Schlössern und den riesigen Park, angelegt. Man kann nicht leugnen, das Ganze imponirt durch seine Großartigkeit; aber dieser Eindruck dauert nur eine gewisse Zeit, dann wird er verdrängt durch die Ermüdung, welche die Monotonie verursacht. Damit man nicht sage, dieses Urtheil sei zu hart, zu willkürlich, will ich die Worte hierhersetzen, mit welchen der berühmte Geograph Carl Ritter in einem nicht für die Oeffentlichkeit bestimmten vertraulichen Reisebriefe an seine Frau sich darüber ausspricht: „Dieses Versailles ist ein Labyrinth von aneinandergehängten Palästen, in welchen man gleichzeitig den Glanz und die Herrlichkeit Louis XIV., der es erbaute, und das Elend der Revolution, die ihm folgte, in den tausend Spiegeln erblickt, welche die Wände bedecken. Der Park ist im größten Style jenes steifen Versailler Geschmacks angelegt, der sich, seltsam genug, auf eine unbegreifliche Weise an allen größeren und kleineren Höfen verbreitet hat. Die größte Langeweile und Ermattung ergreift Einen auf die Dauer, wenn man dort herumwandelt zwischen den steifen geschnittenen Hecken und Bäumen, von Terrasse zu Terrasse, vorbei an lauter trocken stehenden Wasserkünsten und perspectivisch zurechtgeschnittenen Durchsichten."

Man sieht überall Ludwig XIV. mit seinem: „Der Staat, das bin ich!", und zwar ist dieses der „Staat-Moloch", der Alles verschlingt, die Einzelnen, die Gesellschaft, die ganze wirthschaftliche, bürgerliche, politische, wissenschaftliche und künstlerische Thätigkeit, die Provinz und den Kreis, die Kirche und die Gemeinde. Es ist also ganz natürlich, daß der Repräsentant eines solchen Staates auch in seinem Park aus Eigensinn das

Wasser den Berg hinauflaufen macht und die Bäume nicht nach den Gesetzen der Natur wachsen läßt, sondern ihnen die seltsamsten Figuren und Schnörkel vorschreibt und sie zwingt, diesen Vorschriften zu gehorchen. Wenn man eine Hainbuche zwingen will, auszusehen wie ein Löwe, so erinnert das doch einigermaßen an das bekannte Russische: „Der Bien' muß!"

Und doch, man kann es nicht leugnen, es ist gewiß Groß in seiner Art, dieses Versailles, wenn auch die Art nicht an sich groß ist. Ich werde das noch näher zu entwickeln suchen.

Von der Stadt selbst will ich nicht viel reden. Sie hatte unter Ludwig XIV. über hunderttausend Einwohner. Seitdem aber im Herbst 1789 die Pariser den König Ludwig XVI., dessen Gemahlin Marie Antoinette, dessen zwei Kinder und dessen Schwester Elisabeth aus dem Versailler Schloß halb in Güte und halb mit Gewalt nach Paris entführten, von wo es keine Wiederkehr gab, haben die nachfolgenden Herrscher, sowohl Louis Philipp, als auch die Napoleons und die Bourbons dieses Schloß als durch die Gräuel der Revolution besudelt betrachtet und in der Regel andere Landsitze vorgezogen, welche zudem die Vorzüge schönerer Lage und größerer Bequemlichkeit hatten.

Der Aufgang zum Schloß ist von Osten, von der Stadt her. Er führt durch majestätische Alleen und über den großen Waffenplatz (place d'armes). Hier erscheint uns das Schloß am imposantesten, während es von der entgegengesetzten Seite, von Westen, vom Park aus gesehen, einen harmonischeren Eindruck macht. Nach der Stadt zu soll uns vor Allem die Größe des Schlosses und seines Erbauers in der erdrückendsten Weise zum Bewußtsein gebracht werden. Darauf ist Alles berechnet: Der Waffenplatz, die großen Alleen, das aufsteigende Terrain und vor Allem die Bauart des Schlosses. Dieses ist nämlich in verschiedene hinter- und nebeneinander gelegene, immer höher aufsteigende Höfe gegliedert, welche sich mehr und mehr verengen.

Ebenso sind die quer und parallel stehenden Flügelgebäude durchgehends auf möglichste Verlängerung der Perspective berechnet und den Schluß von Allem bildet der innerste und höchste Hof, wo König Ludwig XIV. hoch zu Roß thront, hinter sich den Triumphbogen, welcher zugleich den Abschluß und den Eingang zu dem Mittelpavillon bildet. Dazu kommt, daß das Baumaterial aus rothem und weißem Sandstein besteht, die Wände roth und mit weißem Stuck verziert sind. Diese Färbung trägt neben allem Uebrigen auch noch viel dazu bei, das Ganze, das an sich schon sehr große Proportionen hat, noch weit größer erscheinen zu lassen, als es in Wirklichkeit ist.

Die Höfe sind bevölkert mit zahllosen Statuen der Berühmtheiten Frankreichs, nicht blos denen des Krieges, sondern auch denen der Wissenschaften und Künste. Unter den Generalen sind manche jetzt schon uns gewöhnlichen Sterblichen, die wir die Kriegsgeschichte nicht zu unserem Fachstudium gemacht haben, gerade so unbekannt, wie die meisten der spezifisch baierischen Größen, welche König Ludwig I. in München, sowie in seinen verschiedenen Ruhmes-, Sieges- und Walhallen glorifizirt hat. Unter den Gelehrten dagegen finden sich manche gute, vollwichtige Namen, welche wir auch heutzutage nicht vergessen dürfen, auch wenn wir mit Frankreich den Krieg bis auf's Messer führen. Denn die Wissenschaft gehört der Menschheit.

Zweierlei habe ich an diesen Statuen auszusetzen. Erstens sind sie alle in jenem, mir von Rom her noch in widerwärtiger Erinnerung stehenden Bernini'schen Style gehalten. Theatralisch, verzopft und prätentiös zugleich! Da lobe ich mir doch unsere realistischen Berliner Standbilder, den Drake'schen Friedrich Wilhelm III. im Thiergarten und den Rauch'schen „Alten Fritz" am Anfange der Linden; und gar den aus der Zopfzeit datirenden Großen Kurfürsten auf der langen Brücke; wie hat er den Zopf siegreich überwunden und sich zu klassischer Römergröße aufgeschwungen!

Zweitens sind die Statuen so aufgestellt, daß sie nur zur Verherrlichung Louis XIV. zu dienen scheinen. Es fehlt nur noch, daß sie auch Alle von beiden Seiten mit den Händen auf ihn hindeuten, wie die Heiligen auf den Votivbildern. So darf man denn doch den Ruhm einer Nation nicht mißbrauchen zur Verherrlichung eines einzigen Menschen, dessen Ansprüche auf Dank zudem so höchst zweifelhafter Natur sind. Außerdem ist es unnatürlich und unkünstlerisch. Auch hier gefällt mir Berlin besser, wo sich an dem einen Ende, auf dem Wilhelmsplatze, die Helden des Alten Fritz, und an dem andern, vor der Neuen Wache und vor der Schloßbrücke die des Befreiungskrieges so einfach, schlicht und natürlich zusammengefunden haben und, statt hinter vergoldeten Gittern in einem Schloßhofe eingesperrt zu sein, auf offener Straße stehen und so recht gemüthlich herunter sehen auf das tägliche bunte Treiben des Volkes, welchem sie angehörten.

Wie auf den Höfen die Skulptur, so verherrlicht im Innern des Schlosses die Malerei die Großthaten der Franzosen, namentlich die militärischen. Neben viel Schund hat diese Gallerie auch Vortreffliches. Ich erinnere nur an die Bilder von Horace Vernet, z. B. an „La prise de la Smala". Aber man wird das Ansehen einer so einseitigen Sammlung schnell überdrüssig. Ewig blaue Röcke und rothe Hosen auf grüngelbem Grunde, das ist doch zu viel. Es wurde mir zuletzt ganz träumerisch zu Muthe, als läge ich wieder, wie in meiner Jugend, im dolce far niente im grüngelben Roggenfelde unter den blauen Cyanen und den rothen Klatschrosen; und diesen Effekt hatten doch die Darsteller „de toutes les gloires de la France" nicht beabsichtigt. Jetzt liegen in diesen Bildersälen verwundete deutsche Soldaten.

Das Schloß nimmt sich von der Parkseite schöner aus, als von der Stadtseite. Die Façade hier hat im Erdgeschoß

dreiundzwanzig schöne Schwibbogen; der erste Stock ist mit jonischen Pfeilern geziert, darüber eine Attika mit Balustraden. Das Mittelgebäude tritt hundert Schritte vor. Sowohl dieses, als die beiden Seitenflügel sind in freundlichem Renaissance-Styl gebaut und höchst geschmackvoll gegliedert. Es scheint, der „große Monarch", der uns auf der Stadtseite nur verblüffen wollte, glaubt sich hier, in seinem Garten, zu Hause, und will sich da vor Allem behaglich fühlen.

Den Park zu schildern, ist schwer. Ich muß dazu ein wenig ausholen. Dieser Park, mitinbegriffen die Terrassen, die Wasserkünste, die Bosquets, die mythologischen Figuren, die Thiere und die Ungeheuer aller Art, die Fontainen, die Bassins, die Cascaden, die Treppen, die Rampen, die Balustraden und die ganze architektonische Ornamentik, ist, abgesehen von einem Fehler, dessen ich noch gedenken werde (und es ist meines Erachtens allerdings ein sehr großer Fehler!) wohl das Beste, das die spezifisch französische Gartenkunst geleistet hat. Will man letztere gänzlich verdammen zu Gunsten der englischen, so ist der Stab auch über Versailles ja schnell gebrochen. Allein das sollte man meiner Meinung nach nicht thun. Denn beide haben eigentlich gar nichts Gemeinsames, sondern verfolgen diametral entgegengesetzte Zwecke. Die englische Gartenkunst will, wie Le Nôtre sagt, ein „Abriß der Natur" sein. Sie will die Naturschönheiten aufsuchen, zugänglich machen, zur vollen Anschauung bringen, nicht der Natur Gewalt anthun, sondern höchstens sie nachahmen. Die Gebäude sind dabei Nebensache, sie dienen nur als Zierde der Landschaft, als Architektur-Staffage.

Bei der französisch-italienischen Gartenkunst, welche wir so ziemlich in allen romanischen Ländern finden, und die man auch in Deutschland im 17. und 18. Jahrhundert nachgeäfft hat, ist stets das Gebäude, das Schloß, die Villa oder was sonst, die Hauptsache; ihm soll die Landschaft dienen und sie

muß daher so „stylisirt“ werden, daß sie dazu paßt. Zunächst ist sonach (wie sich J. Burkhardt in seinem „Cicerone“ ausdrückt) das zum Schloß gehörige Terrain abzutheilen in große symmetrische Sectionen, welche einen bestimmten Charakter zeigen, zu dem Schloß eine Beziehung haben, und von dort aus vollständig übersehen werden können. Dann wird das Terrain durch Absätze und Terrassen abgestuft, und die verschiedenen Terrassen werden durch Kaskaden in der Mitte, durch Treppen an beiden Seiten miteinander verbunden. Die Terrassen und Treppen werden durch schöne Balustraden und Rampen eingefaßt. Die Kaskaden erhalten durch allerlei mythologisches und architektonisches Beiwerk den nöthigen Schmuck, welcher durch das Wasser gehoben und abgespiegelt wird, und seinerseits wieder die Wassermasse bedeutender erscheinen läßt, als sie an und für sich ist. Dazu kommen dann noch größere Bassins mit künstlerisch-architektonischer Einfassung rundum und Skulpturen in der Mitte, welche dann wieder den Springbrunnen als Unterlage dienen, sowie Bosquets und lange, gradlinige Laubgänge, welche letztere perspectivisch zugeschnitten und von (oft immergrünen) Bäumen überwölbt, länger scheinen, als sie in Wirklichkeit sind und irgend einen interessanten Ausblick auf Skulpturen, auf Fontainen oder sonstige Wasserkünste, auf das Gebirge oder auf das Meer eröffnen.

Dies ist das System, welches auch in Versailles im großartigsten Styl — und nicht ohne Glück und Geschick — durchgeführt ist. Nur fehlen die Ausblicke; und das ist der Fehler, den ich erwähnte. Die Garten-Perspektiven verlaufen hier alle in die trostloseste und langweiligste Gegend von der Welt, in eine Ebene, welcher jeder Abschluß — sei es durch das Meer, sei es durch ein Gebirge, sei es nur durch einen Wald — fehlt. Der Kontrast zwischen der Großartigkeit der Terrassen- und Wasserwerke auf der einen Seite, und der Unbedeutendheit und Ein-

tönigkeit der Landschaft auf der andern ist es, was das Gefühl des Schweren und Drückenden, oder, wie sich der große Geograph Ritter ausdrückt, das der „Langeweile und Ermattung" erzeugt.

Dies wirkt auch auf die Wasserkünste. Sie sind großartiger, als irgendwelche, die ich gesehen habe. Aber die von Wilhelmshöhe machen einen besseren oder wenigstens einen mehr malerischen Eindruck, weil sie sich in einer an sich schon schönen Landschaft befinden, und man die Mitentwickelung der Natur nicht zurückgewiesen, sondern mit Dank entgegengenommen hat.

Daß dann aber doch schließlich die Gesetze der Natur stärker sind, als die, selbst des mächtigsten Herrschers, das zeigt sich auch in Versailles. Louis XIV. und alle seine Künstler haben nicht mehr Wasser herbeizuzaubern vermocht, als da war; und so können denn auch hier die Wasser nicht immer, sondern nur bei besonders feierlichen Gelegenheiten springen. Und zwar unterscheidet man „die großen Wasser" und die „kleinen", letztere auch les jets d'eau genannt. Wenn die großen Wasser spielen, werden alle Künste losgelassen, jedoch nicht auf einmal, vielmehr fängt man mit den höher gelegenen an und schreitet dann weiter vor zu den niedrigern und niedrigsten, indem man das Wasser, welches bei den ersteren gedient und seinen Abfluß von da schon genommen hat, bei den letzteren wieder verwendet. An den festlichen Tagen spielen die „kleinen" Wasser von Mittags an. Die „großen" beginnen erst gegen Abend. Das Publikum folgt ihnen, indem es von Terrasse zu Terrasse niedersteigt. Ich würde langweilig werden, wenn ich alle die einzelnen Gruppen von Göttern und Göttinnen, Nymphen, Satyren, Genien, Thieren und phantastischen Ungeheuern schildern wollte. Dergleichen muß man selbst sehen. Ich will nur ein Beispiel anführen, welches auch anderwärts, namentlich in Deutschland, mehr oder minder vollständig nachgeahmt worden ist. In einem Bassin

speien mehrere Frösche Wasser nach einer weiblichen Figur, welche zwei Kinder bei sich hat und eine Stellung einnimmt, als beklage sie sich über die ihr widerfahrende Ungebühr. Ich fragte den Aufseher, wer das sei. „Das ist die Froschkönigin" (la reine des grenouilles), antwortete er. Ich bemerkte ihm, daß in diesem Lande sogar die Frösche Revolutionen zu machen schienen, wozu er die Schultern zuckte. Es war kurz nach dem Staatsstreich, wo man über Politik überhaupt nicht sprechen durfte. Die offizielle Beschreibung aber giebt einen andern Text. Das Standbild in der Mitte ist „Latona (Leto) mit ihren Kindern Apollo und Diana." Und nun fällt uns die Geschichte aus Ovid's „Metamorphosen" ein. Leto wurde von der eifersüchtigen Juno verfolgt; ihre beiden Kinder am Busen tragend, irrte sie durch die schattenlosen Gefilde von Lykien. Halb verschmachtet beugte sie sich zu einem See nieder, aber die lykischen Bauern, die den Zorn der Juno fürchteten, weigerten ihr den Trunk und sprangen sogar in das Wasser, um es durch Trübung ungenießbar zu machen. Das war denn doch der Göttin Leto zu arg. Sie verwandelte die Bauern in Frösche, und diese revanchirten sich durch Speien und durch Schimpfen. Letzteres drückt Ovid, indem er das Quacken der Frösche nachahmt, in dem Hexameter aus: „Quamvis sint sub aqua, sub aqua maledicere tentant." (Obwohl sie unter dem Wasser sind, suchen sie unter dem Wasser noch zu schimpfen.) Man sieht, schon in den ältesten Zeiten galt die Regel, daß, wenn die Mächtigen streiten, die Bauern Haare lassen müssen, und daß der Grund des Streites in der Regel eine Frau ist.

Spielen die kleinen Wasser, dann speien nur die Frösche im Bassin. Bei den großen Wassern aber werden hier 74 Röhren auf einmal losgelassen und es speit auch eine Unzahl Frösche vom Rande aus. Die Strahlen springen hoch und durchkreuzen einander, so daß es im Sonnenschein ein schönes

Schauspiel bietet, in welchem die Regenbogenfarben durcheinander spielen.

Endlich Groß- und Klein-Trianon! Sie liefern den Beweis, daß auch die Großen dieser Erde zuweilen das Bedürfniß fühlen, im Stillen „ein Mensch“ zu sein. Hier ist es wirklich ruhig und behaglich. Ein schönes Wiesenthal, ein plätschernder Bach, ein kleiner See, ein allerliebstes Dörfchen.

Was will man mehr?

## II.
## Der sechste October 1789.

Es war im October 1789. Man darf sich das damalige Paris durchaus nicht vorstellen, wie das jetzige. Allerdings existirten damals schon der Louvre, die Tuilerien und jener schöne Platz, welcher damals der Platz Louis XV. hieß, dann der Revolutionsplatz und augenblicklich der Eintrachtsplatz heißt, obgleich am 5. October 1870 nicht mehr wirkliche Eintracht dort zu finden ist, als 1789.

Die majestätischen Gartenanlagen, die große Promenade, die imposanten Königs- und Kunstpaläste und der Fluß, der wider Willen und nur mit zögernden Krümmungen daran vorbei eilt („La Seine à regret fugitive“, sagte damals der Dichter), sind heute die nämlichen wie damals. Aber in den Theilen von Paris, welche die offizielle Welt nicht betrat, sah es damals anders aus. Ich kann mich dafür auf eine Autorität berufen, nämlich auf den Convents-Abgeordneten Louvet de Couvrai in seinem berüchtigten Roman „ein Jahr aus dem Leben des Chevalier de Faublas.“ Der junge Faublas sieht Paris zum ersten Male im October 1783. Er betritt die Haupt-

stadt durch das Faubourg Saint-Marc. „Ich erwartete," so erzählt er, „nun jene stolze Stadt zu sehen, von der ich schon so viel glänzende Beschreibungen gelesen hatte. Statt dessen sah ich Strohhütten, ebenso schmutzig und nur mit mehr Stockwerken als auf dem Lande, sehr lange aber auch sehr enge Straßen, arme Leute nothdürftig mit Lumpen bedeckt und eine fast ganz nackte Schaar von Kindern. Ich hatte das Glück und den Glanz erwartet und fand nur eine Bevölkerung, deren Zahl eben so groß war wie ihr Elend. Erstaunt fragte ich meinen Vater, ob denn das Paris sei? Ja freilich, antwortete er ruhig und kalt, aber es ist just nicht gerade das schönste Stadtviertel."

So sah damals Paris hinter den Coulissen aus. Vorn ein Palast und dahinter namenloses Elend, das er verdeckte. So war es geworden unter Ludwig XIV., dem Napoleon des 17. und 18. Jahrhunderts, der sein Land aussog, um die Welt mit dem eitlen Glanze seines Namens zu füllen, und den die große Nation schweifwedelnd den „großen Monarchen" nannte; unter seinem Nachfolger und Urenkel, Ludwig XV., den Frankreich mit der Bezeichnung „der Vielgeliebte" ehrte, während er und sein Hof in Scham- und Zuchtlosigkeit unterging, die Priester und die Maitressen das Regiment führten und sein Zeitgenosse, der alte Fritz, spottete, in Frankreich lösten König Unterrock der Erste, der Zweite und der Dritte (worunter er die Chateaurour, die Pompadour und die Dubarry meinte), einander in der Regierung ab.

Dem „Grand monarque" und dem „Bien aimé" war 1774 des letzteren Enkel Ludwig XVI. gefolgt, ein Sühnopfer der Thorheiten, Laster und Verbrechen seiner zwei Vorgänger. Unentschlossen, wohlmeinend, mißtrauisch und rathlos, begann er zu experimentiren. Er führte Reichsstände ein, aber dieselben verwandelten sich über Nacht in eine konstituirende Nationalversammlung, weil der „dritte Stand", der „der Gemeinen",

welcher bis jetzt gar nichts war, von nun an Alles sein wollte, und die beiden anderen Stände, den Adel und die Geistlichkeit, absorbirte. Die Bastille wurde erstürmt, die Nationalgarde errichtet. In der Nacht des 4. August 1789 wurde die Abschaffung des Feudalismus und aller sonstigen Ueberbleibsel des Mittelalters dekretirt. Zur Erinnerung an diese Nacht, welche die Contrerevolutionäre die Bartholomäusnacht des Eigenthums, die Revolutionäre die Bartholomäusnacht der Mißbräuche nannten, wurde eine Medaille geschlagen, und die Nationalversammlung votirte dem König, welcher ihre Beschlüsse genehmigte, den Titel: Wiederhersteller der französischen Freiheit.

Dann ging es an die neue Verfassung. Die Versammlung beschloß die Erklärung der Menschenrechte und die Abschaffung des absoluten Veto des Königs. Das war dem König doch zu viel. Er ging sinnend in seinen Prunkgemächern zu Versailles herum, hörte alle Rathschläge und folgte Keinem. Sollte er die Genehmigung weigern? Aber was dann? Sollte er einen entscheidenden Schlag in Paris wagen, oder sollte er die Flucht ergreifen? Beides war gewagt; blieb und unterlag er, dann drohte ihm das Schicksal König Karl I. von England; und in dem Augenblicke, wo er ging, war auch schon Einer der Nächsten am Throne bereit, sich darauf zu setzen. Der Herzog von Orleans, später „Philipp Gleichheit"genannt, brannte vor Begierde, „König-Stellvertreter" zu werden. Es ging mithin nicht. Also genehmigen? Aber ist's damit auch abgethan? Wird nicht auch weiter noch verlangt, der König soll von Versailles nach Paris übersiedeln, um sich seiner guten und großherzigen Nation in die Arme zu werfen? Aber das Volk von Paris hungerte, und der gute König kannte kein Rezept wider die Hungersnoth. Die Kassen waren leer. Die konstituirende Versammlung wollte nehmen, aber nicht geben. In Paris hatte sich eine neue Gemeinde gegründet. Die Gemeinde und die Nationalgarde hatten

bereits die Gewalt an sich gerissen. Kein Mensch arbeitete mehr. Wie also den Hunger bannen?

Der König blieb in Versailles. Aus den riesigen Höfen, den glänzenden Gemächern, den breiten Terrassen, den sinnlos verschnittenen Bäumen, gähnte ihm die Rathlosigkeit entgegen. Die Königin wollte ihn aus seiner apathischen Erstarrung reißen. Marie Antoinette, welche den Hochmuth der Habsburgerin mit dem lebhaften und leichtlebigen Geiste der Wienerin vereinigte, hatte jenen Muth, welcher die Gefahr verachtet, weil er den Ernst der Lage nicht zu erkennen vermag. Sie hielt die Rathlosigkeit des Königs, der außerdem auch noch gebeugt war durch den, ein Vierteljahr vorher erfolgten Tod seines ältesten Sohnes, für die einzige Quelle aller Uebel. Sie beschloß, ihn gewaltsam zu einer entschlossenen That fortzureißen. Sie ließ Truppen in Versailles konzentriren, die Leibgarden, die Schweizer, die Dragoner, das Regiment Flandern. Am 1. Oktober 1789 gab man den Offizieren ein Fest. Man wählte dazu den großen Opernsaal, den glänzendsten Raum des Schlosses, welcher nur bei feierlichen Gelegenheiten benutzt wurde; das letztemal, als Kaiser Joseph II. zum Besuche in Versailles gewesen. Als die Mahlzeit im besten Gange, die Begeisterung, angefacht durch Wein und Toaste, schon hoch gestiegen war, erschienen der König und die Königin, letztere den Prinzen auf dem Arme, der sobald danach unter den unbarmherzigen Händen des Schusters Simon im „Tempel“ enden sollte. Man hatte inzwischen auch die Soldaten auf die Galerie gelassen.

Alle Degen fahren aus der Scheide. Man trinkt auf das Wohl der Majestäten und schwört auf den Degen Vernichtung ihren Feinden. Die Königliche Familie zieht sich zurück unter den Klängen der Melodie:

„Oh Richard, o mein Herr,
Wenn Alles untreu wird.“

Nein, treu bis in den Tod. Nieder mit Paris, tönte es von allen Seiten. In den Logen und den Galerien erscheinen die Hofdamen mit weißen Kokarden. Die Offiziere erklettern die Logen, stürmen die Galerien, legen die weißen Kokarden an und treten die Trikolore mit Füßen. Das Loyalitätsfest artet in eine Orgie aus.

Aber die Königin ist entzückt davon. Am 2. Oktober ist Erholungspause. Am 3. wird das Fest zum ersten Male wiederholt. Eine zweite Wiederholung war in Aussicht genommen. Man konnte diese „Oper" nicht oft genug geben.

Da trat ein Hinderniß ein. Am 5. Oktober Abends bewegt sich ein sonderbarer Zug von Paris über Sevres die langen und breiten Alleen hinauf nach dem Schlosse von Versailles zu. Was ist das? Soldaten? Es trommelt?

Ja, aber es ist ein junges Mädchen, das die Trommel schlägt; so war sie schon am Morgen, an der Spitze einer Schaar wüthender Weiber, in das Stadthaus in Paris eingebrochen, Brod und Waffen begehrend. Hinter ihr kommt der Bastillenstürmer Maillard, ein Brod auf der Pike, und ein altes Weib, das wie rasend ein blankes Schwert schwingt. Dann folgt ein zahlloser Haufen halbbewaffneter und halbbekleideter Menschen, mehr Weiber als Männer, wüst durcheinander schreiend, rufend, singend: „Auf, nach Versailles! Wollen doch einmal sehen! Wollen dem niederträchtigen Veto unser letztes Brod zeigen. Er muß die Menschenrechte genehmigen, dann bekommen wir Brod. Denn in den Menschenrechten steht geschrieben: Kein Mensch soll Hunger leiden. Wir sind Menschen, wir leiden Hunger. Während dessen schwelgt die schlechte Oesterreicherin mit ihren Galanen, den Offizieren, in Delikatessen und Champagner. Wir wollen auch Champagner trinken. Deshalb wollen wir die Menschenrechte. Nieder mit der Oesterreicherin und ihren Galanen, die uns den Tod geschworen haben. Zerreißen wollen wir sie.

Mehr als sterben können wir einmal doch nicht, sei es aus Hunger, sei es das Schwert in der Hand. Unterschreiben muß der König unsere Rechte, unsere Menschenrechte. Schwören muß er, der „Veto". Wie kann sich ein König Veto nennen? Das leiden wir nicht, wir die Pariser, die an der Spitze Frankreichs stehen, wie Frankreich an der Spitze der Welt. Nieder mit der Oesterreicherin, den Schweizern, den Flandern, der königlichen Garde! Vorwärts!" Am lautesten schrie dabei Madame Theroigne de Mericourt, ein Bauermädchen aus der Nähe von Lüttich, das, nach London verschlagen, dort die hohe Schule des vornehmen Lasters durchmachte, von 1789 ab in Paris als republikanische Tugendheldin auftrat und in einer Irrenanstalt starb, kürzlich aber von Victor Hugo allen Französinnen als Ideal und Muster empfohlen worden ist.

Das waren Töne, die man bis jetzt nicht gehört hatte in den majestätischen Alleen, in den weiten Höfen des Schlosses von Versailles!

Aber marschiren da nicht auch Soldaten mit dem Pöbelhaufen und ein stattlicher Offizier hoch zu Roß, der die Menge anredet, mit wenig Erfolg, wie es scheint? Das ist der Marquis Lafayette, jetzt genannt der „Bürger Lafayette", der Freund Washington's, der Befreier Amerika's, der Präsident der Generalstaaten, der Oberbefehlshaber der Nationalgarde, der Freund des Volkes, aber doch schon etwas mißliebig und beargwohnt, denn er ist „nicht entschieden" genug. Er ist zwar für die Menschenrechte, aber nicht für das Faullenzen und das Champagnertrinken. Lafayette hat die Nationalgarde verhindern wollen, mit nach Versailles zu marschiren, und als dieselbe nicht gehorchte, sich ihr angeschlossen, um das Schlimmste zu verhüten.

Und das gelang ihm, wenigstens am 5. Oktober und in der darauf folgenden Nacht. Er verschaffte der Deputation der Weiber eine Audienz beim König. Dieser sprach begütigende

Worte zu ihnen. Zwar kam es zu Raufereien zwischen der Pariser Nationalgarde und den Versailler Leibgarden, und das Volk ergriff für erstere Partei. Aber da kam ein Friedensengel von oben. Es fiel nämlich ein kalter Regen und man ging sich Obdach suchen. Lafayette besichtigte am 6. Oktober Morgens 5 Uhr noch einmal die Posten, dann ging auch er schlafen; und Alles war gut. Aber nicht lange. Nach einer Stunde wurde er geweckt mit der Nachricht: „Das Volk stürmt das Schloß, es mordet die Leibgarde, der König ist in Gefahr."

Die Gastmähler, welche Marie Antoinette erfunden hatte, um dem König Muth und den Parisern Angst einzuflößen, hatten weder den einen noch den andern Zweck erreicht, wohl aber hatten sie die Disciplin gelockert. Die Garde hatte sich dem Zechen ergeben und in Folge dessen versäumt, jenes vergoldete Gitter zu schließen, das den letzten innern Hof abgränzt, an dessen höchstem Platze Ludwig XIV. in eiserner Majestät zu Pferde thront, — er, der zugleich der bewußte Urheber des französischen Größenwahnsinnes und, freilich sehr wider Willen, der Urheber des Hungers und der Revolution von 1789 ist. Es war also am 6. Oktober Morgens in der stillen grauen Frühe, wo ein Paar Mann aus dem gestrigen Zuge, welchen man verrathen hatte, der König wollte sich heimlich entfernen, in diesem Hofe erschienen, um sich darüber Gewißheit zu verschaffen. Denn der König sollte ja dableiben und die Menschenrechte unterschreiben und den häßlichen Titel „Veto" wieder ablegen. Sie sahen einen Leibgardisten am Fenster, wechselten mit ihm spitze Reden und dann Schimpfworte. Der Gardist, der vielleicht alle die Festräusche, an welchen auch er, wenigstens auf der Galerie, Theil genommen, noch nicht vollständig ausgeschlafen, wird wüthend und schießt. Das Unglück will, daß er trifft. Ein Nationalgardist, ein junger Tischlergeselle, der nicht einmal Waffen trug, stürzt todt auf die Marmorplatten. Jetzt

ist die Wuth entfesselt. Die Menge wächst aus der Erde. Sie drückt die Thüren ein. Sie tritt die Schildwache zu Boden. Sie verfolgt die Leibgardisten von Zimmer zu Zimmer. Zwei werden getödtet. Man schneidet ihnen die Köpfe ab und steckt sie auf Piken; zwei Eilboten sollen diese Piken nach Paris tragen als Aufforderung an das dortige Volk, schnell herauszukommen. Nirgends ist ein Widerstand. Die Königin flüchtet in die Gemächer des Königs. Sie sinkt einem der wenigen Getreuen in die Arme mit dem Ausruf: „O meine Freunde, rettet mich und meine Kinder!" Der Aufruhr dringt näher. Man verbarrikadirt sich. Die Noth steigt mit jedem Augenblick. Wüthende Weiber durchbohren das Bette, das die Königin kaum verlassen, mit tausend Messerstichen.

Da kommt Lafayette. Er sammelt die Nationalgarde und die Grenadiere. Er will, auf einem andern Wege, nach den Gemächern des Königs. Da plötzlich erwacht dem Obercerimonienmeister des Schlosses das Gewissen. „Was?" denkt er, „ein einfacher Edelmann, ohne Hof- und Staatsamt, läuft da ohne meine Erlaubniß die breite Treppe hinauf und will unangemeldet zum König? Welche frevelhafte Verletzung der geheiligten Etikette! Louis XIV. würde sich darüber im Grabe umdrehen. Ich muß diesen frechen Marquis, der in Amerika jede höfische Sitte verlernt hat, zurückweisen. Aber nein! er ist der einzige, der uns noch retten kann. Es handelt sich um das Leben des Königs, der Königin. Ja vielleicht gar um mein eigenes. Folglich muß ich den Marquis durchlassen, aber dabei doch die Etikette wahren!"

Er tritt vor Lafayette und spricht feierlich: „Mein Herr, der König verwilligt Ihnen hierdurch das Recht des unangemeldeten Zutritts!" Der Marquis stürzt weiter, ohne dem feinen Auskunftsmittel des obersten Ceremonienmeisters der Schlösser von Versailles auch nur die geringste Aufmerksamkeit zu schenken.

„Ah, er ist nicht mehr werth, Marquis zu heißen, dieser Barbar, dieser amerikanische Hinterwäldler, halb Roß, halb Alligator," seufzt der Ceremonienmeister. (So erzählt uns der damalige Deputirte, Marquis Toulongeon.)

Aber der entartete Marquis rettet den König, wenigstens für dieses Mal. Mit Hülfe der Grenadiere und der Nationalgarde säubert er das Schloß, das jedoch noch von allen Seiten von einer zahllosen und wüthenden Menge umlagert wird. Die Männer schwingen die Piken, die Weiber heulen, die jungen Leute haben sich in den königlichen Marställen beritten gemacht. Sie gallopiren in den Höfen herum, aber es wird den guten Jungen sehr schwer, sich an Bord zu halten; und wenn Einer vom Pferde fällt, werden die Wuthschreie durch ein herzliches, kindisches Gelächter der Menge abgelöst. „So ist der Franzose," sagt Voltaire, „halb Affe, halb Tiger; bald kindisch bald bestialisch."

Und plötzlich wechselt überhaupt die ganze Scene. Lafayette hat dem König zu einem Akt der Versöhnung gerathen; und dieses Schauspiel vollzieht sich nun auf ächt französische Weise. Die Leibgardisten haben die weißen Kokarden ab- und statt ihrer dreifarbige von mehr als gewöhnlichem Durchmesser angelegt. Damit erscheinen sie an den Fenstern und schreien: Es lebe das Volk! Und dasselbe Volk, das so eben noch so lüstern nach ihren Köpfen war, antwortete: „Es lebe die Leibgarde! Es lebe der König!" dann führte Lafayette den König auf den Balkon. Man schreit abermals „Es lebe der König!" aber auch schon: „Nach Paris mit dem König!" Dann erscheint die Königin mit den beiden Kindern. Man schreit: „Fort mit den Kindern!" und es richten sich einige Gewehrläufe auf sie. Die Königin schickt die Kinder zurück und richtet sich dann heiter lächelnd auf dem Balkon auf. Das imponirt. Lafayette küßt ihr knieend mit der Grazie und Ritterlichkeit des „vieux marquis" die

Hand. Das rührt. „Es lebe die Königin!“ schallt es plötzlich aus tausend Kehlen. Dann läßt Lafayette Alle auf die Verfassung schwören, auf die Verfassung, die noch nicht fertig, sondern erst noch in Arbeit begriffen ist. Zuerst schwört der Kapitain der Leibgarde unter der Wucht einer trikoloren Riesenkokarde, dann die Grenadiere, dann die Flandern, dann die Leibgardisten, dann die Nationalgardisten, dann das Volk, dann die alten Weiber. Alle schwören. Man ist gerührt und versöhnt. Man umarmt sich mit den Worten: „Bruder, warum wolltest Du mich zwingen, Dich zu morden?“ Dann aber erhebt sich, mitten durch die allseitige Versöhnung durchbrechend, der stürmische und diesmal einmüthige Ruf: „Nach Paris mit dem König!“ Widerstand ist nicht möglich. Lafayette verspricht's: „Um ein Uhr!“ Gut, abgemacht.

In der Zwischenzeit sucht man nach Korn und Brod und lädt Alles, was man findet und (natürlich ohne Bezahlung) wegnimmt, auf eine Reihe von Wagen, um dem guten Paris doch auch ein Vergnügen zu machen. Außerdem ißt und trinkt man nach Herzenslust auf Kosten des Königs.

Dann bricht man auf. Mercier und Toulongeon haben uns den Zug beschrieben: Zuerst Nationalgarden, dann Pikenmänner und Pikenreiter auf Kanonen, Lafetten, Protzkasten, Milchwagen, Karren und Kutschen aller Art, dann sonstiges Volk zu Fuß, tanzend, singend, mit und ohne Waffen, grüne Zweige an dem Gewehrlauf, erbeutetes Brot auf dem Bajonett, dann eine lange Wagenreihe mit dem requirirten Getreide; dann Leibgardisten mit der Kopfbedeckung der Nationalgarde; endlich eine große, schwerfällige, vergoldete Kutsche, in welcher die Königin, der König, der Prinz, die Prinzessin und des Königs Schwester Elisabeth sitzen. Um diesen Wagen tanzen trunkene Weiber. Sie brüllen:

„Muth, Muth, Muth,
Jetzt wird's gut.
Hier bringen wir Bäcker und Bäckerin;
Auch der kleine Bäckergeselle (der Dauphin) ist drin.
Jetzt giebt's Brot,
Aus ist die Noth."

Die Königin macht eine Bewegung der Entrüstung; da klopft ihr eine der Mänaden vertraulich auf den Arm: „Nur keine Angst, Oesterreicherin, wenn Du keine Verrätherin mehr sein willst, soll Dir's gut gehen." Den Schluß bildet ein wirres Durcheinander von Volk und von allen Sorten von Soldaten. Man führt die königliche Familie zunächst in der ganzen Stadt herum. Ueberall werden ihr Reden gehalten, namentlich an der Barriere und an dem Stadthaus. „Majestät eilen in die Arme Ihres großherzigen Volks!" — „„Mit Vergnügen,"" schaltet der König fast mechanisch wiederholt ein. Die Königin fällt berichtigend ein „Nein, mit Vertrauen, mit Vertrauen, das hoffentlich erwiedert wird." Aber darauf antwortet Niemand. Endlich erscheint der König auf dem Balkon des Stadthauses mit der blauweißrothen Kokarde in Folio: „frenetischer" Applaus. Eine prachtvolle Oper! Und gratis dazu! Das gefällt Paris.

Erst gegen Mitternacht gelangt der König in sein Schloß. Das war das Leichenbegängniß des alten Frankreichs. Es starb an dem Gifte des Größenwahnsinnes, das ihm Louis XIV. eingeflößt, und zu dessen Gedächtniß er diese endlose Reihe von Schlössern und Parks gebaut hat; diesen Komplex, welchen man Versailles nennt, und aus welchem man am 6. October 1789 den guten König Ludwig XVI. entführte, damit er auf dem Schaffot die Sünden seiner Väter büße. Seitdem ist Versailles immer einsamer geworden.

Inzwischen hat Frankreich die Republik, das Direktorium, das Konsulat, das Königreich, das Kaiserthum gehabt; es hat 2 Bonapartes, 2 Bourbons, 1 Orleans, verschiedene provisorische Regierungen und „Präsidenten," und sogar 2 latente Herrscher,

die niemals regiert haben (Ludwig XVII. und Napoleon II.), gehabt. Es hat Alles nichts geholfen. Die Revolution ist permanent seit achtzig Jahren.

Frankreich hat sich wie ein Fieberkranker hin und hergeworfen. Es hat alle Aerzte, alle Chirurgen, alle Quacksalber und alle Charlatans konsultirt. Seine Gesundheit aber wird es erst dann wiederfinden, wenn es den Größenwahnsinn abschwört. Denn er hat stets das Unglück dieses schönen Landes verschuldet.

---

## III.
## Der sechste Oktober 1870.

Das erste Bild spielte am sechsten Oktober 1789, das zweite spielt am sechsten Oktober 1870. An jenem Tage, Nachmittags 1 Uhr, verließ König Ludwig XVI. das Schloß von Versailles. An diesem Tage, just um die nämliche Stunde, erschien in demselben König Wilhelm, der oberste Feldherr der Deutschen. An jenem Tage war feuchtes und kaltes Wetter. Ueber Paris und dem Seinethal lag ein graugelber Nebel, und es roch, als wenn es irgendwo brenne. Die Menge marschirte selbst auf der Straße in einem schwarzen Moraste. Am sechsten Oktober 1870 dagegen schien die Sonne hell und klar über Paris und über Versailles, das rothe Schloß mit seinen weißen Verzierungen, Kanten und Stuckaturen, entwickelte in ihrem Lichte alle Schönheiten der Renaissance. Auch der vielgestrenge „Grand monarque", der im inneren Hofe hinter dem vergoldeten Gitter reitet, schien keineswegs zu zürnen, obgleich doch erst vierzehn Tage zuvor der Kronprinz von Preußen, als Feldherr der dritten Armee des deutschen Heeres, vor seinem Angesicht das eiserne Kreuz an die tapfern Soldaten ausgetheilt hatte, welche die von Louis XIV. erfundene Theorie von der „legitimen Präpon-

deranz" Frankreichs auf empirisch-praktischem Wege so gründlich widerlegten.

Das stolze Schloß des „großen Monarchen" ist ein Lazareth geworden. In dem Opernsaal, wo 1789 die Söldlinge ihre Orgien feierten, in den Galerien, in welche die Pariser Mänaden eingedrungen waren, in den Gemächern, worin der König und seine Familie gezittert hatten, liegen kranke und verwundete Soldaten. Meist Deutsche, aber auch Franzosen und Afrikaner. Der Feind wird gepflegt wie der eigene Mann. So will es das Gesetz der Menschlichkeit, das man 1789 noch nicht kannte. Damals schnitt man Köpfe ab, um sie auf Stöcke zu pflanzen und damit den Pöbel der Hauptstadt zum Mord anzufeuern. Wenn heute ein Bein abgeschnitten werden muß, dann geschieht es, um dem Mann das Leben zu retten. Und es geht stille zu in diesen hohen Räumen. Der Deutsche liebt es nicht, in großen weltgeschichtlichen Augenblicken rauschende Opern aufzuführen. Es geht ein strenger, fast puritanischer Zug durch die deutsche Armee, die für die Existenz, die Einheit und Unabhängigkeit ihres Vaterlandes zu den Waffen gegriffen. Christen und Juden, Katholiken und Protestanten sind im Felde fast noch ernster und frömmer als zu Hause. Sie gleichen den Eichenherzen des Oliver Cromwell, welche „auf Gott vertrauten und ihr Pulver trocken hielten."

In den Sälen, in welchen die deutschen Verwundeten liegen, starren alle Wände von bildlichen Verherrlichungen der Großthaten der Franzosen. Da ist dargestellt, wie Ludwig XIV. die rheinische Pfalz zerstören läßt. Er hatte befohlen und rühmte sich dessen, „de brûler le Palatinat". Er hatte in Heidelberg Stadt und Schloß verbrennen lassen, nur um seine Allmacht zu zeigen. Zur Verherrlichung dieser Heldenthat ließ man eine Medaille schlagen, auf der einen Seite die brennende Stadt mit der Umschrift „Heidelberga deleta", auf der an-

deren sein Bildniß mit der Unterschrift „Rex dixit — factum est". Er hatte uns Landau weggenommen und ließ es neu befestigen; über jedem Thore ließ er eine strahlende Sonne anbringen, mit den Worten: „nec pluribus impar". Diese Sonne, welcher nichts gleich kommt, war natürlich immer er selbst. Bei den meisten Schlachten war er freilich gar nicht zugegen. Auf einigen Schlachtenbildern von Van der Meulen aber ist er Allerhöchstselbst dargestellt. Er sitzt in einer sechsspännigen Staatskarosse mit großem Cortège und betrachtet sich von da etwa eine brennende Stadt im Hintergrunde des Bildes. Kein Soldat, ja kein Offizier durfte ihm nahen. Zwischen ihm und dem Volk gähnte ein Abgrund. Er hatte durch seine Hofjuristen den Satz beweisen lassen: „In Frankreich hat nur der König Rechte, sonst Niemand; Land und Leute sind des Königs Eigenthum; was Einer erworben hat, oder sonstwie besitzt, das dankt er nur der Gnade des Königs, der ihm jederzeit Alles nehmen kann, mitinbegriffen die Frau." Und es blieb nicht bei der bloßen Theorie. — Dann folgen die Bilder aus den Zeiten Napoleons I., aus dem Krim-Krieg, aus dem italienischen Krieg, aus Algier, wo die Franzosen den Krieg gelernt haben, — aber den Krieg, wie man ihn nicht führen soll.

Hätten die Franzosen eine deutsche Ruhmes-Galerie erobert, deren Bilder ihre Niederlagen verherrlichen, sie würden dieselben ohne Zweifel sofort zerstört haben. Die siegreichen deutschen Soldaten haben die Bilder an den Wänden der Säle von Versailles, welche die Vergewaltigung, die Knechtung, die Zerstörung Deutschlands darstellen, gewiß auch nicht mit Vergnügen betrachtet. Aber sie hatten Achtung vor der Kunst, Achtung vor dem Eigenthum. Man hat die Wände der Säle von dem Fußboden an 7 Fuß hoch mit Bretern verschalt, um gewiß zu sein, daß die Bilder geschont werden. So handelt der deutsche „Barbar".

Als nun der deutsche König am sechsten Oktober 1870 in diesen Sälen erschien, zugleich voll Majestät und freundlicher Leutseligkeit, die Verwundeten grüßend, da konnten die Soldaten ihre Vergleiche zwischen dem Könige der Deutschen und dem der Franzosen machen. König Wilhelm rückt stets mit in das Feld an der Spitze seiner Schaaren, er theilt Leid und Freud, Noth und Sieg mit seinen Soldaten. Gleich ihnen hat er Hungersnoth und Granatfeuer kennen gelernt. Der greise Held, der so oft seinen Treuen in das brechende Auge gesehen, liebt den Frieden, weil er die Wagnisse, die Leiden, die Verantwortlichkeit des Krieges erfahren. Er sucht den Krieg zu meiden, aber ist er unvermeidlich, dann führt er ihn siegreich zu Ende.

Der französische Monarch fährt in der Staatskarosse mit seinen Maitressen hinterdrein, wie hier über dem Krankenbette des Soldaten bildlich dargestellt ist; oder er spricht, Cigaretten rauchend: „je préfère la guerre“ und überreicht ein paar Wochen später seinen Degen, wie wir es kürzlich erlebt haben. Die preußischen Prinzen „marschiren“, die französischen „reisen“ ins Ausland.

— „Du“, sagt ein Soldat zu seinem Nebenmann, „Majestät und seine Generale, und vielleicht auch wir, seine Soldaten, hätten doch weit eher solche Siegesbilder verdient, als diese Franzosen. Warum haben wir nicht eine Ruhmesgalerie in Berlin?“

— Narr, sagte der Andere, ist nicht der Ruhm besser, als die Ruhmesgalerie, und die siegreiche Armee im Felde besser als die gemalte an der Wand auf dem Bilde?

— „Ja freilich, aber das Eine thun und das Andere nicht lassen.“

— Nun, sei nur stille, Alter, wir bekommen auch unsere Bildergalerie, und will's Gott! eine, die weniger gelogen und besser gemalt ist, als diese da. Droben im Schlosse sitzt Einer, der malt schon dran. Das ist der Professor Bleibtreu aus Berlin. Der versteht's.

Der König tritt auf die oberste Terrasse hinter dem Schlosse. Von hier senkt sich der große Park gen Westen stufenweise nieder. Jede Terrasse hat ihre Wasserkünste und ihre Springbrunnen. Der größte der letzteren, genannt der Drache, wirft eine kolossale Wassermasse über hundert Fuß hoch. Die Wasser spielen selten vollständig. „Les grandes eaux“ hat man schon lange nicht mehr gesehen. Heute spielen sie dem König der Deutschen zu Ehren. „Les eaux travaillent pour le roi de Prusse“, sagen grinsend die verwundeten Zuaven, welche auf der Terrasse herumlungerten und sich nun ehrfurchtsvoll erhoben haben Auch Herren in Civil und geputzte Damen, Franzosen und Französinnen, haben sich eingefunden. Um das seltene Schauspiel der „großen Wasser“ zu sehen? Nein, um unseren König zu sehen, dessen hohe Gestalt und ebenso stramme als bewegliche Haltung ihnen gleich sehr imponiren. Auch sie ziehen ihre Vergleiche. Sie sind nicht schmeichelhaft für einen gewissen hohen Herrn, der gegenwärtig auf einem hessischen Lustschloß seine Herbstvillegiatur hält.

Die sinkende Herbstsonne strahlt noch einmal ihre ganze Gluth über den sich nach Westen senkenden Garten. Sie bricht sich in den tausend Strahlen und Perlen der Wasserkünste. Sie spielt in den bunten und mannigfachen Farben der herbstlichen Bäume: es ist ein großartiges Schauspiel. Die Musik läßt die ersten Töne der deutschen Nationalhymne erschallen. Der König winkt:

— „Nicht doch, es sind Verwundete in der Nähe!“

Die Musik schweigt.

Der König steigt die große Treppe herunter. Er besichtigt, unermüdlich wie immer, alle Schönheiten, ja alle Kuriositäten des endlosen Parks, die Bosquets, die Fontainen, die mythologischen Gruppen, die Vasen mit den Reliefs, die jets d'eau, die Bäder des Apollo, das Bassin der Latona, den Raub der

Proserpina, den Salle de Bal, die Domes, das bosquet de l'obélisque. In dem Gefolge des Königs befindet sich der Kronprinz, dessen blonder Bart, dessen kräftige und schlanke Figur und männlich wohlwollende Züge besonders von den Französinnen bewundert werden; eine ganze Reihe deutscher Fürsten und Prinzen und Bismarck. Ja, Letzterer thut sogar den Franzosen den Gefallen, nachdem der König und die Fürsten nach Trianon abgefahren, noch eine Zeit lang allein da zu bleiben. Er bewegt sich mit der größten Ungenirtheit zwischen den Feinden herum, zwischen den Franzosen, die ihn neugierig betrachten.

— „Ah", sagen die letzteren untereinander, „wenn man den sieht, dann ist es kein Wunder, daß wir den Kürzeren zogen. Der Mann ist ja auch körperlich ein Riese. Sehen Sie nur, Madame, diese teutonische Figur, die breiten Schultern, die hochgewölbte Brust, die mächtigen, freien und raschen Schritte. Und der soll todtkrank sein? Ah, meine Theuerste, man hat uns belogen und betrogen, uns, die Franzosen. Verrath, überall Verrath, sonst wäre das Alles nicht möglich, alle diese Niederlagen für uns, für die große Nation, deren Fahnen siegreich bis in die entferntesten Winkel der Erde vorgedrungen sind. Aber sehen Sie doch, jetzt blickt er grade nach uns herüber, jetzt können Sie sein Gesicht en face sehen. Dieser dicke Kopf, cette tête carrée allemande! Dieser große, dicke, wilde Schnurrbart! Ziemt sich ein solcher Bart für den Premierminister eines civilisirten Landes? Und die Zipfel des Schnurrbarts, statt horizontal gedreht, oder aufwärts gewichst zu sein, hängen nach unten. Das ist mongolisch! Diese preußische Rasse kann die asiatische Nachbarschaft der Russen nicht verleugnen! Wie er jetzt der sinkenden Sonne nachblickt! Ah, mein Gott, diese sinkende Sonne, sie ist das schöne Frankreich, notre belle patrie! Wie unter den großen buschigen Brauen seine stahlblauen, glänzenden

Augen so triumphirend hervorblitzen. Und nun denken Sie sich diesen Mann zusammen mit unserem kleinen Benedetti! Ist das nicht, wie wenn man die Katze mit der Maus zusammenschickt, damit sie mit einander streiten oder sich verständigen? Bah, denkt die Katze, was streiten, was verständigen? ich werde mit dem Mäuslein spielen, und wenn ich des Spieles überdrüssig bin, werde ich es auffressen. Wie konnte man zu einem solchen Riesen den kleinen Benedetti nach Berlin schicken, diesen Mann, der noch nicht einmal von Geburt der großen Nation angehört, der kein Franzose ist, sondern ein Grieche, oder ein Italiener, oder ein Korse? O, diese Korsen, sie haben unser schönes Land in all das Unglück gebracht! Es ist eine Verschwörung gegen uns, es ist Verrath! Nicht diesen Benedetti hätte man nach Berlin schicken dürfen, sondern den Marschall Bazaine an der Spitze von 300,000 Mann. Wie die Chinesen hätte er die Berliner behandeln müssen. Sie sind ja doch auch Barbaren des Ostens!"

So lispelt und säuselt und zwitschert und schnattert das durcheinander bei den Franzosen. Was in einer Viertelstunde gesprochen wird, ist so viel, daß es eine Nummer selbst der riesenhaftesten amerikanischen Zeitung füllen würde. Und der Graf Bismarck geht dazwischen herum und murmelt: „Faites le droit, laissez parler." Das ist auch so ein Waidspruch. Er hat früher einmal auch in Frankreich gegolten. Aber es ist das schon lange her. Jetzt gilt er bei uns. –

Nun haben die französischen Zungen das „Thema Bismarck" erschöpft. Sie wenden sich an ein höheres, an den König, an den obersten Kriegsherrn des deutschen Gesammtheeres.

„— Er scheint alle seine Offiziere, ja fast alle seine Soldaten zu kennen, persönlich zu kennen. Wie ist das möglich? Bei einer Armee von anderthalb Millionen? Denn soviel muß er mindestens doch haben! Wie hätte er sonst uns besiegen und unser schönes

unglückliches Land mit diesen Barbaren des Nordens, so überschwemmen können? Wer nur deutsch verstände, um zu hören, was er mit den Leuten spricht! Aber haben Sie gesehen, wie einem jeden Offizier und einem jeden Soldaten das ganze Gesicht strahlt, wenn die Augen des Königs auf ihn fallen? Ich hasse diesen Bismarck, mit jeder Fiber meines Herzens hasse ich ihn. Aber diesen König? Nein! Ihn kann man nicht hassen. Er ist ein Greis voll Hoheit und Würde und man sieht es seinen treuen blauen Augen an, er ist nicht böse. Und Muth hat er, welchen Muth! Ich will nicht sprechen von den Schlachten. Das versteht sich ja von selbst. Er ist Soldat. Das ist sein Handwerk. Aber hier, ohne alle Bedeckung, ohne Polizei, in Feindesland, wie ist das möglich? Grüßt er uns nicht mit derselben leutseligen Milde, als wenn wir nicht seine Feinde, sondern seine Unterthanen wären? Und unsere gefangenen und verwundeten Soldaten auch? Weiß er nicht, daß man in Paris eine Subskription zu einem Ehrengeschenk für denjenigen eröffnet hat, der den König von Preußen meuchlings ermordet? Ja, man sagt, er weiß es. Und doch, dieser Muth, diese gelassene Seelenruhe, diese freudige und heitere Sicherheit! Man sieht, er hat ein gutes Gewissen, — eine Sache, die andere Leute nicht besitzen, andere Leute, die uns verrathen haben. Und was mich anbelangt, so sehr ich Patriot bin, ich verdamme dennoch den Meuchelmord. Er darf eines wahren Franzosen Hand nicht beflecken. Selbst wenn ein Franzose schlecht genug wäre, es zu wollen, er würde es nicht fertig bringen; seine Hand würde zittern, sein Blick unsicher werden, in dem Augenblicke, wo er diesen ehrwürdigen Greis erblickt. Das unglückliche Frankreich, wenn es einen solchen Beherrscher hätte! Europa würde für uns dann zu klein sein. Aber wir haben das Unglück, schlecht regiert und stets verrathen zu werden.“ —

Es ist natürlich, daß die Franzosen das Benehmen unseres

Königs nicht begreifen. Sie haben seit vierzig Jahren ihren Louis Philipp, ihren Louis Napoleon nicht anders sich bewegen sehen, als mitten in einem Schwarm offener und versteckter Polizisten, oder gar in einem mit Eisen gepanzerten Wagen, um den einige Schwadronen Leibgardisten schwärmen, das gespannte Gewehr in der Hand.

Und welche Gefühle mögen das Herz des Königs bewegt haben bei einem Besuche des Schlosses und Parkes von Versailles, wo er schon als Jüngling unter den Reihen der Sieger und kürzlich noch als Gast Napoleons weilte?

Vielleicht hat er in dem Moment, wo sein Auge diese steife geschnörkelte Pracht überflog, an sein schönes Schloß Babelsberg in dem frischen grünen Walde an der blauen Havel zurückgedacht. In der That giebt es keinen größeren Gegensatz als Potsdam und Versailles, obgleich sich jenes verhält zu Berlin und zu Preußen, wie dieses zu Paris und zu Frankreich. Auch in den Umgebungen von Potsdam spielt die französische Gartenkunst ihre Rolle. Sanssouci und das neue Palais sind ursprünglich in ihrem Sinne angelegt. Allein auch damals hat man sich von jener französischen Centralisationswuth fern gehalten, welche das ganze Versailles zu einer Dekoration für die in der Mitte stehende Reiterstatue Ludwigs XIV. macht, alle Durchsichten nach dem Schloß zieht und die Natur verstümmelt, um sie der Laune eines Einzelnen zu unterwerfen. In der Umgebung von Potsdam hat Jedes sein eigenes Recht: Babelsberg mit seiner englischen Gothik, Charlottenhof als italienisches Landhaus, Sanssouci mit seinem französischen Stil und den antiken Spielereien auf dem Ruinenberg, die kolossalen Wasserbehälter auf dem Pfingstberg, das Orangeriehaus im großen italienischen Palazzo-Stil, die Basilika der Friedenskirche. Jeder König, jedes Zeitalter hat sich hier in freier und selbständiger, charakteristischer und meistens geschmackvoller Weise in seiner Art

verewigt. Nirgends jene Uniformität, die uns in Versailles trotz aller Pracht und Größe ermüdet. Und dann die schönen Höhen, Seen und Flüsse, wie dankbar hat man sie in Potsdam benutzt und entwickelt; wie schnöde hat man das Alles in Versailles, Trianon allein ausgenommen, entweder ignorirt oder geknechtet!

Wer sich des Gegensatzes zwischen deutschem und französischem Wesen bewußt werden will, der muß Potsdam und Versailles sehen und in seinen Gedanken neben einander stellen. Dann geht ihm mit einem Schlag ein wahrhaft überraschendes Licht auf.

Am 6. Oktober 1789 heulten in Versailles die wüthenden Weiber von Paris:

„Muth, Muth, Muth!
Jetzt wird's gut!
Jetzt bringen wir Bäcker und Bäckerin,
Auch der kleine Bäckergesell' ist darin.
Aus ist die Noth,
Jetzt giebt's Brod!"

Am 6. Oktober 1870 sang ein märkischer Grenadier, an die Balustrade der obersten Terrasse des Versailler Parks gelehnt, still für sich hin:

„Blaue Havel, Grunewald,
Grüß' mir alle beide,
Grüß' und sag', ich käme bald, —
Und die Tegler Haide".

---

Druck von Leopold & Bär in Leipzig.

# Inhalt.

| | Seite |
|---|---|
| **Ueber Krieg und Frieden.** | |
| Briefe vom Januar 1870 mit Anmerkungen vom Januar 1871 | 1 |
| **Bismarck und Benedetti.** | |
| Unpolitische Briefe an eine Dame | 29 |
| **Der Tod des General Marceau.** | |
| Westerwälder Erinnerungen | 65 |
| **Prinz Victor von Wied.** | |
| Eine Geschichte aus den napoleonischen Kriegen | 93 |
| **Deutsche in Paris. 1865—1870.** | |
| Erlebnisse eines rheinischen Juristen | 151 |
| I. Ein Reichsverfassungskämpfer von 1849 | 151 |
| II. Nur ein Hessen-Darmstädter | 165 |
| III. Weltliche Gesetze | 174 |
| IV. Geistlicher Trost | 187 |
| V. Das Ende des Elends | 196 |
| VI. Zur Vervollständigung | 204 |
| **Der Trunk zu Bitsch.** | |
| Ein Lothringer Kulturbild aus dem sechszehnten Jahrhundert | 213 |
| **Metzer Skizzen.** | |
| I. Vor Metz | 243 |
| II. Die Capitulation | 251 |
| III. Monsieur Tout-le-Monde | 260 |
| IV. Monsieur le Curé | 284 |
| V. Silber und Gold | 296 |
| VI. Naturalrequisition und Geldcontribution | 315 |
| Nachtrag | 329 |
| **Elsasser Unterhaltungen.** | |
| November und Dezember 1870 | 333 |
| I. Deutsche Sprachgrenzen | 333 |
| II. Kirche und Schule | 346 |
| III. Die Kehrseite | 357 |
| IV. Vlamisch-allemannisches | 367 |
| V. Die Stimmung | 382 |
| VI. Die Pariser und die Elsaßer Commune | 408 |
| **Die Wilhelmshöhe bei Kassel.** | |
| Kulturgeschichtliche Bilder aus sieben Jahrhunderten | 420 |
| **Versailles im October.** | |
| I. Schloß und Gartenkünste | 452 |
| II. Der sechste October 1789 | 461 |
| III. Der sechste October 1870 | 472 |





